Der Lasso

Roman von Alfred Funke

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derlassobrasilia01funk

Der Lasso

Der Lasso

Brasilianischer Roman

von

ALFRED FUNKE

*

1 · 9 · 2 · 2

Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin, Leipzig, Wien, Zürich

Alle Rechte, insbesondere
das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten

*

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

*

Druck von W. Vobach & Co., Leipzig

RBR
Jantz
#183

I.

Sengende Novembersonne prallte auf den Hamburger Dampfer „Tijuca" im Hafen von Bahia. Sanfter Ozeanhauch des Spätnachmittags weckte am Großtopp den schlaffen „Blue Peter", die blaue Flagge mit dem weißen Viereck darin, das Zeichen der Ausfahrt, und ließ ihn lustig flattern.

Unter dem schimmernden Sonnensegel des Achterdecks lehnten der behäbige Schiffsarzt und ein hochgewachsener Fahrgast an der Reling, beide im weißen Tropenanzug und Bordmütze, und sahen gemächlich dem Treiben im weiten, sonnenglitzernden Hafenbecken zu.

Eine Jangada*) kehrte dicht unter Steuerbord der „Tijuca" vom Fange heim. Ein brauner Fischer unter dem dreieckigen Segel des bordlosen Floßes warf den Rest seines Cigarro ins Wasser und rief vertraulich ein „Boas tardes!"**) herauf. Der deutsche Schiffsarzt winkte einen Gruß zurück.

Auf der hellgrünen Flut der weiten Bucht lagen Dampfer und Segler aller Flaggen. Masten, Stengen, Rahen und Schlote ragten wie ein kahler Wald, durchschossen von Wanten und Tauwerk, vor den hellen Gebäuden der Unterstadt, wo Speicher an Speicher sich drängte, die Maultierkarren unter schwerer Fracht rumpelten und klapperten, über den Schreibstuben der Kaufleute hier und dort

*) Jangada heißen die Fischerflöße in Bahia, die ohne Bord auf den Ozean hinaussegeln.

**) „Guten Tag!"

Konsulatsfarben bunt und fröhlich wimpelten. Hoch über dem Hafenviertel, unter dem tiefblauen Himmel des Südens, hoben doppeltürmige Kirchen die blendendweiße Front, breiteten sich die Paläste der Oberstadt, lugten Landhäuser aus dem Grün der Palmen und Mangobäume, aus Orangenhainen und Bananenpflanzungen. Drohend spähten Geschützrohre aus dem Mauerkranz verwitterter Hafenbastionen. Ein Kanonenboot träumte an der Boje. Schwarze Matrosen lugten müßig von seiner Schanze dem flinken Zollkutter nach, der, die grüngoldene Flagge Brasiliens am Heck, gerudert von farbigen Marinern, dem Fallreep eines Royal Mail Steamers zuhielt. Unter dröhnendem Signal ließ ein großer, weißgestrichener Schnelldampfer unter dem Grünweißrot Italiens Anker fallen.

„Der ‚Rè Umberto' hat die Reise von Genua nach hier in zehn Tagen gemacht, Doktor Felsch. Ein Rekord."

„Kunststück, Herr Schmitz, bei den Maschinen und dem Kohlenfraß! Haben Sie in Hamburg nicht gehört, was unsere ‚Vaterland' von Kuxhaven bis Hoboken geleistet hat? Das war Weltrekord!"

Die Back des Italieners war schwarz von Zwischendeckern.

„Sizilische und apulische Sachsengänger für die argentinische Pampa, Kulis für die Kaffeebarone in São Paulo," warf der Schiffsarzt hin. „Arme Teufel."

„Richtig. Aber wenn sie ein Dutzend Jahre dort geschuftet und ein paar tausend Lire zusammengekratzt haben, schwimmen sie nach der Heimat zurück. Unsere deutschen Kolonisten bleiben in ihren Pikaden*) auf der brasilischen Scholle."

„Und bleiben trotzdem Gringos**) in den Augen der Lusos***). Ich fahre nun drei Jahre die Tour hier herunter und habe leider nie eine deutsche Pikade gesehen. Eigentlich schade!" bedauerte Doktor Felsch.

„Wirklich schade, Doktor. Sie würden dort Respekt bekommen vor unseren Pommern, Westfalen und Rheinländern, die mitten im wilden Urwald Südbrasiliens blühende Bauernsiedlungen schufen, ganz allein auf sich und ihre

*) Siedelungen.
**) Gringo = spöttische Bezeichnung für den Fremden.
***) Lusobrasilier, Einheimischer.

Faust, auf deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer angewiesen, und trotzdem deutsch blieben in Sprache und Sitte, als säßen sie noch hinter Schievelbein und Regenwalde, bei Ibbenbüren und auf dem Hunsrück."

„Und sind hier in den Augen der waschechten Brasilianer doch nichts als Kulturdünger."

Julius Schmitz richtete die blauen Holsteineraugen im hageren, sonnenbraunen Gesicht, von dem der hellblonde Schnurrbart seltsam abstach, streng auf das abschätzige Lächeln des Doktors, und seine Stimme klang nun fast herausfordernd:

„Total falsche Diagnose, mein Verehrter! Der Deutschbrasilier hat sich seinen Platz an der Sonne des Südens für immer gesichert. Auch der verrannteste parlamentarische Klopffechter in Rio wird im Ernst den zuverlässigen und werteschaffenden Staatsbürger deutschen Blutes in Brasilien nicht mehr vermissen wollen."

„Sie müssen es ja wissen, lieber Schmitz. Sie haben hierzulande ja lange genug die berühmten schwarzen Bohnen mit Dörrfleisch gegessen und kehren jetzt reumütig zum Spießbraten der Gauchos zurück, nachdem Sie ein halbes Jährchen lang Ihre brasilischen Milreis in der deutschen Heimat flügge werden ließen. Wozu Sie, nebenbei bemerkt, ein besonderes und schätzenswertes Talent haben. Winken Sie nicht ab! Ich durfte mich bei unserem letzten Bummel an der Alster und über die Reeperbahn sehr zum Schaden meines Beutels davon überzeugen. Warum eigentlich blieben Sie nicht in Deutschland? Einem Kerl wie Sie, mit Grütze im Kopf und Courage unter dem Brustlatz, müßte der Weizen auch zwischen Hamburg und Stuttgart blühen."

Schmitz lüftete die weiße Mütze und fuhr über das dichte, blonde Haar, in dem es an den Schläfen bereits grausilbern schimmerte. Er sah einem großen Boot nach, unter dessen Leinenplane rauchende und schwatzende Neger von der Hafenarbeit an Land gerudert wurden. Ohne den Schiffsarzt anzusehen, sagte er fast verdrossen:

„Ich finde mich dort nicht mehr zurecht, Doktor. Vielleicht liegt es im Blut. Brasilien läßt mich nicht los."

„Sentimentale Alfanzerei! Fehlt nur noch, daß Sie sich auf den uralten germanischen Wandertrieb berufen und den seligen Alarich aus dem Busento oder den wilden Genserich aus den Trümmern von Karthago als Eideshelfer beschwören. Aber der sonnige Süden fraß sie alle ohne Erbarmen, und auch der blonde Schwabe Konrad auf dem Blutgerüst zu Neapel ist eine Erläuterung zu diesem germanischen Wandertrieb. Nun, lassen wir das. Setzen wir lieber eine gute Dannemann in Brand."

Er bot Schmitz eine dunkle Bahiazigarre und Feuer dazu, blies mit Behagen den blauen Rauch in die Luft und bewunderte den schneeigen Brand.

„Das einzige Gute in dem Negerdorf hier, lieber Schmitz," brummte er.

Ihm bot Bahia nichts mehr. Wenn die Fahrgäste erwartungsvoll an die alte Landungstreppe fuhren, auf deren graugrüne Quader schon Moritz von Nassau vor fast drei Jahrhunderten den Fuß setzte, so blieb Doktor Felsch an Bord. Was sollte er sehen? Vielleicht die starken Bahianeger, die einst in den Tabak- und Kaffeepflanzungen Frondienste leisteten, nach der Sklavenbefreiung und folgendem Kaisersturz nun in der Stadt als Lastträger, Fuhrleute, Hafenarbeiter und Straßenhändler ihre Patacas verdienten oder faul in der Sonne lagen und am Strande lungerten? Die hatte er in jedem Hafen der Brasilküste zum Überdruß vor Augen, und wie zur Bestätigung schmetterte der Erste Offizier der „Tijuca" zu den rasselnden Gängen der Ladeluken, wo die dunklen Söhne Hams Ballen, Fässer und Kisten verstauten, ein zorniges „You damn'd black devils!"

„Warum Carlsen immer auf englisch flucht?" überlegte Doktor Felsch. „Er ist doch Hamburger Kind."

„Kann ich verstehen, Doktor. Wenn John Bull betet, heuchelt er. Wenn er aber flucht, ist es ehrlich, grundehrlich gemeint."

„Nicht übel. Material zur Psychologie Albions. Aber sehen Sie, da naht auch ein grundehrlicher alter Seemann!"

Vom Wasser herauf kam eine Stimme zur Reling: „Oh, cavalheiros! Oh, senhores! Pschiu!"

Ein Mulatte hielt mit langsamem Ruderschlag sein Boot längsseits der „Tijuca". Krächzende Papageien auf ihren Stangen, bunte Finken in ihren Bauern, Ananas, Bananen, Mangofrüchte und große Bahiaorangen füllten den Kahn.

„Nix kaufen? Viel billig!"

Der gelbe Handelsmann machte ein vertrauensvolles Gesicht. „Oh, cavalheiros!"

Er zog seinen verschossenen Filz höflich. „Oh, senhores!" Denn das Geschäft war flau. Die Fahrgäste kauften an Land, die Matrosen machten rein Schiff.

Doktor Felsch wehrte ab. „Nein, mein Junge. Nichts zu machen. Abschwimmen!"

„Vae com Deus, compadre!"*) fügte Schmitz hinzu.

Aber der zähe Ferge, der zu seinem innigen Bedauern das Deck des Schiffes nicht betreten durfte, redete weiter auf die deutschen Senhores ein und pries seine Ware eifrig und ausdauernd. Da winkte Schmitz einem Matrosen: „Kommen Sie mal mit dem Deckschlauch, Jensen! Da unten wrickt sich wieder ein betriebsamer Hafenpirat an."

Der Mann im schwanken Kahne unten ahnte Unheil, als der Matrose über die Reling herablugte; er pullte hastig sein Boot außer Strahlweite, als der Schlauch auf den Bordrand gelegt wurde, und schimpfte wie ein Rohrspatz.

„Der Handel Brasiliens grüßt den deutschen Wettbewerb," lachte Doktor Felsch.

„Die farbenreiche Höflichkeit des Südens in verschwenderischer Fülle. Alle Wetter, der Bursche zieht Register!" setzte Schmitz mit Anerkennung hinzu.

„Segelboot an Steuerbordseite, Herr Doktor," meldete der Matrose.

Ein schlankes Boot segelte an, mit scharfem Bug das glasgrüne Wasser schneidend, daß der Gischt sprühte. Ein Neger saß am Steuer. Koffer und Taschen standen auf den Duchten. Ein Herr in grauem Reiseanzug und hellem Hut spähte zur „Tijuca" hin. Das dreieckige Segel fiel, der Herr stieg das Fallreep herauf. Oben nahm ihn der Oberstewart in Empfang. Zehn Minuten später stand der Bordgast

*) „Geh mit Gott, Gevatter!"

vor dem Schiffsarzt, lüftete die Reisemütze und stellte sich vor:

„Fritz Dahlmann, nach Rio Grande."

Dann sah er Schmitz an, streckte ihm plötzlich beide Hände hin und machte ein fröhliches Gesicht.

„Schmitz! — Julius! — Mann Gottes! — Ich denke, du machst den Alsterdamm oder die Friedrichstraße unsicher?"

Schmitz umarmte den neuen Bordgast nach Landessitte und gab die Begrüßung in gleichem Ton zurück.

„Dahlmann! Alter Schwede! — Ich vermutete dich zwischen trocknen Ochsenhäuten, Indianerseelen und Dörrfleisch auf dem Kamp, wo er am weitesten ist. Du hier oben in Bahia?"

„Ja. Für ein Jahr vom verehrlichen Hause Pedersen & Bastos herkommandiert gewesen. Ich rieche jetzt jede Tabaksorte im Düstern heraus, und meine Seele ist vor lauter Kakao schon ganz braun geworden, jedoch noch nicht entölt. Höchste Zeit, daß man zurückkehrt nach dem Süden, zu besseren Menschen und Sitten. Und nun dazu in deiner gedeihlichen und ersprießlichen Gesellschaft! Aber, daß Kapitän Spiekermann — ich traf ihn im deutschen Klub, wo er die wohlgeeisten Reize der Tropen noch ein Stündchen genießen will — mir deine Anwesenheit an Bord verschwiegen hat, ist wenig schön! Na, gehen wir zur Besänftigung der Seele einmal über das Deck der guten ‚Tijuca'. Hernach spielen wir im Rauchzimmer einen Männerskat. Oder blättern die Herren nicht gern im Buche der vier Könige?"

„Immer zur Verfügung, Herr Dahlmann," erklärte Doktor Felsch. „Aber nicht über einen halben Pfennig den Point. Höher steige ich nicht auf die Leiter."

„Und nicht ohne einen Cocktail von Wermut mit einem Schuß Angostura," setzte Schmitz hinzu.

„Ach, Julius," tadelte Dahlmann, „daß du deine Laster nicht im alten Europa lassen konntest! — Aber ich habe eine neue Mischung zum Fünfuhrtee für starke Männer. Die ist gut und erprobt bei allen Dienstobliegenheiten zu Wasser und zu Lande. Dazu pfeifen wir den Dessauer Marsch: So leben wir, so leben wir —."

Schmitz sah ihn schmunzelnd an: „Die Federn hast du also ein bißchen geändert, aber der Schnabel ist der alte. Wünsche dir Glück, Dahlmann, daß Herr Rudolf Schweizer, den wir von Hamburg her an Bord haben, dich nicht hören kann, sintemalen er noch an Land ist und die verruchte Kultur unserer Tage studiert, um morgen das große Wehe über sie zu rufen."

Dahlmann sah die Herren fragend an.

„Rudolf Schweizer? Kenne ich nicht."

Doktor Felsch machte ein vergnügtes Gesicht. „Volksbeglücker von Beruf, geht in den Urwald oder auf den Kamp Südbrasiliens, um eine ideale Kolonie auf kommunistischer Grundlage, eine Oase der Glückseligkeit zu gründen."

„Aha! Ein neues Ascona mit vegetarischer Speisekarte, auf der die rohe Mohrrübe und das trockene Schrotmehl zu hohen Ehren kommen, dazu ein bißchen Nacktkultur," warf Dahlmann ironisch ein.

„Weiß ich nicht genau, Herr Dahlmann. Jedenfalls wirkt er unter unseren Zwischendeckern seit Hamburg mit dem Feuereifer des Fanatikers — der Mann hat Christusaugen, aber einen Judasbart — für wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und führt den zielbewußten Kampf gegen den verruchten Kapitalismus unserer Zeit und Welt, wobei freilich zu bemerken ist, daß weder er noch unsere Landsleute auf der Back mit Kapital belastet sind. Ich habe dem Propheten Schweizer jedenfalls schon einen Namen für sein neues Eden vorgeschlagen: ‚Novo Paraiso', das neue Paradies. Er hat es nicht übelgenommen. Ich habe ihm auch die Wiedertäufer von Münster als Vorbilder empfohlen. Das sah er freilich als Tusch an und wurde grob. Nun, Sie werden ihn ja noch einige Tage an Bord genießen."

Dahlmann zündete eine Zigarette an, steckte die Hände in die Taschen seines hellen Jacketts und schlenderte mit den Herren langsam weiter. Matrosen hantierten mit Schlauch und Wasserpützen, rieben die Messingstangen und Knäufe, auch die runden Bullaugen der Kabinen blank, musterten den neuen Gast flüchtig und fuhren fort, die „Tijuca" fein zu machen.

An den Ladebäumen der Luken rasselten unaufhörlich

die Ketten, die Dampfwinden fauchten; die letzte Fracht wurde verstaut.

„Wieder nach Rio Grande, Herr Dahlmann?" rief Carlsen, der Erste Offizier, von der Back herauf.

„Ja, wenn ich nicht in Santos Gegenorder finde, Herr Carlsen."

„Wieso, Dahlmann?" warf Schmitz ein.

„Nun, wenn in Santos Depeschen für mich liegen, kann mir die Zeit knapp werden. Ich nehme dann die Zentralbahn nach São Paulo. Da spare ich drei Tage."

„Die Züge entgleisen fahrplanmäßig, mein Freund."

„Mit dieser Möglichkeit muß ich leider rechnen."

„Jedenfalls kegeln wir in Rio Grande in der Germania," erklärte Carlsen.

„Soll ein Wort sein, Herr Carlsen."

Im Speisesaal breiteten die Stewards bereits schlohweißes Damastzeug auf die Tafeln. Befriedigt warf Dahlmann einen Blick in den luftigen Raum, auf die gediegene Ausstattung, die Ventilatoren zwischen den Fenstern, das Silber und Kristall der breiten Anrichte. Brasilische Zollbeamte grüßten höflich und unterbrachen ihre Partie Domino. Aus dem Sektkühler vor ihnen lugte ein silberner Flaschenhals. Dahlmann wechselte einige Höflichkeiten mit ihnen.

„Wird den Brüdern nicht übel schmecken auf so einem sauberen deutschen Schiff," meinte er im Weitergehen. „Wenn ich an den dreckigen brasilischen Kasten denke, mit dem ich vor einem Jahre hergondeln mußte, wo in jeder Suppe große Baratas schwammen und die Negerfinger der Stewards ihre Spuren an jedem Glase hinterließen — brrr!"

Im Rauchzimmer machten die drei es sich bequem. Doktor Felsch ließ geeistes Pilsener kommen und vertröstete Schmitz, der seinen Cocktail erwartete, auf den Abend. In den bequemen Lederstühlen saß es sich behaglich.

„Um auf Herrn Schweizer zurückzukommen," begann Dahlmann mit Ernst, „so soll sich der gute Freund vorsehen! Die brasilischen Behörden verstehen keinen Spaß mehr mit den Begründern des Paradieses auf Erden, seitdem sie hier im Staate Bahia den blutigen Feldzug gegen

Antonio Conselheiro, den ‚guten Jesus', und seine Fanatiker in Canudos zu führen hatten, und in Paraná spukt es im Hinterlande auch wieder. Das Militär in Florianopolis hat Marschorder bekommen. Gegen José Monge und seinen Anhang."

Der Schiffsarzt mischte die Karten und wollte mit einem Scherz über das Thema wegschlüpfen. Ihm sei ein Grand mit vieren und angesagtem Schneider wichtiger als alle Schwärmer und Aufrührer Brasiliens.

„Meinetwegen können Jan van Leyden, Krechting und Knipperdolling aus ihren eisernen Käfigen an St. Lamberti zu Münster wieder auferstehen und von Bahia bis Rio Grande spuken gehen, falls es ihnen Freude macht."

Aber Schmitz griff den Faden auf und belehrte den ungeduldigen Doktor, daß dieses Auftreten weltfeindlicher Schwärmer und die blutigen Greuel ihrer fanatisierten Anhänger eine immer wiederkehrende Gefahr für den Frieden des ungeheuren brasilischen Gebietes bedeuteten, und Dahlmann pflichtete Schmitz ernstlich bei:

„Vor nunmehr neunzig Jahren, Herr Doktor, wütete die Schwärmerei sogar unter deutschen Bauern bei São Leopoldo. Ein hysterisches Weib und ein betrügerischer Expfaffe fanatisierten ihre Umgebung. Diese Mucker, wie sie genannt wurden, schossen ihre deutschen Landsleute nieder, wenn sie sich ihnen nicht anschlossen, führten Güter- und Frauengemeinschaft ein, behaupteten, in ihrem weiblichen Oberhaupt Jakobine Maurer sei Christus wieder verkörpert —"

„Alle Hagel! Das geht sogar gegen mein medizinisches Gemüt."

„Sie verbreiteten jahrelang Schrecken in der Umgegend, und dieser ekelhafte Abklatsch der münsterschen Wiedertäufergreuel mußte in Blut und Mord erstickt werden. Das brasilische Militär wurde der verschanzten Mucker nicht Herr. Deutsche Kolonisten mußten mit dem Gewehr das letzte Schreckenswort sprechen. Wenn Sie heute in die deutschen Schneizen*) um São Leopoldo kämen, würden Sie bei jedem

*) Deutsche Bauernsiedelung.

Kinde die Überlieferung dieser Muckerzeit wach finden. Hier oben, im schrecklichen Sertão von Bahia, hat Brasilien einen regelrechten Feldzug gegen den ‚guten Jesus' führen müssen. Fünfzehntausend Mann Militär lagen lange Monate hindurch vor Canudos, ehe die Bewegung des Antonio Conselheiro, der man in Rio monarchistische Absichten zuschrieb, unter schrecklichen Greueltaten verblutete. In Wirklichkeit sind diese Aufstände fanatischer Geister, die eine neue Zeit verkünden, die bestehende staatliche Ordnung mit der Waffe befehden und die wehrlosen Bewohner des Landes mit Gewalt an sich zwingen oder ermorden, wohl nichts weiter als Ausgeburten der geistigen Einsamkeit in weltentlegener Öde. Immer wieder tauchen sie auf, diese wilden Schwarmgeister. Blut und Brand bezeichnen ihre Spur. Nicht Pulver und Blei sind das Heilmittel dagegen, sondern Volksbildung, Aufklärung, Schulen. Solange diese nicht bis in den tiefen Urwald und auf den weltfernen Kamp vorgedrungen sind, wird es immer wieder einen ‚Santo' geben, der seinen blutigen Spuk treibt."

Doktor Felsch hatte die Karten unwillkürlich wieder zusammengeschoben und war nachdenklich geworden. Diese Bilder voll Grauen und Wut flammten zu plötzlich vor ihm auf. Wie ein Kampbrand, der knatternd und sausend die fressende Lohe über die friedliche Grasöde und ihre Buschinseln wälzt und alles Leben vernichtet, das ihm nicht in wilder Flucht ausweichen kann.

„Es wäre für Schweizer gut gewesen, wenn er Ihnen zugehört hätte, Herr Dahlmann."

„Was nützt das? Wer in Gefahr ist, ahnt sie nicht oder will sie nicht sehen. Wie unser Freund Hilario Menezes," wandte sich Dahlmann an Schmitz.

„Was ist mit ihm?"

„Ach so — du warst ja drüben, als er ermordet wurde."

Schmitz sprang auf und starrte Dahlmann an. Der hob die braunen Augen ruhig und wiederholte: „Hilario Menezes, unser Freund, ist vor einem halben Jahre erschossen und ausgeraubt am Wege nach Tres Vendas auf einsamem Kamp gefunden worden. Ich habe ihn hundertmal davor gewarnt, allein mit gefüllter Geldkatze über den Kamp zu

reiten, seitdem an der Grenze nach Argentinien zu das braune Volk von einem wandernden Santo sprach. ‚Auf meinem Kamp bin ich so sicher wie im Himmelreich,' erwiderte er und nannte mich einen Gespensterseher. Nun sitzt sein Vater, der vornehme alte Herr Eusebio Menezes, mit der jungen Witwe allein auf der Estancia."

Schmitz war bis in die Tiefen seiner Seele erschüttert. Hilario Menezes war sein Freund gewesen. Oft genug, wenn der reiche, lebenslustige Viehzüchter in Geschäften nach Porto Seguro kam, hatten sie einen fröhlichen Abend verlebt; und auf der einsamen Estancia Estrella hatte Schmitz echte Gastfreundschaft, wie sie auf dem freien Kamp unter den Gauchos geübt wird, erfahren.

„Und der Mörder?"

Dahlmann zuckte die breiten Schultern. „Ich habe nicht gehört, daß man ihn fing."

Schmitz stand vor dem Marmorkamin, die Hände auf dem Rücken, und starrte vor sich hin.

„Ich möchte wetten, daß Pedro Cabral seine Hand dabei im Spiele hatte. Er haßte Hilario, seitdem dieser die schöne Jolita Tavares heimgeführt hatte. Verlasse dich darauf!"

Dahlmann schüttelte den gescheitelten dunklen Kopf. „Pedro Cabral, dem heimtückischen, glatten Schleicher, wäre es zuzutrauen. Aber er saß in den Tagen des Mordes auf seinem Kontor an der Rua Bandeira und abends in der ‚Bar de Paris' bei der blonden Lola. Das ist festgestellt worden. Zu anderen Zeiten machte er freilich seine mysteriösen Reisen an die Grenze und darüber hinaus."

„Die blonde Canaille in der Bar wirkt auch noch? Wenn ich Detektiv wäre, würde ich meinen Cocktail bei ihr trinken. Oder balzt Cabral nicht mehr um sie?"

„Du vergißt, daß ich ein Jahr nicht unten war."

„Ja so, da hast du recht. Aber Cabral wird seine Capangas*) gedungen haben, die den Mord besorgten. Der arme Hilario!"

Schmitz wandte sich hastig um und sah stumm aus einem

*) Bezahlte Helfershelfer.

Fenster des Rauchzimmers. Schweigen lag im Raum. Gedämpft kam das Rasseln der Ladegänge von unten.

„Aus unserem Skat scheint nicht viel werden zu wollen, meine Herren," begann der Schiffsarzt vorsichtig.

Dahlmann blieb stumm und blies einen Ring, der langsam verschwebte.

Da trat Schmitz vom Fenster zurück und nahm mit hastiger Bewegung seinen Platz am Tisch ein, tat einen langen Zug aus seinem Glase und forderte fast barsch: „Sie geben, Doktor!"

Sie spielten stumm. Nur das Zählen am Schluß, das Hinschieben der Verluste, das Ansagen der Spiele unterbrach das Schweigen. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Dem Doktor wurde das ungemütlich. „Sagen wir die letzte Runde an, meine Herren. Nach Tisch nehmen wir den Kapitän als vierten Mann auf. Er muß übrigens bald kommen."

Die Uhr über dem Kamin pinkte sechs.

„Ein fixer Seemann, unser Alter," warf Schmitz hin und fächerte seine Karten in der Linken. „Als ich mit ihm nach Hamburg fuhr, sind wir von Lissabon bis hinter Dover Tag und Nacht durch den dicksten Nebel getappt. Man kriegte bei dem ewigen Getute Nerven. Spiekermann aber navigierte unsere ‚Tijuca' glatt durch, als dampften wir bei blanker Sonne auf der Elbe. Es geht nichts über einen richtigen deutschen Seemann. — Vierzig haben Sie, Doktor? Grand! Los dafür!" —

Nach dem Spiel standen sie auf dem Bootsdeck und sichteten sehr bald die weiße Jolle des Kapitäns.

„Wer ist beim Alten im Boot?" fragte Dahlmann.

„Die junge Dame heißt Regina Martensen und geht zu Weidemanns in Porto Seguro als Erzieherin. Ein prächtiges Mädel, diese Regina Martensen aus Apenrade."

„Und der Herr im Panama neben ihr?" erkundigte sich Dahlmann weiter.

„Das ist Freiherr Georg von Rodewald, ehemaliger Oldenburger Dragoner, zukünftiger Urwaldpionier. Du brauchst keinen Flunsch zu machen, Dahlmann. Ich weiß ja, die Offiziere a. D. liegen dir nicht, und die vom Adel erst

recht nicht. Aber dieser Georg Rodewald, wie er sich einfach vorstellt, ist ein Mann, der auch ohne den bunten Rock gegen den Teufel selbst Attacke reiten würde, wenn es nottäte. Und die Schwerter zum Roten Adler hat er in Südwestafrika gegen die Hereros gewiß nicht mit Skatspielen im Hauptquartier verdient. Ihm sieh mal in die grauen Augen! Dann kennst du ihn gleich. Er tut mir freilich heimlich leid, denn er will tatsächlich die Axt in die Faust nehmen und Urwald hauen. Da wird er noch oft die Zähne zusammenbeißen müssen, gerade er. Aber er wird, sage ich. Er beißt sich durch. Eine Schiffsladung solcher Rodewalds möchte ich nach Brasilien bringen. Die könnten wir brauchen. — Aber es ist Zeit, daß wir uns für den Abendtisch schön machen. Wir haben Damen. Auch Töchter des Landes Brasilien. Und für diese hattest du doch von jeher ritterliche Schwächen, Dahlmann."

Der bewegte abwehrend die Hand hin und her, daß der Brillantring blitzte.

„Das war einmal, Julius. Reiz der Neuheit! Das hat ja sehr oft eine hübsche Außenfassade, weiß und rosig getüncht, mit großen, dunklen Fenstern, trommelt ein bißchen Klavier, plappert auch ein bißchen Französisch, lebt von Komplimenten und anderen Süßigkeiten, ist eine Zierde jedes Balles — aber dieses ist auch alles, um mit Wilhelm Busch zu reden. Das kennen wir, und mancher gute deutsche Junge hat sich die Finger arg verbrannt an der lodernden Flamme der Liebe zu seiner Senhorita. Aber ich habe lange genug schwarze Bohnen gegessen im gelobten Lande Brasilien und bin über solche Anfechtungen hinweg, mein Lieber. Wenn ich meinen eignen Wigwam einmal bauen sollte, so rutsche ich über den großen Teich nach Hamburg und hole mir eine richtige blonde deutsche Frau. Punktum!"

„Ich höre das gern, Dahlmann, und werde mich zu gegebener Zeit darauf besinnen."

„Das hat gute Wege," lachte Dahlmann und warf den Rest seiner Zigarette über Bord.

„Auf Wiedersehen bei Tisch, meine Herren," empfahl sich auch Doktor Felsch.

Schmitz beobachtete aber aus sicherer Deckung, wie sein Freund Dahlmann eine ganze Weile das Boot im Auge behielt, in dem Regina Martensen der „Tijuca" nahte.

* * *

Im weiß-goldenen Speisesaal des Dampfers surrten die Ventilatoren, die Glühbirnen der Deckenbeleuchtung warfen ein mildes, wohliges Licht, die Stewards servierten flink und lautlos, der Wein funkelte und perlte in Pokal und Kelch. Eine festlichfrohe Stimmung lag über der Tafel, auf der nach langen Tagen der Ozeanfahrt wieder frische Blumen leuchteten und dufteten.

Der Kapitänstisch war vollbesetzt. Pflanzer und Kaufleute von São Paulo und dem Laplata, einige mit ihren Damen, reisten in die Heimat. Rosig geschminkte Ohrläppchen und wogende Büsten ließen fast allzu reichen Schmuck funkeln und blitzen.

„Zumeist leider spätes Mittelalter," gutachtete der Schiffsarzt mit einem Blick auf die Töchter des Südens, als er zwischen Schmitz und Rodewald Platz nahm.

„Dazu starker Stich in den alten Orient," lästerte Schmitz und prüfte mit Sachkenntnis seinen Bordeaux. „Und Klein-Eva wird hierzulande mit der Puderquaste geboren. Daran müssen Sie sich gewöhnen, lieber Rodewald. Sehen Sie einmal die dicke — Verzeihung — ich will sagen: die junonische Donna neben dem zitronengelben Caballero mit der spiegelnden Glatze an, der mit seinen Wolfsaugen unsere blonde Regina heimlich verschlingt! Die Malerei und Frisur würden jedem Schaufenster eines Pariser Coiffeurs Ehre machen, und sie wogt in ihrem zusammengepreßten Maisgelben wie die Biscaya im Sturm. Ist es da nicht eine Erholung, wenn man unsere blonde Regina anschauen darf? Mairose im Morgentau, sage ich. Und wie vornehm, trotz des einfachen weißen Fähnchens, das an Tanzstundenball gemahnt! Zum Wohl, lieber Doktor! Ich habe meinem Freunde Dahlmann den Platz ihr gegenüber opferwillig abgetreten. Haben Sie sich schon mit ihm bekannt gemacht, Herr Rodewald? Nein? Sie müssen ihn kennenlernen, richtig kennenlernen. Ein bißchen verbrasilianert ist er ja.

Niemand ißt ungestraft seine schwarzen Bohnen! Sehen Sie nur, wie er sich lieblich macht bei der üppigen Juno mit dem Juwelenladen! Er pfeffert ihr eine Breitseite Komplimente hin — fällt ihm nicht schwer, und sie spreizt glückselig den Pfauenschweif — Verzeihung, ich will sagen, den Fächer. Aber so ist er: ein Schwerenöter und doch ein lieber, treuer Kerl, und falls Sie einmal einen Mann brauchen, der mit den Senhores hier umzugehen versteht, vom Präsidenten bis zum Schuhputzer, so wenden Sie sich getrost an Fritz Dahlmann in Firma Pedersen & Bastos zu Porto Seguro!"

Schmitz hob sein Glas und trank Dahlmann zu. Der tat Bescheid herüber und neigte seinen Kelch artig gegen Regina Martensen.

„Mein Freund Schmitz sitzt heute sozusagen am Katzentisch," sagte er über die Tafel. „Er fühlt sich aber an jedem Tisch behaglich, sobald dieser gedeckt ist. Sie kennen meinen Freund Julius ja auch schon hinlänglich."

Regina hob die veilchenblauen Augen. „Herr Schmitz ist ein prächtiger Reisekamerad, und er erzählt so gut, wenn er bei Laune ist."

Dahlmann pflichtete eifrig bei. „Ja, er hat die Welt und was darinnen ist mit offenen Augen gesehen; und die nächsten Tage nehmen wir ihn einmal besonders vor. Da soll er die Walze der Erinnerungen schnurren lassen."

Regina wußte sehr bald, daß Dahlmann und Schmitz oft genug, Sattel an Sattel, durch Wald, Pikaden und Kamp geritten waren, daß sie sonnenverbrannt und regentriefend oft genug den heißen Mate*) als einzige Freude genossen hatten. Mit gutem Humor berichtete Dahlmann auch von den mannigfachen Talenten des Freundes, von dessen Schulmeisterjahren in der Wurstzipfelschneiz und seinen Streifzügen als Berufsphotograph. „Er hatte für die braven Kolonistenpaare immer die gleiche Stellung: der biedere Hann-Adam sitzend und daneben die behäbige Mine mit der kurzen Klatschpeitsche in der Hand, wie sie die Bäuerinnen tragen, wenn sie in den Sattel steigen. Und diese malerische Pose nannte er: Gebändigter Löwe."

*) Brasilianischer Tee.

Dahlmann wurde von seinen Paulistaner Nachbarn unterbrochen und in ein portugiesisch geführtes Gespräch gezogen.

„Zu dumm, Herr Dahlmann," erklärte Regina ärgerlich, „daß ich die Landessprache noch immer nicht beherrsche. Ich habe zwar seit einem Vierteljahr mein Lehrbuch redlich benutzt, auch an Bord meine Lektion täglich und ehrlich studiert —"

„Ach, diese Lektionen und Lehrbücher, Fräulein Martensen! Diese Mustersätze zum Übersetzen! Zum Beispiel: ‚Die Torheit meines Onkels ist größer als das Loch im Strumpf meiner Großmutter.' Verzeihung, es glitt mir so heraus. Aber reden Sie ruhig drauflos mit Ihren sechs Dutzend Vokabeln, das nimmt Ihnen kein Mensch hier übel, keiner lächelt über Ihr Kauderwelsch, wie es üble Gewohnheit im lieben deutschen Vaterlande ist. Das Leben ist das beste Lehrbuch. Und wenn wir übers Jahr bei Weidemanns an der Rua dos Andradas zu Tische sitzen sollten, so werden Sie portugiesisch parlieren, als seien Sie mit Wasser aus dem Guahyba getauft und nicht zu Apenrade im Lande Schleswig. Sie sehen, ich bin von meinem Freunde und Ihrem ergebenen Ritter Schmitz gut informiert. Aber lassen Sie das Gericht auf Ihrem Teller nicht kalt werden! Es ist echte Bahianer Küche, Aufmerksamkeit Spiekermanns gegen seine brasilischen Gäste, heißt Vatapá. Ist zu stark gepfeffert? Ja, der Mensch hier liebt nun einmal das Gepfefferte in jeder Form. Ich bin bereits immun gegen die rote und grüne Schote. Bei Weidemanns werden Sie zum Glück gut hamburgisch verpflegt. An hohen Sonn- und Feiertagen sogar Aalsuppe! Ich hoffe, auch dann Ihnen gegenüber das Vergnügen zu haben. Man ist in Porto Seguro gottlob ja nicht hartherzig gegen uns armen Junggesellen und Brüder vom einspännigen Leben."

Als er eine wundervolle große Orange schälte und für Regina zerlegte, wußte diese bereits, welches Haus und welche Leute sie bei Carlos Weidemann an der Rua dos Andradas zu Porto Seguro, Großfirma in der Ein- und Ausfuhr des Staates Rio Grande do Sul, finden würde. Die sichere und doch leichte Art, die verbindliche und

ritterliche Form Dahlmanns fesselte die blonde Deutsche, auf die im Lande Brasilien Jahre neuen und fremden Lebens harrten.

Am Arm Dahlmanns schritt Regina aus dem Speisesaal zum Kaffee.

„Wir haben unseren Stammtisch für Mokka und Zubehör seit Lissabon auf dem Deck, Dahlmann," erklärte Schmitz bei der Gesegneten Mahlzeit. „Ich hole übrigens Versäumtes nach, wenn ich dich mit Herrn Rodewald bekannt mache. — War mir eine schmerzliche Trennung, Fräulein Regina. Aber Freundschaft bringt Opfer, und mein Freund Dahlmann läßt sich solche ohne sonderliche Gewissensbisse gefallen."

Rodewald und Dahlmann wechselten ein paar höfliche Worte. Regina sah beim flüchtigen Vergleich den Gegensatz zwischen beiden: Dahlmann, der dunkeläugige Süddeutsche mit dem Apollokopf, hochgewachsen, mit weichen, lässigen Bewegungen, sorgfältig gepflegt wie der dunkle ausgezogene Schnurrbart; Rodewald, der ehemalige Dragoner, sehnig, hager wie ein Herrenreiter, mit dem schmalen Kopf des niederdeutschen, edlen Blutes und mit scharfen Grauaugen, beim Sprechen die kleine, steile Falte zwischen den Brauen, als mustere er die Front. Die Andeutung von blondem Bärtchen unter der scharfgeschnittenen Nase, die straffe Haltung paßten eher zur Uniform als zum Abendanzug und Bügelhemd.

Schmitz mußte die kühle Höflichkeit zwischen beiden Herren auf einen wärmeren Ton stimmen, als die kleine Runde, der Doktor Felsch sich natürlich zugesellte, in bequemen Korbstühlen um das Tischchen Platz nahm und den ausgezeichneten Kaffee und die Zigarette zu ihrem Recht kommen ließ.

Die Nacht war schnell, ohne Dämmerung, eingefallen. Wie schimmernde Perlschnüre zogen sich die Lichterreihen der Stadt am Hafen hin. Vom Leuchtturm S. Antonio huschten die blitzenden Signale als Lichtkegel am Nachthimmel hin.

„Wie wundervoll!" schwärmte Regina, als der Mond über den blaudämmernden Schattenriß der Berge heraufkam und seine strahlende Silberflut auf Häuser und Hafen

warf. Golden glänzten die ewigen Sterne, und wie an jedem Abend suchte Regina im Süden das Kreuz, das Sinnbild der weltumspannenden Liebe.

„Wohl Ihnen," setzte Schmitz ehrlich hinzu, „daß Sie sich noch begeistern können für die vielgepriesenen Wunder des Südens und allen seinen Zauber. Von der Palme bis zum Kolibri. Die verhärteten Milreisjäger, zu denen auch Freund Dahlmann leider zunftmäßig gehört, begeistern sich nur noch für Kaffeebohnen, Tabak, trockene Ochsenhäute und den Kurszettel. Sie beten nicht, wie Sie, zur allgütigen Mutter Natur, sondern zu Mammon. Und Mammon ist ein grausamer Götze. Er duldet nur Knechte mit gebeugten Rücken zu seinen ehernen Füßen und schwingt die Peitsche über sie, wenn er ihnen Gold schüttet."

Doktor Felsch wurde ironisch. „Ist es der Abend oder der Benediktiner — ich zähle bereits den zweiten für Sie, mein Freund — der Sie so weise wie Plato und so melancholisch wie eine Schleiereule stimmt? Ich wette, auch Sie haben hurtig zugegriffen, wenn der Goldsack geöffnet wurde und die glänzenden Moneten herauskullerten."

Schmitz hob den gelben Likör gegen das rote Licht der verhüllten Decklampe. „Mein medizinischer Freund, ich habe die Henne, welche die goldenen Eier legt, bisher leider nur von ferne gackern gehört, aber das Nest trotz eifrigen Suchens nie gefunden."

Er trank sein Gläschen mit Behagen aus und machte hinterher ein resigniertes Gesicht.

Regina kannte diesen Ton der Kaffeerunde bereits.

„Aber Sie hoffen, dieses Nest in Brasilien doch sicher zu finden, Herr Schmitz?" fragte sie neckisch und nahm einen kleinen Schluck aus dem winzigen Mokkatäßchen. Eine Zigarette, die Dahlmann ihr bot, lehnte sie ab.

„Ich werde das Nest wohl einmal finden, Fräulein Regina. Aber es ist dann sicherlich eine Stunde zuvor ausgenommen."

„Ja, lieber Julius, wozu kommst du denn überhaupt bei solchem Pessimismus nach Brasilien zurück?" fragte Dahlmann.

Schmitz zuckte die Achseln und heftete einen nachdenklichen Blick auf sein leeres Gläschen. Hurtig füllte Doktor Felsch es, bot auch ein Zündholz für eine neue Zigarette.

„Es ist, lieber Dahlmann, als habe mich einer im Lasso gefangen und lasse mich nicht mehr los. Du weißt doch, Frederico, mit einem richtigen, wohlabgemessenen Gauchowurf, daß der geflochtene zähe Riemen sich abrollt wie eine Schlange und die Schlinge mit einem Ruck um die Hörner, ich will sagen: um Schultern, Arme oder gar um das liebe Genick sitzt. Man ist wehrlos, hilflos, verschnürt wie ein Ballen, und wenn der Lassoschwinger seinen Gaul in Galopp setzt und am gestrafften Riemen das menschliche Bündel über Stock und Stein schleift — — — Du weißt ja, Frederico, auf dem einsamen Kamp bei Cachorro Morto steht ein plumpes, schwarzes Balkenkreuz. Da liegt ein armer Schelm oder was von ihm übrigblieb, als er am Lasso zu Tode geschleift wurde von einem erbarmungslosen Teufel, der ihn in der Schlinge hatte."

Regina schauderte. Rodewald sah, wie sich ihre Augen schreckhaft weiteten.

„Zum Henker, Herr Schmitz," tadelte er scharf. „Man erzählt vor Damen nicht Geschichten, die sogar einem Manne böse Träume machen könnten."

Aber Schmitz verbiß sich in sein Bild. „Ich lasse es mir nicht nehmen, meine Herren, und halten Sie es mir zugute, Fräulein Regina — wer ins Land der Gauchos kommt, der soll sich vor dem Lasso hüten. Er gehört freilich wie Poncho*) und Sporen zum echten, verwegenen Gaucho, zum freien Reiter auf freiem Kamp, der aus freien Stücken seinem Grundherrn, dem Estancieiro, dient, aber unfreiwillig niemandem, nicht Gott noch dem Teufel; der den Fuß schon im Bügel hat, sobald die Revolution ihr ‚Freiheit oder Tod!' über den Campo donnern läßt und der blanke Stahl nach dem Blute giert, das den braunen Leuten im Rancho**) und Sattel so heiß durch die Adern pulst. Den Lasso am Sattelknopf, die Pistole im Gurt, das Messer in der Lederscheide,

*) Armelloser Mantel.
**) Lehmhütte.

die Radsporen an den Hacken, den echten, wilden Kampgaul zwischen den Bügeln — und dann hussa! Gegen Tod und Teufel! — Und wen er im Lasso hat, um den ist's geschehen. Freiheit und Leben — sie zappeln und sträuben sich vergebens im Lasso, in der erbarmungslosen Schlinge, und je mehr sie sich sträuben, desto tiefer schneidet der Riemen ins Fleisch. Aber es brauchen nicht Gauchofäuste zu sein, die den Lasso schleudern, daß die schnellende Schlinge sich gierig um den trotzigen Nacken, um die starken Arme, um die freie Brust des Mannes schmiegt. Wäre ich ein Maler, ich gäbe den Leidenschaften, die den Menschen hetzen, den Lasso in die Hand. Wäre ich ein Dichter, ich wüßte zu schreiben, was der Lasso in der Hand eines schönen Weibes ist. Und gerade dem deutschen Manne, der den Fuß auf das Gestade des blauen Ozeans im Süden setzt, zeigte ich den Lasso, den richtigen, aus zäher Ochsenhaut geschnittenen und geflochtenen Wurfriemen mit der Gleitschlinge, und schrie ihm ins Ohr: Hüte dich vor dem Lasso! Reiße deinen Gaul herum und haue ihm die Sporen in die Weichen, solange es Zeit ist, ehe die Schlinge dich erwürgt, lautlos, heimtückisch, ohne Gnade und Erbarmen!"

Schmitz sprach die letzten Sätze laut, seine Blicke flackerten, als sähe er den jagenden Gaucho im sausenden Galopp hinter dem fliehenden Opfer, nach dem der Lasso über den gestreckten Hals des keuchenden Rosses in pfeifendem Wurf schnellt.

Eine kurze, drückende Stille lag über dem Tisch. Regina sah peinlich berührt zu Dahlmann auf. Doktor Felsch schüttelte den Kopf und murmelte: „Spiegelungen des Unterbewußtseins plus Nikotin und Alkohol."

Aus dem Salon kamen die Klänge des Flügels wie eine Erlösung. Lockende Takte einer Habanera.

Dahlmann verbeugte sich ritterlich, und Regina erhob sich.

„Schwinge du deinen Lasso weiter, Julius," verabschiedete sich Dahlmann, „wir werden unterdes etwas Besseres von den Gauchos lernen: eine richtige Habanera. Und man tanzt gut, Fräulein Martensen, wo die Gaita und das Violão an den Feuern der Kampleute ertönen. Und Sie, meine Herren, lernen Sie das Gruseln!"

Kopfschüttelnd sah ihnen Schmitz nach.

„Ja," ergänzte Doktor Felsch, „jetzt möchten Sie den melancholischen Narren agieren, nachdem Sie uns die gemütliche Mokkastunde verdorben haben. Nun bleibt uns nur der Skat. Aber unsere Sünde komme auf Ihre Seele, mein Freund!"

* * *

Als Schmitz und Rodewald nach ihrer Gewohnheit in der Kühle des frühen Morgens ihren Bordlauf begannen, war die „Tijuca" bereits in Fahrt und überholte die flinken Fischerflöße, die auf den Fang gesegelt waren. Der Leuchtturm von S. Antonio lag achteraus, die grüne Küste versank. Schwarzblau wälzten sich die langen Wogen des Ozeans gegen den scharfen Bug des rastlosen Schiffes. Sprühender Gischt überrieselte die dunklen, glasigen Wellenberge, und die langaufgewühlte Kiellinie schimmerte hinter den schaufelnden Schrauben. Möwen schossen als letzte Grüße des Festlandes mit pfeifendem Flügelschlag durch den sonnigen Morgen. Tümmler flitzten in hohen Sprüngen heran und spielten im Bugwasser des Dampfers als unermüdliche Vorreiter. Die dreieckige Flosse eines Hais zog durch die Wellen.

Strahlend stand die Sonne am wolkenlosen Firmament. Ein erfrischender Salzhauch strich um die weißen Boote, die, fest verzurrt in den Davits, leise knarrten, wenn das Schiff vor schwerer Woge einmal rollte und stampfte.

Schmitz blieb einen Augenblick stehen und saugte die wonnige Morgenkühle mit Behagen tief ein.

„Nichts Schöneres als ein paar Tage ruhevoller Fahrt über den weiten Ozean, lieber Rodewald. Na, Ihnen ja nichts Neues."

„Nein."

Während Schmitz ohne Bedauern feststellte, daß die „Tijuca" in glattem Kurs bis Santos gehen sollte — „die lieben Leute in Rio müssen also auf uns verzichten" — tauchten vor den Augen Rodewalds farbige Bilder aus halbverdämmerter grauer Erinnerung auf.

Vor der Brandung der Togoküste lag der Woermanndampfer. Der Kamerunberg ragte über der Viktoriabucht,

wo aus Palmengrün weiße Faktoreien grüßten. Im trostlosen Sand von Swakopmund stand der feldgraue Schutztruppler; die Lokomotive der Schmalspurbahn keuchte durch unwirtliche, trostlose Strecken. Ein Stationsgebäude im Sonnenbrand. Ein Hereropontok mit seinem Schmutz und üblen Dunst. In sonnendurchglühter Schlucht knallten Schüsse, gellten Schreie, stöhnten Schwergetroffene. An eklen Wasserlöchern, wo die trübe Lache über einem Ochsenkadaver gelbgrün faulte, lagen Verdurstende mit fieberirren Augen. —

Schmitz störte den Gedankenversunkenen nicht, sondern schritt wieder neben ihm an Steuerbord hin, um die Kajüte, an Backbord zurück, rund um das Deck. Als die Runde zehnmal gemacht war, zog Schmitz die Uhr und ermahnte den schweigsamen Genossen, daß es Zeit sei, das erste Frühstück zu nehmen.

„Später haben wir den ganzen Schwall des Bordvolkes am Tische. Der brave Medizinmann sitzt noch in der Badewanne, Reginchen träumt noch von der wundervollen Tanzerei, und Dahlmann ist ein Langschläfer, wenn er es sich leisten kann. Also — avanti, signore!"

Während er seinen Kaffee mit Behagen schlürfte, plauderte Schmitz nach seiner Gewohnheit.

„Sie waren ja gestern ein bißchen geladen auf mich, mein Freund, und Dahlmann hat mich regelrecht geschnitten. Ich sterbe aber nicht daran. Merkwürdig, daß die besten Menschen die Wahrheit nicht hören mögen."

„Sagen wir lieber, daß jedes Ding seine Stunde verlangt, und Ihre Lassogreuel paßten nicht gerade zu Mokka und Chartreuse."

Schmitz lächelte spöttisch. „Mag sein. Der satte Mensch wird gereizt, wenn er in der Verdauung gestört wird, und der hungrige wird rabiat, wenn man ihm beim Essen unbequem wird. Doch das Schicksal fragt leider nicht nach Sattsein oder Hunger. Es setzt sich zu uns an den Tisch, wann es ihm paßt. Aber lassen wir die trübseligen Betrachtungen. Reichen Sie mir lieber die Eier noch einmal, Teuerster! Wenn Doktor Felsch merkt, daß sie frisch sind, sozusagen nestwarm, ißt er ein halbes Dutzend. Na, es war doch ein

erhebender Anblick, als er gestern Abend im Pech saß. Das verträgt er schlecht; und Spiekermann ist ein gräßlicher Lügenbeutel. Er könnte als Märchenerzähler vor jedem arabischen Kaffeehause von Tanger bis Bagdad seine Piaster verdienen. Die Geschichten, die er uns nach dem Skat wieder zumutete! Aber ich werde ihm gelegentlich gleichen Wein einschenken."

„Fällt Ihnen ja nicht schwer."

Schmitz zerdrückte eine Eierschale und schmollte: „Warum sind Sie in dieser wonnigen Morgenfrühe und bei einem soliden Frühstück kratzbürstig wie ein Igel? Warum sind Sie lieblos und tückisch gegen mich harmlosen Knaben?"

Rodewald lächelte. Er kannte den Schalk, der bei seinem Bordfreunde immer wieder aus den ernstesten Gesprächen herauslugte.

„Nun, lieber Schmitz, ich wollte Ihnen eigentlich die Lieblosigkeit aufs eigene Konto setzen. Erst ziehen Sie den armen Doktor mit seiner hoffnungslosen Liebe auf, dann geben Sie Ihrem Freunde Dahlmann den besten Platz und zwingen sozusagen unsere blonde Bordfee, lieb und hold zu ihm zu —"

„Hoho! Geht der Kurs dahinaus? Rodewald! Ich entdecke ungeahnte Tiefen in Ihnen —"

„Ach was! Erst legen Sie das Feuerchen an, und wenn es flackert, kommen Sie mit einer Pütze Wasser gerannt und wollen löschen. Oder war Ihr Lassogeunke etwas anderes? Nun, ich hoffe, Fräulein Martensen wird Sie heute nach Gebühr behandeln. Was Sie reichlich verdient haben."

Schmitz trank seinen Kaffee aus und sah Rodewald mit unverhehlter Freude an.

„Reginchen, meinen Sie, soll mich schlecht behandeln? Nein, mein Teurer. Regina liebt mich. Davon könnt ihr alle nichts abhandeln."

„Erlauben Sie, lieber Schmitz! So spricht man nicht von einer jungen Dame."

„Und ich sage Ihnen, sie liebt mich, wie man einen guten Onkel liebt. So, nun erhellt sich das trübe Gewölk Ihres Kummers. Aber sagen Sie mir ehrlich: sieht der

erfahrene Mann nicht auf den ersten Blick, daß Dahlmann und Regina Martensen zusammengehören? Sagen Sie selbst, lieber Rodewald!"

Rodewald schwieg. Um seinen Mund gruben sich scharfe Falten. Er schälte bedächtig eine Orange, zerlegte sie und aß schweigend die köstlichen Scheiben.

„Gerade in diesem Punkte läßt man sich am ehesten durch sein Gefühl täuschen," sagte er endlich kurz, fast rauh. Dann erhob er sich und verließ den Speisesaal. In seiner Kabine kramte er aus dem flachen Koffer einen Band Raabe, den „Hungerpastor", füllte die Zigarrentasche und ging mit Sicherung auf das Bootsdeck, um niemandem zu begegnen. Er wollte allein sein.

Im geschützten Winkel hinter dem mächtigen Schlot hatte er seinen Deckstuhl. Da machte er es sich bequem, schlug seinen Raabe auf und las. Aber nur die Augen glitten über die Zeilen seines Lieblingsautors. Die Gedanken schweiften wie die Vögel Noahs, rastlos, über trostlose Flut, ohne einen ragenden Ast oder eine Bergspitze zum Ruhen und Nestbauen zu finden.

Dieser Schmitz redete Alltagsweisheit. Seine Wahrheiten waren wie Körner, die auf das Steinige fielen. — „Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre." — Der erste Blick hatte einen Adam schon oft und grausam betrogen.

Er ließ das aufgeschlagene Buch sinken und sah versonnen einem Dampfer nach, der unter mächtiger Rauchfahne nordwärts steuerte. Nordwärts. Wie damals die „Gertrud Woermann"; und in Madeira, auf der Quinta Sant' Anna, hatte der Oberleutnant Georg von Rodewald auch eine blonde Eva gefunden, die zu ihm gehörte und die unter dem hohen Tilbaum in balsamischer Abendkühle des Paradieses willig die süßen, roten Lippen bot. Auf den ersten Blick hatte der Schutztruppler, der mit Heimaturlaub fuhr, die Gefährtin fürs Leben erkannt, seine blonde, schlanke Eva.

„Wie füreinander geschaffen!" hatten die Kameraden vom alten Regiment, die Sportleute auf dem Turf zu Hoppegarten und Iffezheim gesagt, und wenn er, der gefeierte

Herrenreiter, in den Sattel stieg, über Hürde und Hecke, Mauer und Graben wischte, wenn er den ausgepumpten Gaul mit stählerner Faust und ehernem Willen als ersten durchs Ziel warf, ging es ihm nicht um den silbernen Trödel, den man auf den Kamin baute, sondern nur um das strahlende Lächeln seiner Eva, seiner blonden Eva. Was tat's, daß sie kapriziös war? Was schadete es, daß ihr das blanke Gold durch die schlanken Finger glitt wie Sand? Was tat's, daß sie in Nizza und Ostende die eleganteste Frau sein wollte? Sie war es ja für ihn, nur für ihn. Bis der graue Morgen dämmerte, an dem er unerwartet vom Hamburger Derby heimkam und in seinem Allerheiligsten den erbärmlichen Kerl fand, den faden, glatten Burschen, der ihm sein Glück besudelte. Der sich vor der Pistole drückte und dem sein Weib dennoch nachlief. Wie eine Hündin. —

„Nicht mehr daran denken, Rodewald!" — Wer hatte es ihm gesagt, als er zusammenbrach? Als sein überlastetes Vatergut unter den Hammer kam, als die teuren Vollblüter um ein Spottgeld von den Trainern erstanden wurden. Als er das kurze tolle Leben des Bummlers in Hamburg führte; als er in die finsteren Fleets stierte, wenn es ihn vor ihm selber ekelte; als er im Hotel den kalten, brünierten Lauf als letzten Freund streichelte.

„Nicht daran denken, Rodewald!" — Sein alter Kommandeur war es gewesen, der von Helgoland kam und ihm, dem armen Teufel Georg Rodewald, das Elend von der Stirn blies. Und da just die „Tijuca" im Hafen lag, reisefertig für Brasilien, so hatte er schnell den Gangsteg hinter sich gelegt.

Nun war er hier, auf der Fahrt zu neuem Leben in weltferner Einsamkeit, auf dem wilden Kamp, im wilden Wald.

Ein bitteres Lächeln legte sich um seinen schmalen Mund; hatte Schmitz mit seinen Worten vom Lasso so unrecht? Hatte nicht auch ihn, Georg Rodewald, die unselige Leidenschaft, das brennende Verlangen in der erbarmungslosen Schlinge gefangen und geschleift?

Aber er war mit Schrammen und Schrunden davongekommen. Nicht tot auf der Strecke geblieben. Noch spürte

er den alten, stählernen Reiterwillen im Blute. Eine kleine Weile hatte es ihn geschleift, durch Schlamm und Schmutz, über Dorn und Stein, daß ihm die Sinne vergingen. Aber er stand wieder, er stand fest auf seinen Füßen, und der Blick war wieder klar. Zum anderen Male sollte man ihm die Schlinge nicht um den Nacken werfen.

Es war kein gutes Lächeln, das sich um seine Lippen legte, und die steile Falte zwischen den Brauen stimmte dazu.

Er langte eine Zigarre, schnitt umständlich die Spitze ab und brannte sie an. Wie lange noch, und er stand auf seinem eigenen Tabakfelde! Wie der einfachste Kolonist. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein ehrliches Brot essen, Georg Rodewald, magst du auch Schwielen in den Händen haben und Dornenrisse im Baumwollhemd. Besser unter dem Schindeldach am Abend nach heißem Tage auf eigenem Acker, als im Klub unter den hohlen Gesellen, für die es nur Sekt, Pferde, Spiel und Weiber gibt. —

Noch zehn, elf Tage, und alles, was ihn an die Heimat band, lag hinter ihm, dem Kolonisten Georg Rodewald.

Ein bitteres Lächeln huschte über sein Gesicht.

Waren die Freiherren von Rodewald in uralten Zeiten nicht selbst Freisassen, Bauern gewesen, ehe Kaiser Maximilian sie adelte? Warum sollte ein Freiherr von Rodewald nicht wieder ein einfacher Urwaldbauer werden, ein Freisasse auf eigener Scholle, der nur mit sich und seinem Herrgott, der Regen und Sonne sandte, zu tun hatte?

Er schlug sein Buch auf und las. Aufmerksam und kritisch. Wahrlich, dieser Wilhelm Raabe hatte nur für Menschen geschrieben, die selbst den Hunger nach Wahrheit, nach Frieden, nach Erkenntnis verspürten. —

Auch Schmitz hatte sich nach dem Frühstück einen Bordstuhl gesucht und sich auf dem Achterdeck jenem wonnigen Zustande hingegeben, den er sehr prosaisch „dösen" nannte. Einen untersetzten brasilischen Herrn, der ihn in ein Gespräch über die Kaffeevalorisation und über die Aussichten für seinen Präsidentschaftskandidaten zu verwickeln suchte, wehrte er durch die Bitte um eine der Zeitungen ab, die der Mann aus São Paulo tags zuvor in Bahia erstanden hatte und bereitwillig gab. Schmitz entfaltete das Riesenpapier

und erfreute sich an den pompösen Überschriften der Artikel. Allgemach aber ließ er die Zeitung auf das Deck gleiten, schloß die Augen halb und verfiel in jenen seelischen Halbschlummer, den der Orientale als „Kef" über alles schätzt.

So fanden ihn Dahlmann und Regina Martensen.

„Da haben wir den bösen Lassoschwinger wieder," begrüßte der Freund ihn, und Regina rückte ihm die weiße Bordmütze, die er in die Stirn gezogen hatte, neckisch in den Nacken.

„Wo ist Herr Rodewald?" fragte sie. „Ich suche ihn vergebens."

„Bootsdeck, Schlot eins; aber heute keine Sprechstunde, mein Kind."

„Und Doktor Felsch?"

„Er waltet seines Amtes. Bei den Zwischendeckern gibt es einen Patienten. Aber ganz ungefährlich."

„Also endlich für ihn eine angenehme Unterbrechung des Skatspielens und Tanzvergnügens. Gehen wir, ihn in seinem segensvollen Wirken zu sehen," setzte Dahlmann hinzu.

Schmitz erhob sich langsam und reichte beiden die Hand. Über das Achterdeck, an Herren, die sich nach Landesbrauch der ungestörten Freude des Zahnstocherns hingaben oder rauchten und mit lebhaften Gebärden eifrig politische Fragen erörterten, an Damen, auf deren überpuderten Gesichtern ein verzerrtes Lächeln lag, weil sie die Seekrankheit wie ein gelbgrünes Gespenst heranschleichen sahen, an freundlich-vertrautem Handwinken und höflichen Grüßen vorüber führte Schmitz seine Begleiter am Speisesaal vorbei, eine Treppe hinab. Durch einen langen Gang, an dem Köche und Bäcker hantierten, kamen sie auf die Back, das Deck unter dem Vormast.

Da standen und saßen die Zwischendecker, sahen auf die See, rauchten und schwatzten. Matrosen der Freiwache kamen mit dampfenden Blechschüsseln von der Kambüse, der chinesische Waschmann hängte frische Stücke an die gespannte Leine, daß es weiß und blau und lustig flatterte, der Bootsmann hantierte mit einem Matrosen am Gangspill

und der Dampfwinde, und der Mann am Ausguck gab scharf acht auf die See voraus.

„Hier muß der Medizinmann auftauchen," erklärte Schmitz. „Begrüßen wir derweilen meinen sonderlichen Freund Rudolf Schweizer. Dort auf der Ladeluke sitzt er im Kreise des horchenden Volkes und streut ihm Brosamen der Weisheit und Erkenntnis. Guten Morgen, Herr Schweizer!"

Der Begrüßte unterbrach seine Rede und lüftete seinen Strohhut. Er trug einen schwarzen, langschößigen Rock, auf dessen Kragen das glänzende dunkle Haar herabfiel. Ein dichter Vollbart wallte ihm auf die Brust und verdeckte den blutroten Selbstbinder im Westenausschnitt.

„Nun, Sie halten wohl Ihre Morgenandacht mit der gläubigen Gemeinde, lieber Fahrtgenosse?" begann Schmitz und teilte an Bekannte unter dem Mast einen deutschen Händedruck aus.

Dann stellte er Dahlmann vor. „Hier haben Sie einen Mann, der das Land Kanaan kennt, in dem Sie Ihre Hütten bauen wollen."

Schweizer heftete den Blick auf Dahlmann. Es waren dunkle, mandelförmig geschnittene Augen, die fast sanft und kindlich blickten. Aber sobald Schweizer sprach, huschten flackernde und blitzende Lichter durch den Frieden und die Sanftmut.

Vor Regina zog Schweizer den Hut noch einmal besonders höflich, und als sie ihm die Hand reichte, führte er ihre schlanken Finger an die Lippen. Über sein gelblichbleiches Gesicht leuchtete es freundlich, als er Reginas frische Anmut so dicht vor sich sah.

„Sie wollen das neue Paradies im Süden unseres Landes gründen, höre ich," begann Dahlmann mit überlegenem Wohlwollen, während Regina sich neben Schmitz auf die verschalte Ladeluke setzte und aufmerksam den Mann im Strohhut beobachtete.

„Ein Paradies? — Uns armen und kleinen Leuten ist das Paradies auf Erden verschlossen, mein Herr. Für uns gibt es nur den Acker, der vor seinen Toren liegt und Dornen und Disteln trägt. Aber die Reichen, die den Armen

die irdische Scholle stehlen, die mit Wucher und Zins nehmen und mit jeglichem Raube ihre Häuser füllen, sie sitzen satt und zufrieden im Paradiese und lachen unser. Doch die Zeit wird kommen, wo ihr Spotten Heulen und ihr Gelächter Zähneklappen sein wird. Man wird ihnen den Raub, den sie den Armen aus den Zähnen ziehen, abjagen und das Feuer der Gerechtigkeit in ihre Speicher werfen. Da wird ihnen sein wie den Leuten zu Pompeji und Herkulanum, als der Vesuv Asche auf ihre Straßen und Plätze und glühende Lava auf ihre Lustgärten und Paläste regnen ließ. Und es geschieht ihnen recht, den Knechten Mammons, den Fronvögten des Kapitalismus, die mit unbarmherziger Sklavenarbeit dem armen Manne das Mark aus den Knochen und mit List und Trug das armselige Brot vom Tische stehlen. Wehe den Dieben! Die Flut wird über sie kommen und sie ersäufen, wie einst die rote Flut den Pharao und alle seine Knechte ertränkte. Da werden nicht Schwert noch Spieß, nicht Kriegsschiffe noch Geschütze mehr helfen. Das Volk wird die Ketten brechen und die Diebe henken. Und ein jeglicher wird aus ihren Speichern Brots die Fülle haben, wird von ihrem Raube nehmen, was ihm mangelt. Die Zeit des ewigen Friedens wird anbrechen, wenn alles irdische Gut allen Menschen gemeinsam zugehört, wenn endlich der große Diebstahl beseitigt ist, der sich Besitz nennt. Im alten Europa wankt der Boden, grollt es unter den stolzen Städten und dem satten Lande; und wie ein Erdbeben wird es kommen über die Reiche und Länder, die Throne werden stürzen, und die Bedrückten werden jubeln. Und nicht mehr werden die Kerker voll sein von den Zeugen der Wahrheit, und kein Richter wird den Armen verdammen und den Reichen freisprechen. Durch das große Feuer und das rote Blut muß die alte Welt hindurchgehen und entsühnt werden von der tausendjährigen Sünde, daß der Friede komme und ein jeglicher sicher wohne im Schatten seines Weinstockes und Feigenbaumes. Aber der Prophet gilt nirgend weniger denn in seinem Vaterlande. Darum haben wir die Heimat verlassen, und als Brüder wollen wir gemeinsam die Scholle bauen. Keiner soll Schätze sammeln, welche die Motten und der Rost fressen und da

die Diebe nach graben. Kein Geld, keinen Besitz, kein Eigentum wird und darf es geben. Was der Acker uns trägt, ist allen gemeinsam. Haben nicht also auch die Apostel gelebt?"

„Aber Judas Ischarioth liebte dennoch das blanke Geld und verriet seinen Meister," kam eine Stimme.

„Rede nicht wie ein Tor, Karl Böttcher! Dein Sinn hängt noch am Mammon. Du gehörst nicht zu denen, die ich erwählt habe."

„Ich bedanke mich auch schön dafür," klang es mit Hohn zurück. „Du legst dich in die Sonne und liest Bücher, und ich stehe im Wald und auf dem Feld und führe Axt und Hacke, und wenn wir ernten, füttere ich dich und deine Brüder mit, nicht wahr? Nein, mein Lieber, was ich mir mit saurem Schweiß erwerbe, das gehört mir und sonst niemand!"

Beifallgemurmel erhob sich, aber auch lauter Widerspruch.

„Karl Böttcher singt das alte Lied," erklärte ein grober Baß. „‚Wer nicht hat tausend Taler im Strump, der ist und bleibt für immer ein Lump.'"

„Richtig, Heinrich Lüning," lobte Schweizer. „Böttcher will auch im neuen Lande schachern und prachern wie alle Leute, die mit ihrem Wucher und Betrug als ehrsame Handwerker und ehrbare Kaufleute ihre Taschen füllen und den Redlichen um die Frucht der Arbeit betrügen. Aber bei uns soll es nicht Krämer noch Händler geben. Kein Geld, keinen Besitz, keinen Wucher und Schacher, keinen Zins, kein Kapital!"

Dahlmann hatte den Schwärmer bisher nicht unterbrochen. In diesem Kopfe mengten sich Erinnerungen an Bibelworte und kommunistische Phantasterei wie farbige Flecke und verzerrte Linien auf dem Bilde eines Futuristen. Man durfte lächeln über dieses knabenhafte Gefasel eines verwirrten Denkens. Aber der Blick dieses Propheten verriet den phantastischen Willen, das ungefüge Wort durch die Tat der Gewalt zu verstärken. Dieser Schweizer war aus dem Holze geschnitzt, aus dem alle Fanatiker gemacht waren. Seine Worte waren wie züngelnde Flämmchen, die der Wind trug und verlöschte; die aber wilden Brand aufflackern ließen, wenn sie dürres Gras fanden.

Dahlmann wandte sich nun an ihn. Mit einem überlegenen, wohlwollenden Lächeln. „Kaufleute und Handwerker soll es also in Ihrer Idealgemeinschaft nicht geben? Nun, jeder Kolonist ist im Anfang sein eigner Handwerker. Aber Sie können den Kaufmann nicht ausschalten. Besonders hierzulande nicht, Herr Schweizer. Oder Sie werden wirtschaftlich trotz aller Arbeit und alles guten Willens zugrunde gehen."

Schweizer hörte ihn mit einem milden Lächeln an, dann machte er eine leichte Bewegung mit der Rechten, als verscheuche er eine summende Mücke.

„Handel ist Diebstahl, mein Herr. Die gemeinsame Arbeit braucht keinen Zwischenhändler. Weder im Kauf noch im Verkauf. Haben Sie nie etwas gehört von den großen Gemeinschaften der Jesuiten in ihren Missionen? Da gab es für jeden die seinen Kräften entsprechende Arbeit, für jeden die gleiche Kleidung, das gleiche Essen; keinerlei Eigentum, aber gleiche Wohnung und gleichen Hausrat, und Zehntausende einst flüchtiger Indianer fühlten sich glücklich unter diesem Regiment des Kommunismus —"

„Der aber von dem Willen eines einzigen Paters abhängig war, Herr Schweizer. Vollkommenste Autokratie an der Spitze, vollkommenste und willenlose Abhängigkeit aller übrigen. Materielle und geistige Unterwerfung unter die Gebote des theokratischen Absolutismus. Wollen Sie das? Und wenn Sie es wollten, so könnten Sie das mit Europäern nicht machen. Solange Sie nicht die Schöpfung selbst korrigieren können, daß sie Menschen, aus einer Form gebacken, nach einem Maß gestempelt, hervorbringt, werden Sie mit Ihren Ideen Schiffbruch erleiden. Kommunistische Gründungen werden immer scheitern an dem Egoismus, der des Menschen eigentliche Natur ist. Und vollkommenster Egoist wird jeder rechte Mann, sobald er eine Familie gründet. Wollen Sie die Familie ausschalten? Ihr Programm ist das Prokrustesbett der griechischen Sage, auf dem man den Kurzen die Glieder ausrenkt und den Langen die Glieder abhackt. Verzeihen Sie, aber ich muß die Wahrheit reden. Und euch, Landsleute, warne ich vor solchen Versuchen in Brasilien, die euch nur Enttäuschung,

Not und Gefahr bringen könnten. Auch bei uns in Brasilien fliegen keinem die gebratenen Tauben in den Mund. Aber wer ehrlich arbeitet, braucht nicht um das Brot zu sorgen. Ein zufriedener und froher Mann kann er werden, und mehr ist nicht not. Und wenn ihr mich, der ich das Land eurer Zukunft kenne von Abend bis Morgen und von einem Ende zum anderen, einmal braucht, so sollt ihr wissen, wer ich bin und wo ich wohne. Fritz Dahlmann heiße ich, und in Porto Seguro sagt euch jedes Kind, wo ich zu finden bin. Einen deutschen Landsmann lasse ich nicht ohne Rat und Hilfe von meiner Türe gehen. Und wenn ihr erst den selbstgepflückten Tabak aus der Pfeife raucht und die selbstgedroschenen Bohnen auf dem Tische habt, so werdet ihr es schon merken, was für ein köstliches Ding es ist, unter dem eigenen Dache und auf eigener Scholle Herr zu sein. Laßt euch nicht durch Blendwerk verführen! Meidet alles, was nach Politik und Schwärmerei riecht! Nehmt die Axt und die Hacke in die Hand und habt einen fröhlichen Mut zu redlicher Arbeit! Dann wird es schon gehen."

„Das war ein Wort, Herr!" rief eine Frau ihm zu.

„Das soll man sich hinter die Ohren schreiben!" kam der grobe Baß.

„Daran soll sich mancher Gaukelhans ein Beispiel nehmen!" setzte Böttcher hinzu.

Schweizer stand mit untergeschlagenen Armen und hielt den Blick auf Dahlmann geheftet. Als dieser geendigt, sagte er spöttisch: „Sie sind selbst Kaufmann, nicht wahr? Also reden Sie, wie Sie es für nützlich halten. Aber ich darf Sie an ein Wort erinnern, das Doktor Martin Luther einmal geschrieben hat. Karl Böttcher, du hast doch sonst Luther und seine Sprüche flugs zur Hand, wenn du mir damit Glasscherben auf den Weg streuen kannst. Vom Handwerk sagt dein großer Martin Luther sehr hübsch: ‚In einer Gemeine sitzen Bierbrauer, Weinschenken, Fischer, Fleischer, Schneider, Schuster und allerlei Handwerksleute, da ist gar selten einer unter ihnen, der nicht den Dieb im Busen trägt.' — Und von Ihrer Welt, Herr Dahlmann, sagt er ein Wort, das ich mir gut eingeprägt habe. Hören Sie zu: ‚Wenn man die Welt jetzt auf alle Stände ansieht,

so ist sie nichts anderes als ein großer Stall voll lauter Diebe, also daß, wo man sie alle an den Galgen henken wollte, was Diebe sind und doch nicht heißen wollen, sollte die Welt bald wüste werden, und beides, an Henkern und Galgen, gebrechen.' Und dieses Wort aus dem sechzehnten Jahrhundert paßt auch noch auf die heutige Welt, Ihre Welt des Kapitalismus. Darum fort mit dem Besitz! Nieder mit dem Kapitalismus in jeglicher Form!"

Dahlmann wollte eine heftige Antwort geben. Aber Doktor Felsch stand plötzlich zwischen den Leuten und fragte Schweizer freundlich: „Sind Sie beim Morgengebet, Verehrtester? Teilen Sie wieder mit Rothschild? Bitte mich gütigst zu beteiligen! Und im übrigen gilt mir von Ihren Utopien ein altes Wort — ich glaube, der weise Salomo hat es gesprochen —, das heißt: ‚Es ist besser, einem Bären zu begegnen, dem seine Jungen geraubt sind, denn einem Narren in seiner Narrheit!' — Und nun wünsche ich Ihnen allen eine weitere und gute Erbauung, meine Herrschaften. Wenn Sie Ihr neues Paradies fertig haben, lieber Schweizer, so lassen Sie es mich wissen. Ich komme dann auch ein bißchen auf Sommerfrische."

„Narrheiten, unverschämte Narrheiten und Gewäsch!" murrte Schweizer und wandte sich unwillig ab. Er lehnte sich an die Reling, strich seinen schwarzen Bart und starrte auf das Meer hinaus.

Als Dahlmann mit Regina an ihm vorbeiging, wandte er sich um, zog kurz den Hut und sah Dahlmann mit funkelndem Blick in die Augen. Regina bemerkte es und erschrak heimlich.

„Hüten Sie sich vor diesem Manne!" warnte sie Dahlmann leise, als sie an seiner Seite zum Promenadendeck hinaufschritt. „Er ist Ihr Feind geworden."

Schmitz aber blieb noch eine Weile bei den Landsleuten auf der Back und erzählte ihnen von seinem Leben im Lande Brasilien. Sie hörten ihn gern, und seine Schnurren hatten ihnen oft genug das Heimweh und die Grillen vertrieben. Zum Schlusse verteilte er stets den Inhalt seiner Zigarrentasche; auch Schweizer bot er immer ein gutes Kraut an, und wenn dieser ablehnen wollte, erinnerte er ihn an

Bismarck: „Eine Zigarre besänftigt den Menschen, sagte Bismarck, und bot auch Jules Favre eine Havanna an, als er ihm Metz und Straßburg nahm."

Auch an diesem Morgen reichte er Schweizer die Zigarrentasche. Aber dieser wies die gute Gabe heftig zurück. Doch Schmitz ließ sich nicht aus der Ruhe bringen:

„Nehmen Sie, Rudolfo! Immer höflich bis zur letzten Galgensprosse, sagte der alte Bismarck. Und wenn Sie erst der große Häuptling in Ihrem neuen Paradiese sind, und ich vor Sie geschleppt werde zum Lohn für meine tausendjährigen Sünden — so sagten Sie doch wohl? —, so erinnern Sie sich meiner Zigarre und lassen Gnade für Recht ergehen und mich nicht mit den Bierbrauern und Weinschenken, unter denen ich leider immer gute Freunde hatte, an den Galgen henken. Seien Sie lieb, Teuerster! Die Wahrheit geht einem Manne oft ein wie Aloe und Zitwersamen. Aber solche Medikamente tun heilsame Wunder, von denen ich auch Sie nicht ausgeschlossen wissen möchte. Guten Morgen, mein Freund!"

Die Zwischendecker sahen ihm freundlich und lächelnd nach.

„Er kämmt jeden gern gegen den Strich," hieß es hinter ihm her. „Aber es tut nicht weh."

* * *

Beim zweiten Frühstück saß Rodewald Regina gegenüber und ließ sich von den Ereignissen des Morgens berichten. Während die blonde Schleswigerin eifrig schilderte, was sie gehört und gesehen, beobachtete er ihre heimliche Erregung, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Und als sie ihre Sorge um Dahlmann, der sich vor Schweizer hüten solle, offen bekannte, hatte Rodewald seine eigenen, lächelnden Gedanken.

Dann lenkte er das Gespräch auf andere Dinge. Der Kapitän hatte ihm anvertraut, er werde einen richtigen Bordball, ein wirkliches Fest geben, ehe die „Tijuca" in Santos einlaufe. Damen genug gebe es ja, und Spiekermann selbst schwinge das Tanzbein gern. Trotz seines würdevollen Männerbartes und seiner goldenen Kapitänsstreifen.

„Die Seeleute sind immer eine tanzwütige Nation gewesen, mein Fräulein. Haben Sie einmal die Kieler Woche mitgemacht? Natürlich. Von Apenrade ist es ja nur ein Katzensprung. Und Ihr Herr Bruder war Leutnant zur See?"

Regina nickte stumm, und eine Träne stand in ihren Augen. Der Bruder war in China geblieben. Im Boxeraufstand.

„Es gibt Schlimmeres für einen ehrlichen Soldaten, Fräulein Martensen, als den Tod vor dem Feinde."

Rodewald wurde von Dahlmann unterbrochen, der neben einer Dame aus Buenos Aires Platz genommen hatte.

„Sozusagen Dienst," hatte er sich bei Regina entschuldigt. „Donna Maria Lopez ist nahe verwandt mit einem meiner Chefs, wie ich im Gespräch festgestellt habe."

Donna Maria Lopez hatte einen Verwandten, in Mendoza daheim, der bei einem preußischen Dragonerregiment Dienst tat. Auf Kommando seiner Regierung. Ob Rodewald dieser Herr Solano Lopez über den Weg gelaufen sei?

Rodewald besann sich auf den Argentiner. Er hatte in Ludwigslust gestanden. Das gab Stoff zu einem langen Kaffeegespräch, bei dem Dahlmann oft genug dolmetschend helfen mußte, wenn Rodewald die spanischen Vokabeln ausgingen.

So mußte sich Regina mit der Gesellschaft des Doktors begnügen. Denn Schmitz zählte zu dieser Stunde nicht. Er pflegte dann im Liegestuhl innere Betrachtungen.

„Er behauptet, er habe hin und wieder dabei Visionen wie ein Neuplatoniker im alten Alexandria," erzählte Doktor Felsch, als er am Stuhle Schmitz' vorbeiging.

„Schöne Visionen!" erwiderte sie schnippisch. „Er schnarcht ja."

Sie hörte noch eine Weile dem Gespräch des Doktors zu. Dann aber erklärte sie, Kopfweh zu haben, worauf der gefällige Mediziner sogleich eine Tablette Pyramidon zur Hand hatte. Sie sagte schönen Dank, warf das Medikament heimlich über Bord und verschwand in ihrer Kabine, worauf der Schiffsarzt, im Herzen verdrossen und in vielen stillen

Erwartungen gekränkt, sich neben Schmitz in einen leeren Liegestuhl warf und nachdenklich dicke Wolken paffte.

Als Schmitz aus seinen inneren Betrachtungen erwachte und des Doktors schlechte Laune merkte, auch von Reginas Kopfweh hörte, ging er nachdenklich dem Rauchsalon zu. Da sah er auf dem Bootsdeck seinen Freund Dahlmann in eifriger Unterhaltung mit Donna Maria Lopez, grüßte höflich und steuerte weiter.

„O Reginchen, du kleines Schäfchen!" sagte er vergnügt.

* * *

Im Speisesaal saß Donna Maria Lopez am Klavier und ließ glänzende Passagen unter den brillantenblitzenden Fingern rollen. Sie sang auch eine italienische Arie, und die Herren und Damen spendeten begeisterten Beifall. Auch Regina lugte in den Saal und horchte zu.

„Sie sollten ein deutsches Lied singen, Fräulein Martensen," schlug Dahlmann vor, der zu ihr trat.

Aber Regina lehnte ab und ging an Deck zurück.

Als sie die Mokkarunde gelichtet und nur Rodewald noch dort fand, setzte sie sich zu ihm und ließ sich von Afrika erzählen.

Im hellen Mondglanz lag die See. Ruhig dampfte die „Tijuca". Die ewigen Sterne standen groß und glänzend am Firmament. In der Ferne zog das rote Backbordlicht eines Schiffes nordwärts.

Als es sechs Glasen schlug, erhob sich Regina, dankte Rodewald herzlich und sagte gute Nacht.

Im dichten Schatten eines Bootes stand sie noch ein Weilchen und schaute versonnen auf die silberne, wogende See.

Die Klänge des Klaviers quollen aus dem geöffneten Kajütfenster. Da zuckte sie zusammen. Hastig ging sie weiter. Plötzlich trat ihr Dahlmann in den Weg.

„Warum so ungnädig, Fräulein Regina?" sagte er mit gemachter Harmlosigkeit.

„Was für ein Recht hätte ich dazu?" erwiderte sie ebenso, aber ihre Stimme bebte doch leise.

Dann wandte sie sich hastig ab und eilte hinab, ehe Dahlmann ein Wort weiter anbringen konnte.

Sonderbar! überlegte er. Daß auch die lieblichsten Rosen kleine Dornen haben!

Da rief Schmitz von oben herab: „Zum Geier, Dahlmann! Wir warten auf dich, und du stehst im silbernen Mondenschein, als wolltest du ein Ständchen bringen. Fehlt dir nur noch der Mantel und die Gitarre, den Stoßdegen nicht zu vergessen. Aber Donna Elvira öffnet das Gitter darum doch nicht. Also herauf zu uns! Wir pokern ein bißchen, und Spiekermann hat den Steward schon zweimal nach dir geschickt."

„Ja, ja, ich komme schon, alter Geselle." Aber es klang verdrossen.

* * *

In den folgenden Tagen litt Regina unter einer verzehrenden Unruhe. Litt um so mehr darunter, als sie sich nicht gestehen wollte, daß sie keinerlei Grund hatte, nervös zu sein. Die Fahrt war gut, und der Himmel spannte sich tiefblau wie Königseide über den sonnenbeglänzten Ozean, der ruhig und gleichmäßig seine Wogen hob und senkte, als atme ein Riese in tiefem Schlummer. Und in den Nächten standen die Bordgäste staunend vor der Pracht des Himmels und der mondbeglänzten Flut.

„Das Meer leuchtet!"

In stummer Andacht sahen sie das Wunder der Tiefe, die smaragden sprühte, die tausend und aber tausend Lichter auf den Wogen und Wellen gaukeln und gleißen ließ. Grünlich weiß schimmerte es um Bug und Borde, schäumte es achteraus, und Millionen leuchtender Flimmersternchen funkelten im Gischt, den das rastlose Schiff auf der blinkenden Fläche riß. Und auf alle die Märchenpracht schauten die Sterne hoch und erhaben nieder, funkelten und glitzerten und lockten die ohnmächtige Sehnsucht der Menschen, die gewaltige Symphonie mit Ohren zu vernehmen, diesen ewigen Lobgesang, den die sprühende Tiefe und die wandelnden Gestirne zum Preise des Schöpfers anstimmten.

Vor solchem Wunder wurde auch Schmitz andachtsvoll gestimmt.

„In einer solchen Nacht," sprach er „ist die kytherische Aphrodite, die Schaumgeborene, aus den Wogen aufgetaucht."

Auf der Fahrt von Lissabon bis Bahia hatte Regina das Meerleuchten bereits gesehen, und in bewundernder Ehrfurcht, in heiligem Entzücken die unermeßliche Pracht gepriesen.

„Ach, daß ich Worte finden möchte für alle Herrlichkeit, die ich anbetend schauen darf!" hatte sie damals mit bebender Stimme zu Schmitz gesagt. „Einen Psalm auf dem Meere, einen Lobgesang auf der heiligen Flut möchte ich anstimmen zur Ehre dessen, der auch die Wogen kommen und gehen heißt."

Jetzt stand sie stumm und mit brennenden Augen. Das Herz war ihr schwer und wie ein Stein. Nichts vom Feuer heiliger Begeisterung mehr darin. Nur ein geheimes, quälendes Brennen, ein untröstliches Sehnen.

Leise löste sie sich von der Seite des Doktors, als sie am Abend des Wunders an der Reling stand. Unbemerkt rettete sie sich in den Schatten des Großbootes.

Als von der Back die Töne einer Harmonika heraufschwebten, ein altes deutsches Lied, da ergriff Regina ein heißes, namenloses Weh; zum ersten Male fühlte sie sich einsam, gottverlassen auf der weiten, wogenden Flut, und heiße Tränen rollten von ihren Wimpern. Und plötzlich schluchzte sie laut auf und preßte die Hände vor das feuchte Antlitz.

Doktor Felsch war ihr leise nachgegangen und sah sie in ihrer Not. Kopfschüttelnd trat er zurück und machte sich heimlich an Schmitz.

„Fräulein Martensen gefällt mir nicht," raunte er ihm zu. „Sie wird sich doch in Bahia nicht das Fieber geholt haben? Aber sie war doch frisch und munter, auch gestern noch."

Schmitz zuckte die Achsel und redete vom Heimweh. Aber er glaubte selbst nicht daran. Als er mit dem Arzt Regina im Bootschatten suchte, war sie verschwunden.

Dahlmann fragte gar nicht nach seiner blonden Tischdame, als sie auch am folgenden Tage auf Deck sitzen blieb,

während man zur Tafel ging, und wenn er an Regina vorüberging, grüßte er nur artig.

Auch das beobachtete Schmitz genau.

Doktor Felsch aber geriet in einen gelinden Ärger, als er Regina in ein kleines medizinisches Verhör nehmen wollte.

„Ich habe mich nie gesunder gefühlt als heute," gab sie zurück und lachte dabei auf. Aber es klang gequält, und die Augen lachten nicht mit.

„Ja, wenn Sie gesund sind oder sich doch gesund fühlen, Fräulein Martensen, warum machen Sie uns dann diese Sorge?"

Darauf blieb sie die Antwort schuldig, schloß die Augen, lächelte, als sei ihr wohlig zumute, und bat: „Lassen Sie meinetwegen Ihre Freunde nicht warten, lieber Doktor!"

Doktor Felsch berichtete Schmitz den Erfolg seiner Bemühungen vertraulich.

„Wenn ich Fräulein Martensen nicht vorher gesehen hätte, würde ich wahrhaftig auf hysterische Nervosität diagnostizieren —"

„Und würden damit eine kapitale Dummheit begehen, Verehrter. Nein, warten wir lieber den Bordball ab, den Spiekermann heute feierlich ansagen wird; vielleicht tut diese Auffrischung weiblicher Triumphgelüste auch bei Regina Wunder."

„Lieber Schmitz, jetzt darf ich Ihnen die kapitale Dummheit zurückgeben."

In der Tat verkündete Kapitän Spiekermann bei der Tafel, daß am letzten Abend vor der Einfahrt in Santos ein Bordfest stattfinden solle, und zwar „mit allen Schikanen", wie er nachdrücklich hinzufügte; und Dahlmann mußte diese Ankündigung portugiesisch und spanisch wiederholen. Die „Schikanen" ließ er aber aus.

Das gab nun den dankbarsten Gesprächsstoff für die letzten Tage vor Santos. Die Südländerinnen waren begeistert, und Spiekermann durfte ungezählte Anerkennungen einstreichen. Allerlei Pläne tauchten auf. Donna Maria Lopez schlug einen wirklichen Kostümball vor, und Dahlmann mußte ihren Vorschlag dem Kapitän unterbreiten.

„Warum nicht?“ sagte Schmitz, als der Kapitän in schweren Zweifeln stand. „Die Damen haben die Requisiten für solche Maskeraden immer zur Hand. Und wir Männer werden uns zu helfen wissen. Sie, Spiekermann, kommen als Temperenzprediger, Doktor Felsch als Stierfechter, Dahlmann als Minnesänger —“

„Und Sie setzen sich in Ihren Bordstuhl und halten innere Betrachtungen,“ gab der Mediziner giftig dazu.

„Warum nicht? Wenn die Bowle in greifbarer Nähe steht, recht gern.“

Aber der Vorschlag wurde nach reiflicher Erwägung abgelehnt. Doch ernannte Spiekermann sogleich eine Festkommission, in der Damen und Herren vertreten waren.

„Da sind die Tage bis Santos wenigstens ausgefüllt,“ erklärte der Erfahrene, und Dahlmann stimmte ihm zu.

„Sie, Herr Dahlmann, übernehmen natürlich den Vorsitz. Schon aus sprachlichen Gründen.“

„Gut! Also erste Sitzung morgen früh elf Uhr. Am schwarzen Brett anzuschlagen! Deutsch, spanisch, portugiesisch.“

„Da ist Dahlmann am Platze, Reginchen,“ erklärte Schmitz, als die erste Kommissionssitzung abgehalten werden sollte. „Und auch Ihr Licht bitte ich nicht unter den Scheffel zu stellen, liebes Kind. Wie verdient haben Sie sich um die Äquatortaufe gemacht! Mir zuliebe tun Sie mit, nicht wahr? Ihrem alten guten Onkel Schmitz.“

Er hielt ihr die Hand hin, und sie konnte nicht anders, als einzuschlagen.

Aber gegen Dahlmann bewahrte Regina auch dann noch eine merkliche Zurückhaltung. Der Ton der ersten Tage, die beginnende Vertraulichkeit, war verflogen. Regina Martensen war nicht um ein Haar zutraulicher und wärmer, wenn Dahlmann sie ins Gespräch zwang, als sie es gegen Herrn Octaviano Gomes oder Herrn Carlsen war. Und Dahlmann hütete sich, diese Grenze zu übersehen.

Wenn aber Schmitz schnurrig und übermütig wurde, so lachte Regina fröhlich, und Doktor Felsch gestand sich verdrießlich: „Dieser alte Skeptiker Schmitz scheint sich tatsächlich auf Weiberlaunen besser zu verstehen als ich, ein

Mann der Wissenschaft, der seine zwölf Semester studiert hat und rite approbiert ist. Da soll sich einer noch auskennen!"

* * *

Der große Abend kam. Festlich war das Achterdeck, wo getanzt werden sollte, geschmückt. Flaggentuch war um die weißen Streben gewunden, die das Sonnensegel hielten; Leinen, mit kleinen Flaggen und Wimpeln behangen, waren verholt und übers Kreuz gezogen, daß die bunte Pracht in dichtem farbigen Gedränge schwebte und leise wehte. Die Bordlampen waren mit roten, durchsichtigen Schleiern verhüllt, daß ein milder Glanz alles in trauliches Dämmern tauchte. Korbstühle und kleine, weiß gedeckte Tische mit farbigen Windlichtern waren an den Seiten aufgestellt, und die Matrosen hatten die Deckplanken fein gescheuert und geglättet.

Der Obersteward und seine Leute standen an der großen Anrichte des Speisesaales. Die Tafel war festlich gedeckt. Sie funkelte von Silber und Kristall, blütenweißer Damast trug die besten Gedecke, die schweren Aufsätze mit köstlichen Früchten, Vasen mit duftenden Blumen, Karaffen mit funkelndem Wein, glänzende Kühler mit goldhalsigen Flaschen. Am Klavier saß ein kundiger Mann vom Vordeck, und zwei Geiger sowie ein Flötist hatten sich unter den Zwischendeckern gefunden.

Feierlich erklang der Tannhäusermarsch, als der Kapitän mit der Gattin des Staatsrats Doktor Alcibiades Salles Pinheiro, die ein Vermögen an Perlen und Brillanten schimmern und blitzen ließ, stattlich den Zug zur Tafel eröffnete. Wer einen Orden besaß, ließ ihn prangen, und der Tischnachbar Reginas tat sich offenbar viel zugute auf das breite Band des portugiesischen Christusordens. Rodewald kam schmucklos im Frack. Dahlmann führte Donna Maria Lopez; Schmitz, Doktor Felsch, Rodewald und Carlsen bildeten die damenlose Ecke.

„Nun freue ich mich auf die Sturzflut der Tafelreden," lästerte Schmitz. „Aha, Spiekermann erhebt sich wie Zeus, der Vater der Götter und Menschen, und sagt seinen Spruch auf. Kurz und schmerzlos, wie es recht ist; und nun muß

Dahlmann auf portugiesisch die Ehren des schwimmenden Hauses bezeigen. — So, nun können wir einstweilen den Koch und seine Kunst geziemend würdigen. Alle Hagel, hat der Mann sich heute angestrengt!"

Das Gespräch wogte, die Musik spielte liebliche Weisen, der Fisch kam, und nun erhob sich der Mann mit dem Christusorden und zeigte, was ein wirklicher Redner an festlicher Tafel des Südens als seine Ehre und Pflicht ansieht.

„Donnerwetter!" staunte Rodewald. „Gegen den Mann ist der selige Cicero ein armseliger Stotterhans."

„Ja, mein Lieber," belehrte ihn Schmitz leise, „hierzulande wachsen die Meister des erhabenen Wortes wild. Nehmen Sie jeden Stiefelputzer und stellen Sie ihn auf seinen Wichskasten: er hält Ihnen die fulminanteste Rede. Hören Sie nur — dieser Strauß von duftenden Grüßen, den er den Damen zu Füßen legt! Man könnte eine Girlande daraus winden, die von hier bis Rio langt. Doch nun legt sich die wilde Gewalt — also los: Viva! Viva! Viva! — Na, Gott sei Dank!"

Aber der sichtliche Erfolg des Brasiliers reizte einen Herrn vom Laplata, zu zeigen, daß man auch auf spanisch lobreden könne, und Doktor Severiano Lopez legte sich in der Sprache Kastiliens ins Zeug, daß seine Landsleute stolz die Köpfe hoben.

„By Jingo!" sagte Carlsen, „der versteht's. Das ist eine Bö! Windstärke neun mit Hagel!"

Aber auch diese oratorische Leistung ging vorüber.

„Drei Reden hat die Kommission bewilligt," stellte Doktor Felsch fest. „Wir haben also nichts mehr zu befürchten. Drum, Brüderchen, ergo bibamus!"

Schmitz lobte die Weisheit des Doktors und winkte dem Steward.

„Sind die Leute auf der Back auch versorgt, Ewald?"

„Ganz sicher, Herr Schmitz. Die kommen nicht zu kurz. Zwei Faß Pschorr sind aufgelegt, Zigarren für die Männer, Kaffee und Kuchen für die Frauen und Kinder — alles reichlich. Genau, wie die Kommission es bestimmt hat. Und getanzt wird da auch."

„Gut, Ewald. Dann können wir also ohne Gewissensbeschwerden unserem alten Adam mit guten Bissen und besseren Tropfen unter die Augen gehen."

Die damenlose Ecke tafelte und becherte mit Behagen. Selbst der schweigsame Rodewald wurde aufgeräumt und stellte beim getrüffelten Kapaun lehrreiche Betrachtungen an, weshalb der feiste Vogel in jedem Lande seinen besonderen Namen habe. „In Paris ißt man den Chapon de Mans, in Berlin Metzer Hühner, in Wien die steirischen Kapaunen, in Athen die Masthühner aus Korinth, und immer wieder erkenne ich in solchem Bratvogel den alten lieben Manöveradler."

Damit war das Stichwort gegeben. Militärische Erinnerungen wurden aufgefrischt. Jeder hatte bei der Armee oder Marine gestanden, und in Erinnerung an selige Kasinoabende und Liebesmahle sandten sie den Steward zu Regina und erhoben sich mit gefülltem Sektkelch von den Sitzen.

Ewald war nicht umsonst Ordonnanz im Kasino der Gardehusaren gewesen. Er stand stramm vor Regina und meldete, die kleinen Finger an der Hosennaht, kurz: „Die Herren der damenlosen Ecke erlauben sich auf das Wohl des gnädigen Fräuleins." Dann kehrt und ab.

Regina nickte erfreut, die Herren tranken ihr Glas bis zur Neige, hoben es noch einmal grüßend und setzten sich.

Dahlmann und seine südländische Nachbarin hatten die Huldigung bemerkt.

„Militärisch korrekt," spöttelte er über den Tisch. „Fehlt nur noch das dreimalige kurze Hurra!"

Da blitzte Regina auf: „Ja, korrekt wie ein echter deutscher Mann, und ein kurzes Hurra ist mir lieber als ein ellenlanges Getön, hinter dem nichts steckt."

Dahlmann war vollkommen entwaffnet. Er tat aber das Gescheiteste, was ihm möglich war; nahm also sein Glas und hob es gegen Regina: „Nun, dann: Fräulein Regina Martensen und alles, was blond und deutsch ist — hurra, hurra, hurra!"

Da war Regina versöhnt, aber Donna Maria Lopez machte ein hochmütiges Gesicht und wurde einsilbig gegen ihren Tischherrn. Und das entging wieder Fräulein Regina

Martensen nicht. Sie nahm daher ihren Kelch und nippte mit einem guten Blick zu Dahlmann hinüber: „Alles, was blond und deutsch ist, dankt einem ritterlichen Landsmann."

Da war es ihnen beiden, als seien sie eben erst von Bahia abgedampft.

Bei der gesegneten Mahlzeit bat Dahlmann: „Der erste Walzer gehört doch mir, Fräulein Martensen?"

Sie nickte. Dann traten die Paare zur Polonäse an, die Spiekermann mit Donna Juvencia Salles Pinheiro feierlich eröffnete, über alle Decks führte und für alle heiter gestaltete. Die Musik tat ihr Bestes, und als dann die Polonäse in die Blaue Donau überging, erledigte Dahlmann seine argentinische Dame mit einer Höflichkeitsrunde, geleitete sie zu ihrem Gatten und holte Regina.

„Nur Deutsche können wirklich Walzer tanzen," sagte er.

„Wäre ich zwischen Paris und Lyon zur Welt gekommen, würden Sie dasselbe von den Franzosen sagen. Sie pfeifen alle Melodien, wie eine Spottdrossel. Gehen Sie mit Ihrem südlichen Komplimentierbuch, Sie Arger!"

Aber Dahlmann verstand sie richtig, führte sie als gewandter Tänzer und fand, daß sie leicht und sicher schwebe. Und beide genossen die Blaue Donau bis zum letzten Takt. Sie promenierten noch ein wenig auf und ab und nahmen dann zur Freude der damenlosen Ecke Kurs auf diese.

Schmitz erhob sich und machte feierlichst die Ehrenbezeigung des Tisches. Er war ehrlich froh, als er Reginas muntere Augen sah, und beschloß, dem guten Doktor Felsch, der die würzige Ananasbowle mit Sachkenntnis prüfte, unversehens eine Distel in den Rosenstrauß des Abends zu stecken.

„Was sagen Sie, Doktor? Wer hat nun recht behalten? Sie müssen wissen, Regina, daß wir gewettet haben. Um Sie, mein liebes Kind. Ich habe gesagt, daß Sie in den letzten Tagen nur an Sehnsucht nach der Blauen Donau gelitten haben, wogegen dieser verhärtete Medizinmann und Oberschamane behauptete, er müsse seine Diagnose auf — beim heiligen Paracelsus! Wie hieß die Krankheit doch, Doktor?"

Doktor Felsch stand wie ein ertappter Primaner, dem

ein duftendes Billett aus dem Plato gefallen ist, und schoß Blicke tiefster Entrüstung auf Schmitz. Aber Dahlmann erlöste ihn, indem er bat: „Geben Sie uns ein Glas Bowle, Doktor, und lassen Sie den Obersten aller Lügner weiter seine Schnödigkeiten in die Welt senden! Es wird der Tag schon kommen, an dem er die Wahrheit des alten Wortes erkennt, daß man nicht unnötig anderen Leuten in die Äpfel hauen soll, sintemalen sie einem auf das eigene Haupt purzeln. — Ah, die Bowle ist gut. Ehre und Lob ihrem Mischer! Und ich trinke mein Glas aus Freude darüber, daß wir alle wieder auf demselben Zweige sitzen, nachdem ein lieber Vogel uns treulos entschwirrt war."

Er plinkte über den Rand des Glases Regina zu. Aber diese gab hurtig zurück: „Damit meinen Sie sich natürlich."

Die fröhliche Laune stieg, selbst Rodewald tanzte, und Regina erklärte, er habe alle Fähigkeiten, Vortänzer bei Hofe zu sein.

„Jawohl, Fräulein Martensen, auf dem Hofe, wo ich selbst Serenissimus bin und dem quiekenden Borstenvieh die Maiskolben in den Koben werfe. Aber schadet nichts! Heute ist heut!"

Da ertönte von der Back ein helles Pistonsolo, und alles auf dem Achterdeck lauschte. Spiekermann aber, der einen guten Bariton besaß, stimmte in die sentimentale Weise gefühlvoll ein:

O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh,
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

„So sind wir erst in der richtigen Fahrt!" sagte Schmitz mit Begeisterung. „Eine Bowle, ein Pistonsolo, ein gefühlsreiches Lied und rauschende Wellen in linder Sommernacht. — Herrschaften, wo liegt Rüdesheim, wo fließt der grüne Rhein, wo kämmt die Lurlei ihr goldenes Haar? — Auf, danken wir dem redlichen Bläser des schmetternden Erzes und sehen wir nach unseren deutschen Brüdern und Schwestern auf der Back; auch nach dem göttlichen Rudolf Schweizer, ob er das große Wehe über diese böse Welt ruft oder ob auch er nach der Weisheit des rosenbekränzten Horatius

spricht: ‚Nun heißt es einen Reigen hupfen, nun gilt es, brav den Becher lupfen!' — und seinem alten Adam Zucker gibt. Auf, Brüder!"

Das gab ein gewaltiges Hallo, als Schmitz mit seinen Getreuen auf dem Vordeck erschien. Der Kapitän und etliche Herren von der Maschine und Brücke hatten sich angeschlossen, und zu den Klängen eines Matrosenklaviers, das Karl Böttcher meisterlich spielte, und einer Geige schwenkte der Bootsmann sehr bald Fräulein Regina Martensen, Dahlmann erwischte ein pommersches Mädchen, der Kapitän forderte die stattliche Frau Lüning auf, und seine Herren blieben nicht zurück.

„Wie an der Elbchaussee!" freute sich Schmitz, der auf der Ladeluke saß und mit dem Matrosen Jürgensen um die Wette zum Takt des Tanzes anstimmte: ‚Auf See, auf der Reed' und im Notport der einzige Kompaß ist Grog —'

Plötzlich aber brach Schmitz ab und stieß Jürgensen den Ellbogen in die Seite.

„Potz Gangspill und Klüwerbaum, Jürgensen, nun möchte man doch mit dem Monde Kegel schieben: Schweizer tanzt!"

„Warum soll er nicht, Herr Schmitz? Haha! Wie sein langer Bratenschwenker fliegt! Aber ich werde ihn mal ablösen, und wenn er mir gegen den Kurs steuert, haue ich ihm eine ans Maul!"

Aber Schweizer war ein höflicher Mann und überließ die blonde Regina dem Matrosen Jürgensen zu einer wonnevollen Runde.

„Sie glauben nicht, wie fein Jürgensen tanzt," lobte Regina, als sie ganz erhitzt zu Schmitz kam.

Da brach die Musik ab. Sechs Glasen läutete die Schiffsglocke, und der Mann am Ausguck sang hell: „Auf der Back ist alles wohl! Laternen brennen!"

Von der Brücke antwortete der Wachthabende mit einem langgezogenen „Aaaai!" und verriet sich damit als alten Kriegsmariner.

Dahlmann bot Regina den Arm und eröffnete den Rückzug. Vom Achterdeck lockten die Töne einer Habanera.

Die mußte er mit Regina tanzen, und er tat es, trotzdem Donna Maria Lopez ein erwartungsvolles Gesicht machte. —

Es war lange nach Mitternacht, als die Musik den letzten Walzer spielte. Nur die eifrigsten Paare schwebten noch im Reigen. Schon saß man beim Kaffee. Im Rauchsalon wartete Spiekermann auf die erprobten Männer, mit ihnen den Schlaftrunk zu nehmen. Schmitz saß schon bei ihm, der Doktor folgte und hatte glänzende Auglein, Rodewald und Carlsen sagten Dahlmann und Regina gute Nacht.

Der Erste der „Tijuca" entschuldigte sich. Er hatte die nächste Wache. Mit Sonnenaufgang mußte der Dampfer in Santos einlaufen. In einer guten halben Stunde war das Leuchtfeuer des Hafens schon mit dem Kieker zu sehen.

Regina nahm den leichten Schal um die Schultern und wandelte an Dahlmanns Arm auf dem Promenadendeck. Sie plauderten von dem schönen Abend und seinen Leuten. Das Feuer von Santos wollten sie noch sehen. ehe Regina den kurzen Morgenschlummer suchte. Langsam stiegen sie im Gespräch auf das Bootsdeck. Im Schatten des ersten Schlots stand Rodewalds Stuhl. Darin nahm Regina mit wohligem Behagen Platz, und Dahlmann rauchte, den Blick landwärts gerichtet, seine letzte Zigarre.

Die Schiffsglocke läutete.

„Ich werde mir ein Glas von Carlsen ausbitten," erklärte er. „Sie sollen die erste sein, die das Feuer des Hafens sieht."

Er ging, und Regina blieb allein. Sie hörte den Pulsschlag der rastlosen Schrauben, da es still an Bord geworden war. Sie hörte den Pulsschlag des eigenen Blutes, das in wonniger Erregung kreiste. Der Tanz, der Wein, die Freude hatten sie mit einer nie gekannten Erwartung, einer seltsamen Sehnsucht erfüllt. Das Rauschen des Meeres wiegte sie in farbenvolle Träume. Sie schloß die Augen in wohliger Ermattung und summte leise vor sich hin, als höre sie eine ferne, süße Melodie.

Leise kam Dahlmann zurück. Er stellte das Glas ein und neigte sich über sie.

„Wenn Sie versuchen wollen, Fräulein Regina — rechts voraus können Sie den leuchtenden Schein kommen

und gehen sehen. Wie ein ganz schwaches, fernes Wetterzucken. Dort, bitte."

Er stand hinter ihr, als sie sich nach der angegebenen Richtung drehte und das Glas an die Augen führte.

Sie spürte ihren Herzschlag, als sie den Horizont absuchte. Da — ganz deutlich huschte ein kleiner Schein über die graue Dämmerung im Südosten.

„Ich sehe es deutlich."

Sie wandte sich um und wollte das Glas zurückgeben.

Da zog Dahlmann sie sanft an sich und küßte sie auf den Mund. Und sie ließ es geschehen in süßer, seliger Ermattung.

„Regina!" flüsterte er und preßte seine Lippen wieder auf ihren sehnsüchtigen Mund. Und sie lag willig in seinem Arm, und das Blut brannte ihr.

Da kam von unten die Stimme Schmitz': „Dahlmann, wo steckst du?"

Regina fuhr auf und löste sich aus versinkender Seligkeit.

Noch einmal bot sie flüchtig Dahlmann den Mund und flüsterte: „Gute Nacht!" Dann huschte sie leise hinab und hörte ihn von oben laut antworten:

„Ich sehe das Feuer von Santos, Julius."

„Und das ist dir so wichtig, daß du im Morgengrauen spuken gehst? Komm herab in unsere Höhle, edler Räuber! Spiekermann flucht schon."

„Já vou, amigo, ich komme schon." —

Dahlmann und die erprobten Mannen des Rauchsalons hatten nicht erst die Koje aufgesucht, sondern die Einfahrt in den Hafen von Santos mit erprobter Ausdauer abgewartet. Als die Visite an Bord kam, tauchte Dahlmann schnell den heißen Kopf ins kühle Wasser, wechselte den Frack mit dem leichten, hellen Straßenanzug, nahm die Handtasche, um an Land zu eilen, sobald die „Tijuca" für seuchenfrei und unverdächtig erklärt war.

„Na, zu einer Tasse Kaffee hätte es doch noch gelangt, Dahlmann," meinte Schmitz, der seelenruhig im Frack zuschaute, wie die „Tijuca" neben einem großen Hamburger Frachtdampfer festmachte, der schon Kaffee übernahm.

„Den Kaffee finde ich auch in der Stadt. Ich muß sogleich wissen, ob auf der Agentur Depeschen für mich liegen.

Zum Spaß hat mein Haus mir die Reise nicht so eilig gemacht. Wenn uns die Konkurrenz bei Eusebio Menezes zuvorkommt, so habe ich das Donnerwetter davon. Denn Pedersen hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ich die verfahrene Sache einrenken soll. Ich vermute, daß der redliche Pedro Cabral —"

„Den der Teufel braten soll!"

„Einverstanden. Ich vermute, daß Cabral uns Unkraut in den Weizen gesät hat. Also, auf Wiedersehen, Teurer. In Porto Seguro sehen wir uns ja. Und sollte ich den Frühzug nehmen müssen, so komme ich nicht erst an Bord zurück. Du nimmst mein Gepäck wohl bis Porto Seguro in gütige Obhut."

„Selbstverständlich."

„Also alles Gute bis dahin, und meine schönsten Grüße an alle Freunde hier an Bord. Besonders an Fräulein Martensen!"

Schmitz sah ihm bei diesem Namen sonderbar in die Augen. „Sonst nichts, Julius?"

„Für den Augenblick nicht. Até logo! Auf Wiedersehen!"

Vom Hafenkai winkte Dahlmann noch einmal zurück, dann verschwand er im Gedränge.

„Das sieht fast aus wie böses Gewissen," knurrte Schmitz und ging in seine Kabine.

Regina war beim dröhnenden Signal der „Tijuca" aus dem Schlummer aufgefahren und hatte dann bis in den hellen Tag hinein geschlafen.

Als sie auf Deck erschien, herrschte bereits lebendiges Treiben und hastende Unruhe auf dem Dampfer. Kapitän Spiekermann verabschiedete mit Würde die Reisenden, welche die Bahn nach São Paulo nehmen wollten.

„Glückliche Reise!"

„Gute Fahrt!"

Umarmungen und wortreiche Höflichkeiten, Tücherwehen und letztes Winken.

„Fräulein Martensen!" rief der Kapitän. „Gut bekommen? Oder auch ein bißchen Höhenrauch?"

Dann verschwand er zwischen Zollbeamten und Herren der Agentur in der Kajüte. Stewards mit Kabinenkoffern,

schwarze Bootsleute und Gepäckträger rannten über das Deck.

An den Luken Fauchen und Zischen der Dampfwinden, Rasseln der Ketten, schwebende Ballen und Kisten, Lärm und Poltern, und über dem Chaos die schmetternde Stimme des Ersten, der heute seinen sauren Tag hatte.

Regina fand einen ruhigen Platz auf dem Achterdeck und sah in das hastige Treiben. Eine seltsame Schwermut lagerte sich auf sie. Ein banges Ahnen und eine wehe Furcht preßten ihr das Herz zusammen. Als ob schwüles Brüten in der Luft und wetterschwere Spannung die Nerven fiebern mache. Und es lag doch lachende Sonne auf dem Hafen und seinem bunten Gewühl.

Da ging der Oberstewart eilig vorbei.

„Ewald!" rief er, „das Gepäck für Herrn Dahlmann bleibt an Bord. Bis Rio Grande. Die Kabine bekommt Herr de Freitas. Bis Buenos Aires."

„Weiß schon," gab der Steward zurück.

Regina zuckte zusammen. Ein Zittern lief durch ihre Glieder. War Dahlmann wirklich ohne Abschied gegangen? Von ihr? Brennende Scham glühte auf ihren Wangen.

„Ach, daß ich das Feuer von Santos nie gesehen hätte!" murmelte sie.

Da kam Schmitz und wünschte fröhlich guten Morgen. Aber er stutzte, als Regina seinen Gruß erwiderte. Eiskalt ruhte ihre Rechte in seiner Hand.

Vorsichtig begann er: „Unser Freund Dahlmann läßt um Entschuldigung bitten —"

Da hob sie die niedergeschlagenen Augen, die lieben Veilchenaugen, und er sah ihren Jammer und ihre Not darin.

„Ich weiß schon, Herr Schmitz."

Er suchte nach einem guten Wort, aber Regina ließ ihm nicht Zeit. Schweigend wandte sie sich ab und ging.

„Da soll unsereiner nun helfen!" murrte Schmitz und gab einem Klappstuhl im Wege einen zornigen Fußtritt.

Dann lachte er grimmig auf.

„Du hast mir ein schönes Gepäck zurückgelassen, Freund Dahlmann, und der Satan soll es dir verzollen, wenn Kontrebande darin ist!"

II.

Fritz Dahlmann war am Nachmittag zur Chacara*) seines Chefs hinausgeritten, um die letzten Vereinbarungen mit Herrn Carlos Pedersen zu treffen. Der schwarze Adriano nahm ihm den Falben ab und führte den schnaubenden Hengst zum Stall.

Pedersen, ein behäbiger Fünfziger, saß auf der breiten Veranda mit seiner Frau beim Kaffee, als Dahlmann um den Rasenplatz, auf dem der Springbrunnen plätscherte, zum geräumigen Hause schritt, dem man den portugiesischen Erbauer noch ansah.

„Herzlich willkommen, Herr Dahlmann," begrüßte Frau Pedersen ihren Gast.

„Ziehen Sie Ihren Rock aus, Frederico!" ergänzte Pedersen. „Es ist eine Bullenhitze, selbst hier draußen; und Frau Weidemann sieht es ja nicht."

„Aber Carlos —"

„Sie hört's ja nicht, Meta! Aber wahr ist es doch, daß die gnädige Frau Elisabeth Weidemann sehr ungnädig war, weil ich es mir an ihrem Tisch so bequem machte, wie wir alten Leute in Porto Seguro es gewohnt sind. Und nun, was rauchen Sie? Zigarre — ich habe eine wunderbare Poock bekommen, ganz frisch — oder soll ich Ihnen eine Pfeife laden?"

Er deutete auf seine langstielige holländische Tonpfeife, die er zu Hause mit Vorliebe in Brand setzte.

„Danke. Ich bleibe bei meiner Palha, Herr Pedersen."

„Na ja, meinetwegen. Sie werden noch ganz und gar verbrasilianern, Frederico. Aber Kaffee nehmen Sie doch? Also!"

Carlos Pedersen, Chef des Hauses Pedersen & Bastos, hatte eine joviale, laute Art, seine Gäste zu begrüßen, und auch im Geschäft liebte er es, diese Note zu betonen. Aber die kleinen hellen Augen, die aus dem glattrasierten Gesicht lugten, musterten dabei immer sehr scharf die Menschen und Dinge vor ihnen, und der „alte, ehrliche Pedersen", wie er in Porto Seguro hieß, stand im Rufe, stets die Schere zur Hand zu haben, „wenn irgendwo ein Wollhammel blökte".

*) Chacara = Landhaus mit Garten außerhalb der Stadt.

Dagegen war seine Frau eine stille, gütige Dame, die sich selten in Gesellschaft zeigte, nur ihren Kindern lebte und streng darauf sah, daß deutsche Sitte und Sprache in ihrem Hause zu unverkümmertem Rechte kamen.

Sie bot selbstgebackenen Kuchen an, versah die Herren mit allem Nötigen und empfahl sich: „Die Herren haben wohl Geschäftliches zu besprechen. Ich fahre unterdes zu Frau Weidemann, ihren Besuch zu erwidern, Carlos. Sie hat gestern die neue Erzieherin vorgestellt. Ein reizendes Mädchen, diese Regina Martensen. Also auf Wiedersehen! Zum Abend machen Sie uns doch das Vergnügen, Herr Dahlmann?"

Der bedauerte. Er hatte sich mit Freunden verabredet.

„Ja, Meta, das ist nun mal so," tröstete Pedersen. „Den letzten Abend darf man guten Freunden nicht stehlen, solange man Junggeselle ist. Aber Weihnachten werden Sie bei uns feiern, Frederico, nicht wahr?"

„Wenn ich bis dahin zurück sein kann, gern."

„Ja, Sie haben recht, Frederico. Die Geschichte bei Eusebio Menezes kann länglich werden —"

Frau Pedersen reichte ihrem Gast die Hand. „Dann glückliche Reise, Herr Dahlmann, und alles Gute! Grüßen Sie Dona Jolita, ich habe sie bei Bastos einmal getroffen."

„Gern, gnädige Frau. Auf Wiedersehen. Wenn Sie Fräulein Martensen sehen, bitte ich um gehorsame Empfehlung. Ich hatte den Vorzug, sie an Bord der ‚Tijuca' als Reisegefährtin zu haben."

„Sieh einer an!" lachte Pedersen. „Warum haben Sie der Dame Weidemann da nicht einen Streich gespielt? Wie ich vor zehn Jahren, als ein gewisses Fräulein Meta Harms mit mir von Hamburg kam, um die Rangen meines damaligen Chefs zu bessern. Na, geh nur, Schatz, gut ist es doch gewesen."

Er küßte seine Frau zärtlich und geleitete sie bis an den Wagen, der am Tore vorfuhr.

Als er zurückkam, wurde er sehr sachlich.

„Wie die Dinge liegen, wissen Sie ja ebensogut wie ich, Frederico. Es handelt sich zunächst darum, den alten Herrn Eusebio Menezes davor zu bewahren, daß er nicht anderen

Leuten ins Garn läuft. Wer diese anderen Leute sind, wissen Sie."

Dahlmann nickte.

„Pedro Cabral ist es nicht allein. Er hat Leute hinter sich, die ihre stillen Pläne haben, seit Hilario Menezes — schade um den lieben Kerl! — tot ist. Söhne und nahestehende männliche Verwandte hat Eusebio Menezes nicht mehr. Was liegt näher, als daß die Estancia Estrella mit ihrem ungeheuren Besitz an Land und Vieh in andere Hände übergeht? Das wäre für unsere Großschlächterei in Agudo ein Schlag und für unsere Häuteausfuhr ebenso. Denn Menezes ist der anständigste Viehlieferant, den wir uns wünschen können, in Geldsachen pünktlich, was man von anderen Herrschaften hierzulande nicht sagen kann, und ein guter Abnehmer für unsere Importwaren. Bleibt Eusebio Menezes uns treu, so behalten wir die Nachbarn und Gevattern im ganzen Bezirk ebenfalls an der Leine, denn, was Eusebio sagt, ist für sie Evangelium. Nun habe ich aber einen Vogel singen hören, daß die Eisenbahn bis an die Grenze gebaut werden soll und daß die Trasse mitten durch die Ländereien Eusebios und seiner Freunde geplant ist. Der Landmesser Mazac — Sie kennen den Böhmen doch? — geht in einer Woche bereits ins Innere —"

„Und mein Freund Julius Schmitz geht als Gehilfe mit ihm."

„Ih, sieh mal an — das wissen Sie bestimmt? Schön, sehr schön, ist für uns tausend Taler wert. Sie bleiben dann ja auf dem laufenden. Also — wenn die Bahn gebaut wird, folgen die Kolonisten nach. Land genug gibt es ja an der neuen Strecke, gutes Waldland und ausgezeichneten Kamp bis an die Grenze. Wenn wir den alten Eusebio dazu brächten, uns die nötigen Vorrechte zu geben, so rahmten wir die Milch ab, und Pedro Cabral und seine Geldleute könnten die sauren Molken schlucken. Aber dieser Pedro Cabral hat einen ganz feinen Plan ausgeheckt. Er hat irgendwo an der Grenze einen Gönner, der ihn an Eusebio Menezes empfohlen hat, und Cabral versucht anscheinend die glatteste Lösung des ganzen Exempels: er will die junge Witwe unseres Freundes Hilario heiraten."

„Aber sie hat ihm schon einmal einen Korb gegeben, Herr Pedersen."

„Das schreckt doch einen Menschen wie Cabral nicht! Und er ist mit allen Wassern gewaschen und mit allen Salben geschmiert, Frederico. Damals, als Dona Jolita ihn abfallen ließ, lebte eben Hilario Menezes noch, und gegen ihn konnte ein Pedro Cabral nicht an. Aber jetzt — in der Einsamkeit auf dem Kamp, in der Verzweiflung über den gräßlichen Mord —, wenn da die nötige Hilfe von Gevattern und Basen dazukommt — lehren Sie mich die Damen hierzulande nicht kennen, Frederico! Warum sollte Dona Jolita nicht eine schwache Stunde haben? Und Cabral ist ein Bandit, der weder Engel noch Teufel scheut. Na, Ihnen brauche ich ihn ja nicht zu malen."

„Durchaus nicht."

„Glaube ich gern, und lieben tun Sie ihn ja auch von Herzen, wie wir alle! Also, um es kurz zu machen: Sie sind der Mann, Cabral ein Bein zu stellen. Sie waren Hilarios vertrauter Freund, also wird sein Vater Sie aufnehmen wie einen Sohn. Er ist bereits benachrichtigt, daß Sie kommen. Sein Haus steht Ihnen offen. Ein Spazierritt ist die Reise zwar nicht, im Gegenteil. Aber Sie sind ja selber schon Halbgaucho, was in diesem Falle kein Tadel sein soll. Durchaus nicht. Und wenn der Senhor Cabral sich auf Estrella einfinden sollte, so wird er in Ihnen den Mann treffen, der einem schönen und kostbaren Vogel rechtzeitig den Sprenkel zeigt, in den er um ein Haar geflattert wäre. Sie verstehen, Frederico?"

„Vollkommen."

„Es liegt mir also daran, daß Sie auf eiligstem Wege zu Eusebio kommen und bei ihm bleiben, bis Sie das Geschäft erledigt haben. Aber mit Brief und Siegel, Frederico. Bleiben Sie also, solange Sie es für nötig halten! Und wenn Sie das Heu für uns trocken einbringen, so werden wir weiter reden. Denn, damit Sie auch nach dieser Richtung klar sehen, ich gedenke mit meiner Familie nicht in Porto Seguro zu verkaffern. In zwei, drei Jahren gehen wir nach Hamburg zurück. Dann können Sie meinen Sessel im Kontor des Hauses Pedersen & Bastos einnehmen, Frederico. Sie

sehen, ich rede ganz offen und geschäftsmäßig mit Ihnen. Sie wissen also, was für Sie von dieser Reise nach Estrella abhängen kann."

Dahlmann war von dieser Offenherzigkeit seines Chefs doch überrascht. Diese Aussicht hatte er nur in verschwiegenen Stunden herbeigesehnt. Nun lag sie vor ihm. Wie ein Weihnachtsgeschenk.

„Sie dürfen überzeugt sein, Herr Pedersen, daß ich auch ohne Rücksicht auf Ihre letzten Andeutungen meine Pflicht auf der Estancia Estrella mit aller Aufmerksamkeit erfüllen werde."

Pedersen lachte verdrossen. „Sie wollen mir unter die Nase reiben, daß Sie sich auch ohne mich selbständig machen können, sobald Sie den reichen Eusebio Menezes auf Ihrer Seite haben. Ganz kaufmännisch gedacht. Dahlmann & Menezes — keine üble Firma fürs Register. Und holla! — Erst jetzt denke ich daran, daß die schöne Jolita Menezes —"

„Bitte, Herr Pedersen!"

„Ich will mir den Schnabel nicht verbrennen, Frederico. Aber lassen Sie sich ein Wort gesagt sein, lieber Freund. Ich bin jetzt nicht Ihr Chef, ich bin Ihr Freund, Frederico."

Pedersen reichte ihm die Hand und sah ihm in die Augen.

„Die Stunde kann kommen, Frederico, in der Sie vor die Wahl gestellt werden, vor der auch ich gestanden habe. Meine Meta war ein armes deutsches Mädchen, aber ich bin heute durch sie ein reicher Mann. Das Bankkonto hat damit nichts zu tun. Verstehen Sie mich?"

Dahlmann nickte ernst. „Ich verstehe, Herr Pedersen. Es hat keine Gefahr. Gerade jetzt nicht."

Pedersen horchte auf. „Holla, Frederico, was soll das heißen? Gerade jetzt nicht —"

„Das soll gar nichts heißen, Herr Pedersen."

Carlos Pedersen hörte den harten Ton, der jede weitere Frage abschnitt.

Er klopfte die Tonpfeife aus und stopfte sie neu, klatschte in die Hände und befahl der gelben Zefirina, einen kalten Genevergrog zu mischen. „Aber ganz leicht, Zefirina! Immer noch das beste bei der Hitze. Den Cocktail darf ich

meiner Leber nicht mehr zumuten, und außerdem habe ich's meiner Frau versprochen."

Als das erfrischende Getränk serviert wurde, kam Carlos Pedersen ins Plaudern. Vom Leben auf dem Kamp sprach er, das Dahlmann so genau kannte. Reiten konnte Frederico ja, das wußte sein Chef. „Hilario hat's mir hundertmal gesagt. — Was? Mit dem Lasso und den Bolas wissen Sie auch umzugehen? Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet! Eusebio wird Sie ans Herz drücken."

Dahlmann erzählte von seinem sauren Anfang auf der Pampa Argentiniens, als er ohne Mittel über den Ozean nach Buenos Aires gekommen war und in der Not, als die letzten Pesos vertan waren, harte Arbeit mit Lasso und Bolas verrichten mußte. Bis er von den argentinischen Misiones über die Grenze nach Rio Grande do Sul geriet.

„Da habe ich denn die übliche Leiter hinaufkraxeln müssen, Herr Pedersen. Schulmeister, Speckausbrater, dann Caixeiro*) bei Heinrich Honigmann —"

„Der mich immer mit feuchtem Tabak anschmierte. Kenne den guten Freund in Santa Josefa. Na, und dann wehte Sie ein guter Wind nach Porto Seguro zu Pedersen & Bastos." —

Als Dahlmann das Pferd vorführen ließ, gab ihm Pedersen das Geleit zum Tor.

„Und — ich darf das nicht vergessen, Frederico — an der Grenze spukt es wieder. Oberst Genuino erzählte es mir. Irgendein Schwärmer sammelt bei S. Nicolau oder S. Antonio oder da herum gläubige Seelen und predigt ihnen das tausendjährige Reich. Die Sache soll ungefährlich sein. Aber der Oberst will doch eine Handvoll Soldaten nach dort schicken. Für böse Fälle. Also sehen Sie sich vor! Denken Sie an den armen Hilario Menezes!"

Dahlmann saß auf und faßte die Zügel. „Hat nichts zu sagen, Herr Pedersen. Also — até a volta**)!"

„Auf Wiedersehen! Die Vollmachten haben Sie doch bekommen? Schön. Also alles Gute, Frederico!"

---

*) Verkäufer.
**) Bis zur Rückkehr! Auf Wiedersehen!

Dahlmann grüßte und ritt ab. Vom Tor aus sah ihm Pedersen nach.

„Wenn er nun doch auf Estrella hängen bliebe? Ein verteufelt hübsches Weib ist Jolita Menezes. — Dahlmann & Menezes! Ich habe ihm da eine schöne Honigwabe gezeigt. Ei, ei, ei, Carlos Pedersen — du hättest lieber den Schnabel halten sollen." —

* *
*

Dahlmann hatte seinen schwarzen Stallburschen nach dem Café Papagayo an der Praça da Alfandega bestellt. Dort pflegten am Sonntagabend die unbeweibten Kaufleute von Porto Seguro zu sitzen, ehe sie zum gemeinsamen Abendessen in den Klub Germania gingen, der Militärmusik zu lauschen und dem Korso zuzusehen, der um die Säule der Sklavenbefreiung im Kreise wogte. Schmitz, Rodewald und andere Freunde traf er dort gewiß.

Er gab seinem Falben die Sporen und ritt in schlankem Galopp über die Varzea, den freien Kamp vor der Stadt, wo die Pferde und Mulas der Soldaten grasten und die Tribünen der Rennbahn heute öde und verlassen lagen. An der Kaserne und den Posten vorbei trabte er durch das schwarze Viertel, wo die elenden Baracken der Farbigen an unfertigen Straßen lagen, das schwatzende Volk in der sinkenden Sonne vor den Türen hockte, schreiende Kinder dem Reiter nachliefen und um eine Zigarette und ein paar Kupferlinge bettelten; dann klapperten die Hufe des Falben auf dem Pflaster. Die Elektrische war gefüllt mit rückfahrenden Ausflüglern. Grüße flogen dem Reiter nach.

Die hohen Oleander und Kasuarinen des Platzes lagen bereits im Schein der Gasflammen, als Dahlmann vor dem Café Papagayo aus dem Sattel sprang und die Zügel dem schwarzen Aristides zuwarf. Er klopfte seinem Falben noch einmal den Hals und befahl kurz: „Morgen früh fünf Uhr wecken, Aristides!"

„Jawohl, Herr."

„Der Koffer zur Bahn geschafft?"

„Jawohl, Herr."

„Hier, mache dir einen guten Abend!"

Der Schwarze grinste über das ganze Gesicht und steckte den Schein ein. Dann saß er auf und sprengte stolz im Sattel an der wogenden Menge vorüber, die unter den rauschenden Klängen der Musik den Abend auf ihre Weise genoß. Die jungen Damen wandelten paarweise um die Säule, die männliche Jugend stand rechts und links und bildete Gasse; Scherzworte und Blicke flogen, Augen blitzten und Lippen lächelten verheißend. Getrennt von den Weißen wandelte die farbige Jugend aller Schattierungen, vom Ebenholz bis zur Zitronenschale, und äffte die Belustigung der Weißen getreulich nach.

An den kleinen Tischen vor dem Kaffeehause fand Dahlmann die Freunde. Man schlürfte eisgekühlte Getränke durch den Strohhalm, schwatzte und sah zur Musik und zum Korso hinüber.

Mit Hallo wurde Dahlmann empfangen.

„Das Programm ist gemacht, Frederico," erklärte Hans Benz, ein Schweizer. „Wir brechen hier unsere Zelte ab — die holde Symphonie der schwarzen Zinkenisten haben wir zur Genüge genossen — und die Korsoschlange kann uns nicht zu verbotenen Äpfeln begaukeln. Also, Marschkolonne formiert! Zur Germania, und hinterdrein wollen wir sehen, ob in der ‚Bar de Paris' noch Leben zu machen ist. Und alles Ihnen zu Ehren, Verehrter, den Schmerz des Abschieds zu lindern."

Dahlmann wollte freilich an die „Bar de Paris" nicht sogleich heran. Aber da mischte sich Schmitz ein: „Mich verlangt es, die blonde Lola in Augenschein zu nehmen, Frederico. Und außerdem hast du heute abend nichts zu sagen. In einer Woche sitze ich mit Mazac bei den Affen im grünen Walde — Rodewald geht übrigens auch mit auf die Landmesserei, das haben wir mit Mazac abgemacht —"

„Wirklich, Herr Rodewald?"

„Allerdings. Ich lerne so wohl am besten Neuland kennen und suche mir einen Platz aus, auf dem ich meine Bohnen pflanzen kann."

„Das könnt ihr euch alles in der lauschigen Höhle der blonden Sirene erzählen, Herren," bestimmte Schmitz. „Also auf, zur Germania!"

Unter dem kühlen Rebendach, das den fliesenbelegten Hof des deutschen Klubgebäudes beschattete, wurde das gemeinsame Abendbrot schnell eingenommen. Dann ging es die Rua Sete de Setembro hinab, über einen runden Schmuckplatz, auf dessen Bänken kosende Negerpärchen die Abendkühle genossen, in die Rua Antonio Prades, wo über den bereits verhängten Spiegelscheiben eines Restaurants eine Bogenlampe taghell das Schild beleuchtete: „Bar de Paris".

Die Straßentür führte die Gäste sogleich in das geräumige Schanklokal. Hinter einem Marmortisch waltete der breitschultrige Wirt in Hemdärmeln am Bierhahn und Spültrog. Hohe Spiegelscheiben an der Wand hinter ihm waren fast verdeckt von Flaschen aller Art. Sektkühler krönten das reichhaltige Lager an Likören und Weinen. Ein üppiges blondes Mädchen in ausgeschnittenem hellen Kleide thronte an der Kasse und hatte Gäste und Kellner im Auge. Sie war nach der neuesten Mode frisiert, die ihr goldblond gefärbtes, volles Haar zu reicher Geltung kommen ließ. Von Zeit zu Zeit lächelte sie den Gästen zu, die an den Marmortischen ihren Abendschoppen nahmen. Im Spiegel des Büfetts beschaute sie sich wohlgefällig, und rückte die brillantengefaßte Perle, die sie als Anhänger an dünnem Goldkettchen im Ausschnitt auf weiß gepuderter Haut trug, zurecht.

„Dein Liebster hat sich nobel gemacht, Mädchen," bemerkte der Wirt und sah nach einem Ecktisch, wo ein schlanker Herr mit schwarzem Spitzbart, in neuester Eleganz gekleidet, eifrig mit einem Manne tuschelte, der die grobe Kleidung der Kampleute trug und den leichten Poncho über die Schulter zurückgeschlagen hatte. Das straffe Haar hing ihm ungepflegt in die Stirn, ein schwacher, dunkler Bart rahmte das gelbbraune Gesicht.

„Mein Liebster?" gab die Schenkmamsell zurück und lächelte verächtlich. „Weil er mir den Klunker geschenkt hat? Der kann lange warten! Da müßte schon ein anderer kommen, Herr Negendank!"

Sie reckte die vollen Arme und nestelte mit den fleischigen Fingern am Haar.

„Heute ist aber auch gar kein Betrieb!“ sagte sie verdrossen. „Und wenn Pedro Cabral glaubt, daß hier eine Kneipe für seine Kampbanditen ist, so ist er schief gewickelt. Ich würde ihm das mal deutlich stecken, Herr Negendank.“

„Damit er sein koscheres Geld anderswo verplempert, was? Cabral ist ein guter Gast, Mädchen, und du hast dich wohl nicht über ihn zu beklagen.“

Die Tür ging.

Hans Benz trat an der Spitze der Gefährten ein, breitete die Arme aus und sang die blonde Schönheit an: „O Lola, rosenrot blühen —“

Die üppige Fee huschte schnell hinter dem Schanktisch hervor und streckte dem fröhlichen Sänger beide Hände entgegen.

„Herr Benz! — Hans — Hänschen!“

Sie musterte die anderen mit flinken Augen.

„Und wen haben wir da? Julius — Julius Schmitz! Herr Negendank — Schmitz ist von Hamburg zurück — und auch Herr Dahlmann von Bahia! Nein, die Freude! Die Freude und Ehre, meine Herren.“

Der Wirt kam heran und begrüßte die willkommenen Gäste.

„Recht so, meine Herren! — Sie gehen ins Vereinszimmer, nicht wahr?“

„Schönes Vereinszimmer, Negendank!“ lachte Benz. „In die Lasterhöhle, wollten Sie sagen. Na, meinetwegen, und steckt einen Nickel in den Automaten, hier ist es ja wie in einer Kirche.“

Die Schenkmamsell ließ sich das nicht zweimal sagen, warf ein Geldstück ein, und das Grammophon krähte und orchesterte einen Gassenhauer.

„Triste vida do padeiro no Rio de Janeiro —“

Hans Benz hatte die blonde Lola bereits bei der Taille, sang den Text mit und tanzte mit ihr übermütig eine Runde.

Die beiden Gäste am Ecktisch hatten den fröhlichen Tumult schweigend beobachtet. Plötzlich sprang der schlanke Brasilier im Spitzbart auf und eilte auf Dahlmann und Schmitz zu.

„Julio! Frederico! Amigo! Welche Freude!“

Er umarmte beide überschwänglich und strahlte über das ganze Gesicht. Seine dunklen Augen glänzten. Immer wieder schüttelte er beiden die Hand.

„Boas tardes, Pedro!" erwiderten diese.

„Der falsche Kerl!" raunte das Mädchen Hans Benz zu. „Er möchte beide am liebsten vergiften."

„Wie lieblos, schönes Kind. Er ist doch dein Schatz?"

„Noch lange nicht! Da gibt es andere, Hänschen."

Sie musterte mit verlangenden Augen Dahlmann, der gerade Rodewald mit Cabral bekannt machte.

„Wen habt ihr da, Hänschen?"

„Das ist ein ganz Feiner, Lolachen. Besinne dich mal, den mußt du in Hoorn schon mal im Sattel gesehen haben. Namen tun nichts zur Sache."

„Womöglich ein Jockei?"

Benz lachte vergnügt. Dann faßte er die Perle an ihrem Halse. „Donnerwetter, ein feiner Klunker, Lola." Er zupfte sie am Ohrläppchen.

„Laß, Hänschen! Die schwarze Kanaille ist eifersüchtig."

Sie deutete mit den Augen auf Cabral, der verstohlen nach ihr hinlugte. Dann eilte sie zurück hinter die Bar, kletterte die Stehleiter hinan und langte Weinkühler herab.

„Wir trinken doch Sekt, meine Herren?" fragte sie laut.

Hans Benz nickte und trällerte: „Fröhlich sei mein Abendessen — Na, nun avanti! Vorwärts, vorwärts, Don Rodrigo!"

Der Wirt hob höflich den schweren Vorhang und ließ die erwünschten Gäste in den matterleuchteten Gang treten, an dem das „Vereinszimmer" lag.

„Das wird Großbetrieb, Mädchen," meinte er vergnügt und goß sich einen ansehnlichen Kognak ein.

„Entschuldigen Sie, Senhores, wenn ich noch hier vorn bleibe," meinte Cabral höflich und deutete auf den Mann im Poncho. „Ich habe meinen neuen Capataz*) hier, der auf meine Estancia geht. Da gibt es noch allerlei zu besprechen."

---

*) Aufseher, Vogt.

„Dem Mann muß ich guten Abend sagen," sprach Schmitz deutsch und ging auf den Ecktisch zu.

Der Farbige erhob sich und grüßte höflich.

Er nannte sich Candoca und war auf dem Kamp bei S. Nicolau zu Hause.

„Guter Freund, wir müssen uns schon irgendwo gesehen haben," sagte Schmitz freundlich und bot dem Mischblütigen eine Palha an, die dieser höflich dankend nahm. „Halt, ich hab's, bei Pepe Caraya habe ich mit dir schon am Feuer gesessen. Vor dem Rancho des alten Pepe Caraya, der die hübsche Enkelin hat, die Rafaela."

Der Fremde besann sich und schüttelte den Kopf.

„Oder sollten wir schon zusammen nach Tres Vendas geritten sein? Du weißt, über den einsamen Kamp, wo man Hilario Menezes ermordet hat."

Aber Candoca besann sich wieder vergeblich. Doch Pedro Cabral hatte den Namen des Ermordeten gehört und trat rasch herzu.

„Ja, das Unglück! Das entsetzliche Unglück! Unser armer Hilario!"

Dahlmann und Schmitz wechselten einen raschen Blick. Dann empfahlen sie sich.

„Lassen Sie Ihren Capataz nicht weiter warten," bat Dahlmann höflich.

„Aber den Kamp bei Tres Vendas kennst du doch, Freundchen?" setzte Schmitz hinzu und musterte den Farbigen scharf.

Candoca verneinte.

„Entschuldigen Sie, ich muß den Capataz abfertigen," sagte Cabral nachdrücklich und setzte sich wieder.

„Muß eine wichtige Person sein, Regendank," meinte Dahlmann unmutig, „daß dieser Kerl sich in Ihr Lokal hereintraut."

„Was soll ich sagen, Herren? Pedro Cabral hat ihn herbestellt. Aber nichts für ungut, Pedro Cabral ist ein guter Gast; und Geschäft ist Geschäft. Wenn's gefällig ist?"

Er hob den Vorhang.

Auf dem kleinen Gange hielt Schmitz seinen Freund zurück und sagte leise: „Lache mich nicht aus, Frederico!

Aber dieser Caboclo mit der Verbrecherstirn hat unseren Freund Hilario ermordet, und der ihn dafür bezahlt hat, sitzt mit ihm am Tisch."

Dahlmann wandte sich scharf um. Er starrte den Freund an. „Du siehst wohl Gespenster, Julius?"

Schmitz erwiderte nichts, sondern schob Dahlmann über die Schwelle des „Vereinszimmers". Auch da war der Musikautomat in Gang gesetzt, denn Hans Benz hatte noch keine Lust, am Klavier „die Hauskapelle zu markieren".

„Schlösser, die im Monde liegen," intonierte Benz zur Musik des Automaten.

„Da liegt wohl auch die Estancia des Senhor Pedro Cabral," warf Schmitz lachend ein. „Schenk ein, Mädel! Kennst du den Caboclo da vorn? Er soll Capataz auf der Estancia Cabrals sein. Hahaha!"

Lola wurde empfindlich. „Aber Cabral reist doch immer einmal auf seine Estancia, und sie muß ihm gutes Geld einbringen. Er hat erst letzte Woche mit Jorge Michels einen Abschluß gemacht, auf Ochsen und Häute. Das habe ich selbst im Lokal vorn gehört. Und wenn er abschließt, muß er doch liefern können."

„Du Schäfchen!" lachte Schmitz. „Klüger bist du auch noch nicht geworden, als damals, wo wir dich in Hamburg noch Grete riefen und du dich in deinen chemischen Doktor vergafftest. Er selbst muß liefern? Nein, mein Kind, er kann sich ja auch liefern lassen. Aber was geht uns das an! Schenk ein, Mädel mit dem neuen Namen, und beginnen wir den fröhlichen Abend, meine Freunde, indem wir das Willkommen eines Reisegefährten, unseres Freundes Georg Rodewald, und den Abschied unseres alten Genossen Dahlmann trinken. Sie sollen leben —"

„Hoch!" und „Viva!" klang es.

„Und nun erzählen Sie ein bißchen von Hamburg!" bat Lola.

Sie hatte sich ohne Zieren zwischen Schmitz und Dahlmann gesetzt, auf das rote Sofa, über dem ein mäßiger Öldruck der Tizianschen Venus in den Zigarettenrauch leuchtete. Schmitz erzählte, und Lola hing an seinen Lippen. Nach hundert Bekannten fragte sie, und sie hatte keinen vergessen.

„Tüchtiges Mädchen!“ lachte Schmitz und streichelte ihr die Wangen. „Na, du wirst ja auch noch einmal wieder über die Reeperbahn gehen. Was?“

Lola stürzte ein Glas Sekt hinunter und schüttelte wehmütig die blonde Frisur. „Wen dieses verdammte Affenland erst mal hat, den frißt es auch auf, Herr Schmitz.“

Dann schenkte sie wieder ein und eilte hinaus.

„Sie wird draußen ein Tränchen zerdrücken,“ meinte Benz. „Eigentlich schade um das Mädel. Sie hat ein gutes Herz, und für einen Kerl wie Cabral ist sie noch viel zu gut.“

„Soll sie ihm doch den Laufpaß geben!“ fuhr Dahlmann auf.

„Das sagen Sie wohl, Verehrter. Jetzt flucht sie auf ihn, und wenn er ihr wieder Komplimente macht und sie als große Dame behandelt, ist er für sie wieder der Kavalier. Gerade auf solchen Mephisto fallen die blonden Mädel immer am ersten herein — weiß der Teufel! Und Cabral ist einer von denen, die die Zitrone auspressen und die Schale auf den Kehricht werfen. Ohne Erbarmen. Denken Sie nur an die hübsche Italienerin, die nachher unter den Matrosen und Soldaten verkommen ist, die süße Filomena, die so wild die Tarantella zu tanzen verstand! Ein Jammer und eine Schande! Aber da ist unsere Fee wieder. Wohlsein, Lola!“

Sie legte zwei neue Flaschen in das Eis und schmeichelte Benz: „Spielen Sie, bitte, ein bißchen Klavier, Hänschen! Einen flotten Walzer oder so etwas.“

„Na, wenn es denn sein muß.“

Er nahm am Klavier Platz, und als er einen echten Reißer mit Verve aus den Tasten rauschen ließ, gab es für Lola kein Halten mehr. Sie knickste vor Dahlmann: „Sie müssen mit mir tanzen. Bitte, bitte.“

„Warum nicht?“

Er walzte mit ihr durch das geräumige Zimmer, die Runde sang dazu, und Benz spielte mit Feuer. Mit aller Hingabe tanzte das Mädchen, ihr Busen wogte, ihre roten Lippen waren halb geöffnet, und sie schmiegte sich immer enger an Dahlmann, der sie sicher führte.

„Wie schade!“ sagte Lola, als Benz endlich abbrach.

Sie schenkte hastig wieder ein, brachte Benz sein Glas und tat ihm schön.

„Noch einen Tanz, Hänschen!"

„Erst einen Kuß, meine Taube!"

Sie sah sich verstohlen um. Dann küßte sie den feschen Hans rasch.

„Hast Angst vor deinem Pedro?" hänselte er sie und faßte die Perle an ihrem Halse. Ganz verstohlen streichelte er ihr den wogenden Busen.

Sie wehrte ihm und klapste ihn auf die Hand. „Nicht ungezogen werden, Hänschen! Du weißt, ich vertrage das schlecht."

„Kommt darauf an, von wem! Wenn dein Spitzbart dir schöne Worte gibt —"

„Laß doch den Pedro! Ich möchte ihm ja am liebsten ins Gesicht speien, wenn ich seine Teufelsfratze so dicht vor mir sehe. Aber wenn er mich durchbohrt mit den Satansaugen — Hänschen, ich glaube, der Kerl hat mich verhext."

„Wahrscheinlich mit dem glitzernden Klunker da, Täubchen," spöttelte er.

Sie wurde heftig. Mit einem hastigen Griff löste sie das feine Kettchen und steckte es samt dem Schmuckstück in die Tasche.

„Recht so, und nun werde ich spielen."

Er ließ die aufreizenden Takte der Machiche tönen.

„Un Espagnol sévère — d'une ouvrière —" stimmte Schmitz ein. „Los, Mädchen! Zeig', was du kannst! — Au Moulin de la Galette — fit la conquête —"

Aber Lola wehrte sich. „Das ist nichts für mich! Etwas anderes, Hänschen!"

„Tango!" rief Benz über die Schulter.

„Famos! Glänzend! Dahlmann, an die Gewehre!"

Lola bat mit lockenden Augen. Dahlmann erhob sich. Er tanzte mit ihr den Tanz, der eigentlich in den Matrosenschenken und bei dem farbigen Volk am Hafen heimisch war. Aber hier, in der „Bar de Paris", kam es nicht darauf an.

Die aufstachelnde Musik ging gerade wegen ihres einförmigen Rhythmus auf die Nerven. Dahlmann selbst

geriet in heimliche Erregung und drückte das erhitzte blonde Weib enger an sich, als nötig war. Die Tischrunde klatschte den Takt und sang dazu, und Benz spielte immer wieder den gleichförmigen Eingang und die Zwischenmelodie. Schmitz hatte eine Mandoline von der Wand gerissen und zupfte die schrille Weise mit. Immer wieder, ohne Aufhören. Selbst als Benz erschöpft aufhörte, tanzte das Paar noch einen, zwei Takte ohne Begleitung weiter. Dann ließ Dahlmann seine Tänzerin los. Lola stand mit glänzenden Augen, seufzte tief auf und warf sich plötzlich mit einem leisen Schrei auf ihn, schlang ihm die Arme um den Nacken und küßte ihn mit lechzenden Lippen.

„Ein hübsches Bild, Lolita!" klang eine höhnische Stimme von der Tür. Cabral heftete die dunklen Augen auf die blonde Mänade.

Sie trat von Dahlmann zurück, der sie lächelnd abgewehrt hatte, und schrie Cabral an: „Habe ich Sie zu fragen?"

Unwillkürlich tastete sie nach dem Halse. Er lächelte nur und hielt den bohrenden Blick auf sie geheftet.

„Mir scheint, Lolita, du verlorst ein Andenken beim Tanze?"

Sie starrte ihn an.

Aber er ließ sie nicht aus dem Banne seiner unheimlichen Augen, die unter dichten Brauen glühten.

Da faßte sie mechanisch in die Tasche, holte langsam das Schmuckstück hervor und legte das Kettchen wieder um den Hals.

„Und nun hast du die Güte, mich nicht verdursten zu lassen, meine blonde Hebe, nicht wahr?"

Er setzte sich lachend an den Tisch, und Lola reichte ihm das schäumende Glas.

„Er hat mich verhext!" murmelte sie, als sie zurücktrat.

Die lärmende Runde war unwillkürlich verstummt, als Cabral das Mädchen zwang.

„Wir sitzen auf dem Trocknen, Mädchen," sagte Cabral nun gleichmütig. Lola gehorchte und holte neue Flaschen.

„Sie könnten Tierbändiger werden, Pedro," sagte Schmitz.

„Vielleicht, Julio. Man muß die Bestien nur scharf anfassen und sie nicht aus dem Blick lassen. Aber diese kleine Lola ist keine Bestie, nur ein sanftes, gutes Täubchen. Nicht wahr, meine Kleine?"

Er streichelte ihr den Arm zärtlich und küßte ihr die Hand.

„Ekelhaft, dieser Patron!" sagte Rodewald für sich.

„Senhor, wenn ich bitten darf," wandte sich Cabral an Benz, „die Paloma! Nicht wahr, mein Täubchen?"

Lola lachte übermütig. Sie hatte den eisigen Schreck schnell verwunden. Als Benz intonierte, sang sie vergnügt mit.

Cabral stimmte ein.

„Si a tu ventana llega una paloma —"

Schmitz ließ die Mandoline dazu zirpen und klingen, und Dahlmann blieb nicht zurück.

„Corona la de flores, buen de ma vida —"

Cabral zog Lola auf seine Knie, und als das Lied zu Ende war, küßte er sie ohne Scheu in den Nacken und auf den Mund. Und sie ließ es geschehen. —

Schmitz stand vor der Marmorplatte des Büfetts, als die Uhr Mitternacht schlug, und trank mit Negendank ein kühles Bier.

„Auf die Dauer kann ich das Sektzeug nicht vertragen," erklärte er, als Lola herauskam und neue Flaschen holte. Sie war nun vollkommen ausgelassen. Eine blonde Strähne hatte sich aus der Frisur gelöst und hing ihr auf die Schulter. Sie nahm eine Serviette und trocknete sich den Hals.

„Hänschen Benz hat bereits genug," lachte sie, „aber darum braucht er mir den Sekt nicht in den Nacken zu gießen, der Frechdachs! — Sie, Schmitz, Ihr Freund Dahlmann ist doch der feinste Kavalier von euch allen. Schade, daß er morgen weg will."

„Ja, den möchtest du wohl, Lola?"

„Warum soll ich's nicht sagen? Verrückt könnte man werden, wenn er mit einem tanzt. Ahhh! — Das ist noch einer, der einem heißmachen kann. — Ich markiere die elfte und zwölfte, Herr Negendank. Und mir lassen Sie starken Kaffee machen! Bleiben Sie nicht zu lange hier, Schmitz!"

Sie packte die Flaschen und schwenkte sie übermütig wie Keulen im Kreise.

„Si a tu ventana —" trällerte sie und verschwand hinter dem Vorhang. Kreischen und Gelächter kam bald von drinnen.

Der Vorderraum war längst leer, die Tür geschlossen.

„Sie sollten das Mädel besser im Auge haben, Negendank," tadelte Schmitz und trank das Pilsner mit Genuß. „Wenn sie so weitermacht, geht sie vor die Hunde."

Negendank zuckte die breiten Achseln gleichmütig.

„Wenn sie dem Teufel in den Rachen laufen will, ich kann sie nicht halten. Und Geschäft ist Geschäft, Herr Schmitz."

Schmitz wollte auffahren, denn auch er spürte den Sekt schon. Aber er nahm sich zusammen. Diesen Negendank hatte er nun einmal allein vor sich. Und er war mit guter Absicht an den Marmortisch der Schenke gekommen.

Ganz beiläufig holte er den Wirt vorsichtig aus. Ob er diesen Candoca kenne? — Aber Negendank hatte ihn nie gesehen. Weder in seinem Lokal noch auf dem Mercado*), wo Negendank morgens seine Einkäufe besorgte; auch sonst nirgendwo in der Stadt.

Aber als Schmitz ihn mit Humor an jene Zeit erinnerte, in der Negendank als Schulmeister in einem Urwaldwinkel gewirkt hatte — „sogar Pfarrer sollen Sie mal gespielt haben, Negendank, aber Ihre Schafe glaubten nicht recht an Ihren Katechismus, was?" — taute Negendank auf und kramte unter fleißigem Zutrinken des Gastes allerlei aus. Die Estancia Cabrals lag durchaus nicht im Monde. Bewahre! Cabral hatte tatsächlich ein Stück Kamp gekauft, dicht an der Grenze, und an der Grenze waren allerlei Geschäfte zu machen. Das wußte Schmitz doch selber. Das Geld hatte Cabral wohl nicht selbst gehabt. „Aber José Corrêa und Chico Silveira haben es ihm vorgeschossen, Herr Schmitz. Sie wissen doch, die guten Freunde, die immer die Köpfe mit Cabral zusammenstecken. Und seine Reisen an die Grenze macht er nach wie vor."

*) Markthalle.

„Was für Geschäfte hat er da, Regendank?"

Der Wirt sah sich vorsichtig um, lüftete auch den Vorhang — der Lärm der Zecher und eine Tanzmelodie schallten heraus — und sagte verhalten: „Sie sind ein verschwiegener Mann, Herr Schmitz. Der Caboclo steckt mit Cabral unter einer Decke. Und über die Grenze ist schon allerlei gekommen, auch falsches Geld. Aber ich will nichts gesagt haben."

Der Vorhang wurde zurückgeschlagen, und der Wirt fuhr mit erhobener Stimme fort: „Sie brauchen nur bei meinem Compadre Wächter in Rio Vermelho anzureiten, der wird Ihnen eine gute Mula besorgen, Herr Schmitz."

„Was braucht Schmitz eine — eine Mula, Regendank?" Benz schob sich herein und stierte beide mit gläsernem Blick an.

„Na, Hänschen, es ist wohl das beste, ich bugsiere dich heim, mein Kleiner?" erbot sich Schmitz. „Ich werde rasch meinen Hut stehlen."

Er ging und kam mit dem Hut zurück, hakte den Schwankenden unter, der sich noch ein wenig sträubte und noch ein Pilsner verlangte, und zog ihn mit sich ins Freie.

„Grüßen Sie Dahlmann, Regendank, und sagen Sie ihm, daß ich morgen früh auf dem Bahnhof bin. Na, gute Nacht! Vorsicht, Hänschen! Das war mal wieder ein Abend! — Ich danke. Kinder, ich brauche nur auf einen Sprung nach Hamburg zu gehen, und eure ganze Erziehung ist zum Deubel. Gute Nacht, Regendank, Sie alter Gauner!"

Auch Rodewald und Dahlmann erschienen nach einer kleinen halben Stunde.

„Das Familienfest wird mir allmählich doch zu reichlich," erklärte Rodewald und forderte ein Glas Sauerbrunnen.

„Ja, das ist nun mal nicht anders hierzulande," tröstete Dahlmann ihn. Er stand im Hut, die Hände in den Taschen seines Jacketts.

„Den Spazierknüppel werden Sie sich hier auch bald abgewöhnen, Rodewald. Na, Cabral hat den zärtlichen Abschied wohl noch nicht beendet. Gehen wir."

Regendank schloß auf, die Herren traten in die kühle Nacht. Die grelle Bogenlampe war erloschen. Mondschein lag auf der Straße.

„Ich bringe Sie zum Hotel, Rodewald," erbot sich Dahlmann.

Still lagen die Straßen. Die Schritte der Herren hallten auf dem Pflaster. In der Tür eines Gebäudes lehnte ein Mann im schwarzen Käppi und rauchte.

„Boa noite, senhor Frederico," grüßte er.

„Die hohe Polizei wird auch einen schönen Begriff von uns kriegen, wenn sie den Radau bei Regendank ein bißchen belauscht hat," meinte Dahlmann. „Na, morgen bin ich fern von Madrid. Vorsicht, Freund, hier wird das Pflaster brasilianisch. Hopla, so!"

Eine Uhr schlug in der Ferne. Ratten quietschten im Rinnstein. Eine Katze huschte über die Straße. Im Torweg eines Geschäftshauses lag ein Schlafender.

„Das ist Juca. Der alte Stromer hat hier schon so lange gemietet, als ich in Porto Seguro bin. Aber glücklich der Mann, der keine Bedürfnisse kennt, nicht wahr? Da, sehen Sie! In der Casa Feliz ist noch Licht. Da sitzt der süße Pöbel noch und läßt sich von den Gaunern im Sete Bahiano und Vinte ausplündern. — Ja, wetten und spielen — das ist auch ein Kapitel im Lande Brasilien, aber kein erbauliches. Sie müssen mal zum Rennen gehen, da können Sie einiges erleben. Und dort, sehen Sie die düstere Bude, das ist der Hahnenzirkus, wo der Pöbel seine Patacas auf die Kampfhähne setzt. Dahin müssen Sie mal mit Schmitz gehen. Da können Sie die Volksseele studieren. Eine scheußliche Viecherei! Die Polizei verbietet hin und wieder den Hahnenkampf, aber acht Tage drauf hacken und zwacken sich die Hähne doch wieder zuschanden, und Antonio, Chico, Manuel und José wetten auf Schnabel- und Sporenhiebe, und wenn der letzte Vintem zum Teufel geht. Ja, wir haben hier schon eine Kultur!"

Sie bogen um eine Ecke, um auf kürzerem Wege zum Hotel zu kommen.

„Na, hier könnte auch der Jas anjestochen werden, sagt der Berliner," bemerkte Dahlmann.

Plötzlich sprang er zurück. Eine Gestalt löste sich aus dem Schatten und stürzte auf ihn zu.

„Vorsicht, Rodewald!" schrie er, „der Kerl —"

Aber Rodewald war bereits zugesprungen. Ein sausender Stockhieb lähmte dem Capanga die Faust, ein Messer klirrte auf dem Pflaster; ehe er sich drücken konnte, traf ihn ein Faustschlag in den Nacken und ein zweiter in die Magengrube. Stöhnend wand er sich am Boden. Dahlmann hatte den Revolver gezogen und trat heran.

„Das galt mir!" stieß er heraus. „Da haben wir das Messer. Haben Sie den Burschen fest?"

„Ohne Sorgen, der springt uns nicht mehr davon."

Mit eisernem Griff hielt Rodewald den Meuchler.

„Machen wir die Polizei munter!" Dahlmann feuerte einen Schuß in die Luft.

Fenster wurden aufgerissen, erregte Stimmen kamen herab. Aus den Türen stürzten Männer, aber Dahlmann hielt sie mit der Waffe fern. Polizeipfeifen trillerten, im Laufschritt kamen die Nachtposten.

„Was gibt es hier? Wer hat geschossen?" fuhr der erste Polizist auf Dahlmann ein.

„Ah — Senhor Frederico! — Überlassen Sie uns den Burschen, mein Herr!"

Die Polizisten zerrten den Stöhnenden in das Licht einer Tür und sahen ihm ins Gesicht.

„Sieh da!" höhnten sie, „unser guter Freund Candoca! Auch wieder im Lande? Das Messer nehmen Sie mit zur Wache, mein Herr. Wir müssen Protokoll aufnehmen."

Verwünschungen hagelten auf den Häftling, der von den Polizisten weggeschleppt wurde. Trotz der Nachtstunde sammelte sich ein Haufe Neugieriger hinter den Polizisten und den Deutschen.

„Wer mag den Hund bezahlt haben?" — „Ersäuft das Vieh im Hafen!" — „An die nächste Laterne mit dem Banditen!"

Mit Mühe wehrten Polizisten die wütende Menge ab.

Auf der Polizeiwache wurde der Tatbestand aufgenommen, das Messer als Beweismittel zurückbehalten.

„Mit dem Capanga werden wir ein Wörtlein zu reden wissen, meine Herren. Vor allen Dingen soll er pfeifen, wer ihn bestellt hat. Oder nehmen Sie an, daß er aus persönlicher Rache das Verbrechen versuchte, Senhor Frederico?"

„Wir haben den Menschen heute zum ersten Male gesehen."

Dann entließ der Kommissar die beiden deutschen Herren mit vielen bedauernden Höflichkeiten.

„Ein hübscher Abschluß heute abend!" sagte Dahlmann vor der Tür des Hotels. „Und hätten Sie nicht die Geistesgegenwart gehabt, so wäre ich morgen nicht auf dem Wege nach S. Nicolau, sondern auf einer anderen Straße. Ich danke Ihnen mein Leben, Rodewald."

„Wozu war nun mein Spazierknüppel gut, mein Freund?" scherzte Rodewald, dem der Dank peinlich war.

„Nun, Sie haben den Burschen auch sonst schnell und schmerzlos erledigt, das muß ich sagen. Alle Achtung!"

„Afrikanische Praxis und ein bißchen Jiujitsu. Denken wir nicht mehr an die Mala Vita von Porto Seguro. Gute Nacht, und vergessen Sie uns nicht, wenn wir mit Mazac im grünen Walde bei den Affen sitzen, wie Schmitz sagt."

Dahlmann hielt seine Hand noch eine Weile fest.

„Schmitz ist klüger als ich. Mit wem saß dieser Candoca heute am Tisch? Sie haben kaum darauf geachtet. Aber ich will es Ihnen sagen, was ich mit Absicht auf der Polizeiwache verschwieg. Pedro Cabral war es. Und nun mögen Sie sich den Vers darauf machen, der Ihnen beliebt. Gute Nacht, Rodewald!"

„Gute Nacht und glückliche Reise!"

„Sie fängt schön an, das muß ich sagen."

Dahlmann läutete. Der Nachtpförtner öffnete. Rodewald trat ein.

„Noch eins," bat Dahlmann hastig, „weder Sie noch Schmitz sollen sagen, wer mit dem Capanga zusammensaß! Ich bitte darum."

In der Frühe des folgenden Tages sah Dahlmann sich auf dem Bahnhofe vergeblich nach seinem Freunde Julius um.

Aber der Vorsteher der Station begrüßte ihn und wünschte ihm Glück: „Gleich an die Wand stellen soll man diese Capangas."

„Sie wissen schon, Felisberto?"

„Aber gewiß, Frederico. Nur schade, daß der Halunke doch noch entwischt ist."

„Wirklich?"

„Auf dem Transport von der Wache zum Gefängnis. Es hat da einen kleinen Auflauf an der Ecke der Rua Direita gegeben — und heidi! — weg war der Galgenvogel."

Frederico reichte dem Beamten die Hand zum Abschied. „Mag er laufen! Auf Wiedersehen, Felisberto!"

„Passa bem! Glückliche Reise!"

III.

Der alte Pepe Caraya saß auf einem blanken Ochsenschädel im Schatten des dichten Orangenbaumes vor seinem Rancho und blinzelte auf den sonnigen Kamp hinaus. Dazu trank er heißen Maté durch das silberne Siebrohr aus dem kleinen braunen Kürbis, der Cuya.

Es war eine erbärmliche Lehmkate, in der er hauste. Rohbehauene Pfosten in den Boden gerammt, durch Stücke von Schlingpflanzen und Stäbe verbunden, Lehm daraufgeworfen, ein Dach von rauhem Tiriricagras darüber, Holzluken als Fenster — das war die Behausung.

Pepe liebte es, wenn die Sonne ihre Strahlen auf den Kamp prallen ließ, daß die Luft leise zitternd stand und Ochsen und Gäule sich in den Gebüschen verkrochen, die wie kleine Inseln in das ungeheure Grasmeer eingestreut waren. Darüber wölbte sich strahlend der wolkenlose Himmel, und hoch oben im Atherblau zogen Geier schweigend ihre Kreise.

Leuchtende Falter gaukelten vor dem alten Posteiro durch die silberne Stille. Ein blutroter Fink schnellte in kurzen Bogen zum Blütenschaft einer Yucca, äugte neugierig zum Alten und flatterte verängstigt auf einen hohen Säulenkaktus, der über und über mit brennenden Scharlachblüten bedeckt war, als Pepe mit rauher Stimme über die Schulter rief:

„Den Kessel, Rafaela!"

Kuglurr — kuglugurr! röchelte es in der Cuya. Man mußte einmal aufgießen. Der Alte wurde ungeduldig. Er wandte den grauen Kopf unter dem alten Basthut nach der offenstehenden Tür des Rancho, aus der bläulicher Rauch schwebte.

„Zum Teufel, kleine Hexe! Kommst du?"

„Já vou, senhor, já vou — ich komme ja."

Ein Mädchen trat auf die Schwelle, ein junges gelbes Ding mit blauschwarzem Straffhaar über den großen, fragenden Augen der Mischblütigen. Die rote Kattunjacke spannte sich über dem Busen, um den Hals lief eine dünne Silberkette und hielt das geweihte Amulett auf der Brust, unter dem Saum des blauen Rockes lugten kleine nackte Füße hervor. Hinter dem Mädchen, im Düster des Rancho, zuckte die Flamme der Feuerstelle gespenstisch an den Wänden auf.

„Hier, Herr!"

Rafaela kam mit dem aufrechten, leise wiegenden Gange der Kampmädchen und goß heißes Wasser in die Cuya. Der Alte nahm einen kleinen vorsichtigen Schluck. Dann deutete er auf den Kamp. In der Ferne hoben sich im silbernen Dunst des Horizonts die Umrisse bepackter Maultiere und gemächlicher Reiter ab.

„Eusebio Menezes kommt von Sant' Anna zurück."

„Ja, Herr."

Mit dem Raubvogelblick des Naturmenschen hatten beide die Tropa bereits festgestellt. Rafaela setzte den Kessel vor den Alten, holte aus der Hütte ein Haumesser in verschlissener Lederscheide und ging dem plumpen Stangentor zu, das in eine lebende, stachlige Hecke von Aloe, Yucca und Ananasbüschen eingefügt war. Saftige Triebe junger Maisstauden, helles Schilfgrün des Zuckerrohrs und die gefingerten, rotgestielten Blätter des Maniots lugten aus der kleinen Pflanzung abseits vom Rancho über den starren Zaun.

Rafaela trat gemächlich ans Tor, stieß die Querstangen durch die Löcher der rohbehauenen Pfosten zur Seite und

fällte mit scharfen Hieben grünes Zuckerrohr und saftige Maisstengel.

Die blanke Klinge in der kleinen braunen Faust des Mädchens blitzte und sauste. Den reichen Eusebio Menezes, dem der Kamp gehörte, soweit man sah, mußte man gut aufnehmen; und wenn Pepe Caraya seinem Herrn schon nichts anderes bieten konnte als eine Cuya heißen Matés, so sollte doch der Blauschimmel Eusebios — ein edles Blut, seine fünfzig Unzen wert! — einen Haufen saftigen Futters finden. Das würde ihm nach dem staubigen Wege gut tun.

Pepe Caraya äugte unentwegt auf den Kamp. Die Tropa wuchs im Sehkreis. Ohne Zweifel, das war Eusebio Menezes, der reiche Eusebio, der ein paar hundert Haupt Schlachtvieh und einen Trupp Fohlen, echte, struppige Potrilhos vom Kamp, nach Sant' Anna, wo die Eisenbahn pfiff, verkauft und dort seine Mulas mit guten Dingen reich und schwer beladen hatte.

Pepe schnalzte lüstern. Zucker, süßer Wein, scharfer Schnaps, Kaffee, Mehl, Tabak waren in den Packranzen der Mulas verstaut, und die Krämer in Sant' Anna, die einem anderen Christenmenschen nicht einen neuen Hut borgen wollten, hatten die blanken Patacões eingestrichen. Die Spitzbuben!

Aber Eusebio Menezes tat es ja nicht so weh, wenn er tausend blanke Patacões auszahlte, als wenn Pepe Caraya sich für zwei Kupferstücke eine Handvoll Tabak in die Maisblätter zur Zigarette kaufte.

Wahrhaftig! — Er hatte den halbaufgerauchten Cigarro noch hinter dem Ohr stecken. Gemächlich langte er ihn und sah sich nach Rafaela um. Die schlug aber noch Futter. Also richtete sich der Alte seufzend auf und schlurfte zum Feuer. Das glimmte noch unter der weißen Asche unter dem Rost, auf dem die Bohnen und das Dörrfleisch leise brotzelten. Durch die lose angelehnten Fensterluken stahlen sich schmale silberne Sonnenstreifen, in denen Stäubchen tanzten und summende Fliegen gleich winzigen Schwalben schossen, und fielen auf das alte, verschlissene Zaumzeug; auf die rostigen großen Chilenas, zackige Radsporen; auf die plumpe Pistole mit eisernem Ladestock unter dem dicken

Lauf; auf das Muttergottesbild und das Kesselchen für das heilige Wasser an der rauchschwarzen Lehmwand. Darunter standen die Lagerstätten: vier eingeschlagene Pfähle, durch ein wagerechtes Geflecht von festen Ochsenhautriemen und zähen Schlingpflanzenstücken verbunden. Eine trockene Rindshaut war auf diese rohe Matratze geworfen, eine Wolldecke oder der Poncho gab Schutz gegen die Nachtkühle. Wenn im Juli und August der Minuano pfiff oder der weiße Reif auf der weiten Ebene schimmerte, wurde es häßlich kalt, und Pepe hockte mit blaugefrorenen Knöcheln an der Feuerstelle, hustete im beizenden Rauch und war froh, wenn die Sonne wieder wärmend schien.

Pepe spie einmal in die heiße Asche, daß sie zischte, nahm ein glimmendes Holzstück, brannte die Palha an und sog einen langen Zug ein. Dann stand er am Türpfosten, stieß den Tabakrauch wieder aus den Lungen und sonnte sich mit Behagen. Grau und verwittert sah er aus in der hellen Sonne. Die grobe Riscadojacke über dem Baumwollhemd sah im Licht noch schäbiger aus, und der breite Otterfellgurt, aus dem der Horngriff des Messers lugte, zeigte genug abgeschabte Stellen.

Rafaela kam und warf eine Last raschelnden Futters auf den Boden.

„Man sieht sie deutlich," sagte sie ruhig und ging in die Hütte.

Pepe schlurfte zu seinem Sitz zurück und beschattete die Augen mit der Handfläche, um schärfer zu sehen. Richtig, auf der Leitstute saß der kleine Bonifacio, dessen Beine kaum bis zu den hochgeschnallten Bügeln reichten. Die Mulas trotteten hinterdrein und ließen wegmüde die Köpfe hängen. Sie schleppten schwer, und die Sonne brannte. Hinter ihnen ritten die Treiber, José, Antonio und der schwarze Barboso — Pepe kannte sie alle — und eine Strecke zurück saß der Herr im Sattel seines hohen Blauschimmels. Deutlich sah Pepe, wie der Silberbeschlag am Sattel und Zaum aufblitzte; er erkannte die helle Seidenpalla und den breiten Hut Eusebios.

Kiebitze flatterten nun mit gellendem „Quero-quero" aus den Binsen und dem Röhricht der Wasserlache, die

als dunkler Fleck im Kampgras lag, und alarmierten die Einöde. Nun dauerte es noch eine kleine halbe Stunde, bis die Tropa am Rancho war. Pepe drehte also seelenruhig einen neuen Cigarro und ließ sich das glimmende Scheit von Rafaela reichen. —

Die Glocke der Leitstute klang deutlich näher. Ping-ping-pingling!

Der kleine Bonifacio, den Pepe vor acht Jahren aus der Taufe gehoben hatte, zog schon von weitem den Hut, einen verwitterten alten Filz, der dem braunen Bürschlein viel zu groß war, nahm die brennende Palha aus den aufgeworfenen Lippen, stieß die Glut am Sattelbock ab und steckte den halbgerauchten Cigarro hinter das Ohr. Dann rief er fröhlich: „Boas tardes, sëu*) Pepe!"

„Gott segne dich, mein Kerlchen!"

Der kleine Bonifacio hielt vor dem Rancho und wartete, bis die Mulas herantrotteten. Die Treiber schwangen die Peitschen und schrien vom Ende der Tropa ihr „Arra, mula, arra! Vorwärts!" Die Langohren setzten sich in einen mühseligen Zotteltrab, daß die Packranzen von dürrer Ochsenhaut auf den plumpen Holzgestellen der Saumsättel rackten und ruckten.

Dann hielten auch die wetterbraunen Treiber vor dem Alten: „Boas tardes, sëu Pepe! Como passou? Wie geht's?"

Pepe betrachtete wohlgefällig die Leute im groben Baumwollzeug, in den weiten Pluderhosen, den Bombachas, und mit den Radsporen an den nackten Hacken. Keiner brach einen struppigen Hengst oder ein störrisches Maultier so schnell ein wie José, der beste Reiter von Estrella, und es sollte einer kommen, der es Antonio gleichtäte, wenn er den wildesten Stier am Lasso hielt!

„Guten Tag, wie geht's?" sagte auch Pepe, aber er lud noch nicht ein: „Steigt ab!" Erst mußte der Herr der Tropa kommen. Der galoppierte jetzt an, daß die helle Palla um die Schultern flog und die weiche Krempe des schwarzen Filzhutes aufwärtsklappte.

*) sëu Abkürzung von senhor, Herr.

„Boas tardes, Pepe!"

Mit einem Satz war Eusebio Menezes aus dem Sattel. Wie ein junger Gaucho, trotz seines grauen Haars. Er ließ die langen spanischen Zügel mit den vielen silbernen Buckeln auf den Boden fallen, warf die Palla über die linke Schulter zurück und umarmte nach Landessitte den Alten. „Wie geht's, Pepe? Wie steht's, Gevatter?"

Das war eine Ehre, und Pepe sah stolz um sich. Der reiche Eusebio Menezes hatte ihn „Compadre" genannt. Das wollte einiges besagen! Zwar Rafaela war von Dona Manuela Menezes — Gott habe sie selig! — in der Matriz*) zu S. Nicolau über die Taufe gehalten. Aber, immerhin, „Compadre", das wollte etwas heißen in diesem Falle.

„Die Tropa kann doch bei dir rasten, Pepe? Es wird für heute zuviel für die Mulas bis zur Estancia. Und für mich hast du wohl einen Schluck Maté?"

„Mein Haus ist das Ihrige, Herr," sagte Pepe, wie es Brauch war.

Eusebio Menezes ging trotz seiner sechzig Jahre noch straff. Er trug den einfachen Anzug von Leinenzeug unter der Palla, im Ottergurt die feine doppelläufige Pistole und das Messer in schwerer Silberscheide. Der silberne Beschlag des Pistolenkolbens und des Zaumes, die silbernen Steigbügel und der weiche schwarze Reitpelz über dem Sattelbock, die schweren silbernen Chilenas an den Hacken der weitschäftigen Stiefel verrieten den wohlhabenden Mann.

„Steigt ab!" sagte Pepe nun zu den Treibern.

„Absatteln, José!" fügte Eusebio Menezes hinzu.

Schnell waren die Treiber aus den Bügeln und lösten die Gurte der Packsättel. Sie stapelten die Ladung im Schatten eines wilden Feigenbaumes auf und ließen die Tiere laufen. Pferde und Mulas warfen sich vor dem Rancho auf den Boden und wälzten den heißen Rücken im Staube. Dann sprangen sie auf, schüttelten sich und rupften hungrig die nächsten Grashalme.

Aufmerksam hatten Eusebio und Pepe zugesehen. Alle

*) Hauptkirche.

Tiere fraßen; sie waren also trotz der Hitze und des schlechten Wassers von Sant' Anna gesund geblieben.

Nun erst durfte Rafaela die Cuya bringen. Während die Treiber abseits Feuer machten, um ihre Bohnen zu kochen, saß Pepe mit seinem Gast unter dem schattigen Orangenbaum. Rafaela hatte einen rohbehauenen Klotz für Eusebio herbeigeschleppt, die Treiber hockten am Feuer, und der kleine Bonifacio scherzte: „Der liebe Gott hat für seine Kinder überall Stühle hingestellt," und setzte sich auf einen Stein.

Rafaela nahm Eusebio die leere Cuya ab und füllte sie neu: „Sirva-se, bedienen Sie sich, Herr. Es ist heiß und der Weg lang."

Eusebio sagte höflich: „Obrigado, danke!", rührte mit dem Oberende des Saugrohrs einmal am Rande der braunen Cuya entlang, nahm einen kleinen Schluck, tat einen Zug aus der Palha und trank dann weiter, Schluck um Schluck, wie es auf dem Kamp Herkommen war. Dann goß er selbst wieder auf und reichte die Cuya Pepe hin.

Der Posteiro fragte nach Dona Jolita, nach den Verwandten des Herrn in S. Nicolau und brachte dann das Gespräch auf das Wichtigste, was ihm am Herzen lag.

„Sie haben mir noch nicht gesagt, Herr, was es am Sonntag in Sant' Anna geben wird. Wie schlägt der Rappe des Isidoro Barros ein?"

„Ausgezeichnet!" erwiderte Eusebio lebhaft. „Er soll am Sonntag auf drei Quadras gegen den Fuchs von Luiz de Mello laufen. Ich habe Antonio Flores gebeten, er solle hundert oder auch zweihundert Milreis für mich auf den Rappen wagen, wenn ich selbst nicht komme. Aber ich hätte wohl Lust, ihn laufen zu sehen."

„Nun, Herr, was habe ich gesagt, als Isidoro den struppigen Klepper für zwei Unzen gekauft hatte und jammern wollte, er müsse den Verstand beim Teufel gehabt haben, als er den Rappen bei der Halfter nahm? —Caramba! Sie sah ja nicht gut aus, die ruppige Kreatur. Aber sie hat Blut. Den Kopf, den kleinen trockenen Kopf mit den wilden Augen — den kannte ich. Das war Blut. Ein paar Monate auf dem Kamp, sagte ich, dann täglich ein paar

Handvoll Mais und Kleeheu und Palmblätter — aber die feinen Rippen aus den Blättchen herausgezogen! Sie machen leicht Kolik — und dann unter den Sattel genommen. Pucha diabo!"

„Du hast recht gehabt, Pepe," sagte Eusebio und erhob sich. „Aber ich muß reiten, wenn ich vor Nacht zu Hause sein will. Holla, José, Antonio!"

Die braunen Leute kamen gelaufen.

„Ihr bleibt die Nacht über hier. Barbo so soll aufsatteln und mit mir kommen. Morgen früh folgt ihr nach."

Der Neger fing seinen Gaul und sattelte hastig auf. Eusebio stieg in den Sattel.

„Deus lhe pague," verabschiedete er sich aus dem Sattel und reichte Pepe noch einmal die Hand. „Gott bezahl's!"

„Gott beschütze Sie, Herr."

Eusebio nickte Rafaela noch einmal zu, faßte die Zügel straff, schnalzte leicht, und der Blauschimmel trabte an. In scharfem Ritt ging es über den Kamp nach Westen.

Pepe sah den Reitern nach. „Ein guter Herr! Gott tröste ihn. Ich habe von Hilario — Gott schenke ihm die ewige Ruhe! — nicht sprechen mögen. Es geht mir ans Herz, wenn ich Eusebio sehe. Aber verflucht sei der Mörder!"

Der Alte setzte sich zu den Treibern, die still ihren Maté tranken.

Die Sonne neigte sich, als Rafaela die heißen Bohnen und den Blechnapf mit Farinha*) auf den Tisch setzte und den Alten zum Essen rief. Nach gutem Herkommen lud dieser auch die Leute Eusebios an den Tisch. Aber José dankte.

„Auch unser Bohnentopf brodelt schon, Pepe. Und da kommt im Namen Gottes schon ein hungriges Maul für deinen Bohnentopf. Sieh dort!"

Ein Schwarzer trottete auf seinem Maultier heran.

„Luciano! Woher des Wegs?" begrüßte ihn der Alte. „Steig ab! He, Rafaela, einen Löffel mehr auf den Tisch!"

---

*) Maniokmehl, zu den Bohnen stets gegessen.

Der Neger dankte bescheiden und stieg ab. Das Sattelzeug seines Reittiers war stark abgenutzt. Staub lag auf der groben Palla und dem verschossenen Filzhut des Schwarzen. Er begrüßte die Leute von Estrella und setzte sich zu ihnen.

„Geh und iß, Pepe," bat er und nahm dankend die Cuya aus Josés Hand. „Ich kann warten."

Pepe kannte den Neger gut. Seit Hilarios Tode streifte der schwarze Luciano den Kamp und die verstreuten Nester ab, um den Mörder zu finden. Glühende Rachgier und treue Anhänglichkeit trieben ihn Tag für Tag, und Eusebio ließ ihn gewähren.

„Hat Gott deine Augen erleuchtet, Luciano?" fragte José gespannt.

Der Neger bewegte verneinend den Kopf. Er hockte sich ans Feuer der Treiber und trank schweigend den heißen Maté.

Als Pepe nach dem Essen aus dem Rancho trat, gellten neue Kiebitzschreie über die Einöde. Zwei neue Gäste suchten im scharfen Trabe den Rancho. Unter dem Orangenbaume hielten sie.

„Holla, Candoca, schon zurück?" begrüßte Pepe den ersten Reiter, der ohne Umstände abstieg und seinem Malacara Sattel und Zaumzeug abnahm. Der zweite, ein bärtiger, sonnenbrauner Mann in einfacher Tracht, ein weißes Tuch um den Nacken geschlagen, blieb noch in den Bügeln und richtete die tiefliegenden Augen unter buschigen Brauen auf Pepe.

„Der Gute Jesus sendet mich, Freund," sprach er mit voller, tiefer Stimme.

Bei dem Namen lüftete Pepe den Hut, und die Kampleute am Feuer horchten auf. Candoca machte dem Alten ein heimliches Zeichen.

„Steige ab und sei willkommen!" lud darauf Pepe den Fremden ein. Auf seinem Gesicht standen Ehrfurcht und Scheu.

Der Fremde verließ den Sattel, nahm Hut und Palla ab und schritt zu den Leuten Eusebios, die willig Platz machten. Der braune Antonio ging eilig und sattelte das Pferd des Fremden ab.

Auch Rafaela war herausgetreten, und Candoca begrüßte sie mit höflichen Worten. „Sieh, was dein Schutzengel mir für dich mitgegeben hat, Rafaelita!" scherzte er und reichte ihr ein Päckchen.

Rafaela dankte und eilte in die Hütte zurück. Sie nestelte die Schnur auf, und ihre Augen funkelten. Ein buntes Seidentuch und eine rote Korallenkette mit einem goldenen Herzen leuchteten ihr entgegen. Mit bebenden Händen nahm Rafaela die Kostbarkeiten und stand schnell vor dem kleinen Spiegel neben der Fensterluke.

„Wie schön du bist, Mädchen!" Candoca lugte herein.

„Ich danke euch, Candoca, das ist viel zu kostbar für mich."

Aber Candoca wehrte schmeichelnd ab. „Für den Sonntag! Und es wird nur an dir liegen, ob der Padre am Tage des heiligen Nikolaus für uns die Brautmesse lesen wird, meine Rose."

Das Verlangen stand in seinen dunklen Augen. Er trat näher und nahm ihre Hand. „Was willst du ewig bei dem Alten hier auf dem Kamp sitzen, meine Schöne! Ich bin nun der Capataz des Herrn Pedro Cabral, und auf Boa Vista werden wir lustig leben. Nicht wahr, meine Taube?"

Rafaela legte Tuch und Kette auf den Tisch. „Soll ich den guten Pepe allein lassen? Nein, Herr. Ich habe meinen Vater nie gekannt, und meine Mutter liegt auf dem Friedhof in Sant' Anna. Ich bleibe bei Pepe, solange er hier auf dem Kamp sitzen will."

Candoca war enttäuscht. Aber er drängte weiter in sie.

„Auch für den Alten ist auf Boa Vista Platz."

„Rafaela!" rief Pepe draußen.

Das Mädchen schlüpfte flink wie eine Eidechse hinaus.

„Du sollst mir im Schlage flattern, ehe dich ein anderer fängt, mein Täubchen!" gelobte sich Candoca verdrossen und ging ihr sporenscharrend nach.

Die Leute Eusebios kramten aus einem Lederranzen Blechgeschirr und Löffel heraus, Rafaela nahm den Bohnentopf vom Feuer und hob ihn in der Hütte auf den Tisch. Die Männer setzten sich auf die plumpe Bank an der Wand

und langten zu. Nur der Neger blieb draußen, und Rafaela brachte ihm sein Teil heraus.

Beim Maté aber hockten alle wieder unter dem wilden Feigenbaum. José schürte das Feuer und stellte den frischgefüllten Kessel an die Glut. Rafaela setzte sich schweigend zum kleinen Bonifacio auf den Stein und lauschte dem Gespräch der Männer.

Der Abend senkte sich auf den Kamp. Im Dunst des Westens verglühte der Tag. Die Nacht kam schnell, ohne jede trauliche Dämmerung. Als ob ein hüllender Vorhang weggezogen würde, stand plötzlich der Mond wie eine große glänzende Scheibe am Firmament, die Sterne glitzerten, die Milchstraße webte ihr breites, mattschimmerndes Band. Kühlender Hauch strich über das Grasmeer. Kröten und Frösche in den Lachen grölten und trommelten, quäkten und unkten, die ersten Fledermäuse schwangen sich in gespenstigem Fluge um das rauhe Strohdach des Rancho, Eulenruf verriet die lautlosen Schwingen eifriger Nachtjäger, Grillen zirpten und schrillten aus den Gräsern, als ob tausend hochgestimmte Quinten unaufhörlich unter winzig kurzen Bogenstrichen bebten. Über den Lachen und Sumpfstellen stand ein flacher weißer Nebel und schwebte zu den Buschinseln. Und über alles flutete eine unerhörte Fülle taghellen Mondlichtes, tauchte die Blätter der Orangen in spiegelnden Glanz, warf über die Einöde einen duftigen Silberschleier, machte das Harte und Schroffe milde und weich in schimmernden Flächen und malte die Baumkronen und den Rancho in scharfen, schwarzblauen Schlagschatten auf den leuchtenden Boden. Selbst der Schein des Feuers wurde von der gleißenden Lichtflut verschlungen und stand nur auf den Gesichtern der Männer als rotgelber Glanz.

Hin und wieder ein gellender Kiebitzschrei in der Ferne, das Schnauben eines Pferdes am Rancho, sonst lautlose Stille. Silbernes Weben und leuchtendes Schweigen in unbegrenzter Einsamkeit.

„War der schwarze Affe mit euch in Sant' Anna?" fragte Candoca heimlich die Gauchos.

Sie verneinten durch ein Zeichen.

„He, Luciano," rief Candoca nun den Schwarzen an, der still ins Feuer sah, „warum leidet es dich nicht daheim auf Estrella? Warum zigeunerst du im Lande umher und spukst an den Kreuzwegen? Plagt dich der Teufel?"

„Ich suche den Teufel," erwiderte der Schwarze regungslos, als spräche er mit sich selbst.

Candoca lächelte höhnisch. „Welchen Teufel? Es gibt ihrer viele. Sie sind alle schwarz."

Die Gauchos stießen sich heimlich an. Dieser Candoca war offenbar kein Freund der Neger.

„Ich suche den grausamen Teufel, der meinen Herrn Hilario ermordet hat. Und Gott wird mich nicht sterben lassen, bevor ich ihn finde."

Der Fremde erhob die Stimme: „Den Mörder zwingt es dahin zurück, wo er sein Opfer schlachtete. Bitte den Guten Jesus, daß er dir helfe."

Candoca hatte einen anderen Rat für den Schwarzen. „Hüte dich, Luciano! Der Hund läuft auf der Spur des Tigers, bis dieser ihn unversehens erwischt. Und der Tiger würgt den Hund ohne Gnade, da hilft kein Winseln noch Heulen. Warum ist er nicht daheim geblieben, der dumme Hund? Und der Tiger holt mit Vorliebe die schwarzen Hunde, wenn er die Wahl hat."

Luciano und die Gauchos verstanden den brutalen Hohn. Das Volk auf dem Kamp wußte, daß der Panther und der Jaguar, wenn sie sich an den Menschen wagten, die starke Witterung der Neger suchten, und man erzählte am Lagerfeuer der Tropas oft genug, wie das Untier unter schlafenden Leuten immer einen Schwarzen gewählt habe.

Auch Rafaela wußte das, und Candoca erschien ihr noch widerwärtiger, als wenn er mit schönen Worten schmeichelte. Er aber sah nicht, wie ihn das farbige Mädchen im Auge hatte.

„Hilarios Blut schreit gen Himmel," sagte der Neger ruhig.

Da verstummte Candoca, aber er musterte tückisch den Schwarzen, und er wandte den Blick ab, als José und Barboso ihn mit sonderbarer Betonung fragten: „Was hast du am Wege nach Tres Vendas zu suchen, Candoca? Luciano hat dich gesehen. Sprich, Luciano!"

„Der schwarze Hund lügt!“ brauste Candoca auf.

Er stand auf und tat, als sehe er nach seinem Pferde. Als er zurückkam, streichelte er heimlich Rafaela. Aber sie stieß seine Hand zurück.

„Störe mich nicht! Ich will hören, was der Heilige sagt.“

Den Kampleuten war der Fremde bereits der „Santo“, der Heilige. Sie wußten, daß er in den Trümmern von S. Nicolau hauste. Das farbige Volk, das im Schatten der Ruinen jener einstmaligen Jesuitenkathedrale hauste, deren Umrisse wie ein zerklüftetes Gebirge, ein Felsenbollwerk unmittelbar aus der Kampebene aufsprangen und auf viele Meilen sichtbar waren, erzählte von dem „Santo“, der oft wochenlang verschwunden sei und plötzlich wieder auftauche. Niemand wagte ihn zu fragen, wohin er gehe. Aber er war ein Santo, ein Bote des „Guten Jesus“, der sein Reich auf Erden bauen wollte.

Kein Wunder, daß Pepe Caraya sich heimlich bekreuzte, als der Fremde, ohne das Wort geradezu an einen der Leute am Feuer zu richten, feierlich sprach:

„Der Geist ruft! — Seid bereit! — Der Gute Jesus ist nicht tot. Bei Canudos wollen ihn die Bluthunde erschlagen haben? Ihn, der seinen Blick nur zum Himmel zu richten brauchte, und zehn Legionen Engel wären ihm zu Hilfe geeilt? Der Gute Jesus ist nicht tot. Er ist eine kleine Weile von uns gegangen. Nun ist er wiedergekommen und sammelt die Seinen. Er sendet seine Boten, daß sie allem Volke sagen: Der Geist ruft! Seid bereit!“

Keiner erwiderte. Die feierliche Stimme weckte in ihnen Ehrfurcht. Diese Leute, die im Schweigen des Kamps groß geworden, glaubten an mancherlei Dinge zwischen Himmel und Erde.

„Der Gute Jesus ist nicht tot, und ich bin sein Bote. Kann auch die Sonne bleiben im Meere und in des Meeres Tiefe? Kehrt sie nicht wieder an jedem Morgen? Der Gute Jesus ist nicht tot. Noch hält er sich verborgen, aber er wird kommen und die Seinen sammeln. Wehe dann den Söhnen Belials, die im Regiment dieser Welt sitzen! Wehe dir, Edom und Moab! Der Gute Jesus wird das

neue Jerusalem bauen. Der Geist ist mit ihm und redet zu ihm durch den Mund reiner Jungfrauen, die dem Guten Jesus dienen. Und der Lohn der klugen Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengehen, wird köstlicher sein als Gold und viel feines Gold. Wachet und seid bereit! Der Geist ruft!"

Lautloses Schweigen herrschte. Ein Zweig knackte im Feuer. Ein huschender Fledermausschatten glitt durch die Helle der Nacht.

„Der Geist ruft! Tut er nicht Zeichen und Wunder durch den Guten Jesus? Fragt Silvio, den Gerber zu Itaquy! Sobald der Vollmond schien, sprang er um Mitternacht aus dem Fenster in Gestalt eines gierigen Wolfes, mit lechzender Zunge und blutroten Lichtern, und er scharrte auf den Gräbern der Toten. Und wenn es eins schlug, trabte er jechend heran und sprang in das offene Fenster seines Hauses. Und seine Spuren waren die Spuren von Menschenhänden. Die Spötter lachen, es gebe keinen Werwolf. Was sagt ihr?"

Da war kein Zweifel. Daß es den „Lobishomem", den schrecklichen Werwolf, gab, wußte jedes Kind. Wer daran zweifelte, war ein Lügner.

„Aber der Gute Jesus wartete, bis die Geisterstunde in der Nacht des Vollmondes schlug. Als Silvio in Wolfsgestalt herausſprang, rief ihn der Gute Jesus an und beschwor ihn. Da ward er verändert in Menschengestalt, fiel dem Guten Jesus zu Füßen und folgte ihm nach. Der Geist ruft!"

In großer Erregung erwarteten die Hörer nun weitere Berichte. Nur Candoca, der wohl sah, daß Rafaela an den Lippen des Fremden hing, wagte ein Wort der Eifersucht: „Man hätte den Padre Virgilio von S. Bento rufen sollen. Er treibt die Teufel aus und wird auch wohl mit dem Werwolf fertig."

„Was soll das Geplärre der Geschorenen? Was soll Weihrauch und Messe, wenn der Geist selber ruft? Der Gute Jesus hat mehr als einen und eine, die vom Teufel und unsauberen Geistern besessen waren, geheilt. Er legt ihnen die Hände auf und betet. Der Geist ruft, seid bereit!"

Mit untrüglicher Witterung spürte er bereits die aufreizende Wirkung seiner Worte. Er rollte nun andere Bilder vor den Naturkindern und ihren verlangenden Sinnen auf.

„Der Geist ruft! So spricht der Gute Jesus: Wehe den Söhnen dieser Welt, die auf ihren Stühlen sitzen! Sie beugen die Sache des Armen und üben Gewalt im Reiche der Elenden! Sie senden ihre Kriegsknechte, daß sie in das Haus des Armen brechen und vernichten die Hütte des Redlichen. Sie nehmen Steuer und Zins und Schoß und scharren Silber und Gold in ihren Kasten. Sie prassen, und der Arme darbt. Aber es ist den Bäumen schon die Axt an die Wurzeln gelegt. Welcher Baum nicht gute Früchte bringt, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Die große Babel wird gequält werden von den heiligen Engeln. Siehe, ich bringe euch das Wort des Geistes, aber nach mir wird der Gute Jesus andere Boten senden, die das Schwert bringen. Wachet! Seid bereit!"

Wieder das zustimmende Schweigen. Wieder die aufreizende, getragene Stimme:

„Wehe dir, Moab, wehe dir, Edom! Eure Herren und Fürsten treiben die Ochsen von der Weide des Armen und verkaufen sie den Krämern. Läßt nicht Gott die Herden wachsen auf dem Kamp? Warum weiden sie nur für die Herren? So spricht der Gute Jesus: Den Kamp und was darauf wächst, hat Gott geschaffen für meine Söhne. Bei mir ist nicht Herr noch Knecht. Wer zu mir kommt, der wird nicht Mühe noch Mangel haben. Er wird gleich mir sein und das neue Jerusalem bauen helfen, und das Reich des Friedens wird anbrechen und wird währen tausend Jahre. — Seid bereit! Der Geist ruft! Der Gute Jesus sorgt für alle, die auf seinen Namen schwören, die ihn bekennen. Hört, was er euch durch meinen Mund sagen läßt: Rottet aus, die meinem Namen widerstreben! Schlaget meine Widersacher mit der Schärfe des Schwertes! Sie werden kommen mit Schwertern und Stangen, mich zu fangen; aber ich werde ihre Obersten zu Boden strecken und ihre Kriegsknechte verjagen, wie man Hunde mit Steinen scheucht! — Ihr aber sollt nehmen von allem, was euer Herz begehrt und wessen ihr Not habt. Siehe, ich gebe es euch

alles in eure Hände! — So spricht der Gute Jesus. Ich aber, als sein Bote, sage zu euch, meine Brüder, und zu dir, meine Tochter: Höret, was der Geist sagt! Und ihr wißt, wo ihr mich findet, seinen Boten. Wachet und seid bereit! Der Geist ruft!"

Er schwieg und sah ins Feuer, als höre er nicht, wie erregt die Leute unter sich redeten. Rafaela saß stumm auf ihrem Stein neben dem kleinen Bonifacio und faßte des Knaben Hand. „Ich gehe zu ihm," flüsterte sie wie traumverloren. „Der Geist ruft."

„In den Trümmern von S. Nicolau ist er zu finden," raunte Bonifacio dem aufgeregten Mädchen zu, als verriete er ein schweres Geheimnis.

* * *

Die Gäste Pepes hatten sich um Mitternacht zum Schlafe hingestreckt. Den Sattelbock im Nacken, den Reitpelz unter sich, zugedeckt mit dem Poncho gegen Nachtkühle und Tau. Nur der schwarze Luciano hockte noch am Feuer. Er fand den Schlaf schwer und spät. Und an diesem Abende war er sicher, daß er kein Auge schließen werde.

Dieser Santo gehörte zu denen, vor denen der Herr Eusebio warnte. Sie hetzten das Volk und trieben Raub und Mord. Sie verführten gute Leute zur Gewalttat. Hatte nicht José eifrig genickt, als er vom Guten Jesus hörte? Und José war doch kein Räuber und Mörder.

Luciano würde seinem Herrn sagen, wo der Santo hauste, der das Volk vergiftete. Aber morgen mußte Luciano wieder auf den Weg nach Tres Vendas reiten. Der Santo hatte vielleicht recht. Der Mörder suchte den Ort seiner Untat immer wieder auf, vom Teufel getrieben. Bei der Schenke des Chico Bobo konnte man mittags rasten. Und Luciano malte sich Bilder der Rache. Der blutigen Rache für Hilario. Wenn er nur den Mörder wüßte! Das übrige würden gute Leute erledigen, und wehe dem Mörder, wenn er den Gauchos von Estrella in die Fäuste geliefert wurde!

Bilder voll blutiger Greuel standen vor Lucianos verwirrtem Geist. Blutige Greuel, wie sie nur die Rache und der Kamp kennt.

Auf ihrem Lager spann Rafaela schillernde Träume. Immer enger gaukelte ihre Sehnsucht nach unerhörten Freuden, nach seligen Genüssen um die Gestalt des Santo, den der Gute Jesus gesandt hatte. — „Der Geist ruft!" — Und durch den Mund reiner Jungfrauen sprach der Geist? Rafaela spürte ein heißes, rieselndes Verlangen. Rein war sie. Kein Mann hatte sie je berührt. Oft genug, wenn schlimme Gesellen beim Alten einkehrten, hatte sie sich wehren müssen. Mancherlei Schlinge war ihr gestellt, und der Alte war ein Narr. Er wollte nicht sehen, was Candoca im Schilde führte. Aber Candoca sollte sich im eigenen Garn fangen!

Sie kicherte verstohlen. Mochte er doch dem Alten Honig um den Mund streichen. Rafaela war keine Fliege, die sich haschen ließ. Und diesen Candoca haßte sie. Er war ihr widerlich. Wie roh war er gegen den stillen, bescheidenen Luciano gewesen! Freilich, Candoca hatte Geld. — Plötzlich richtete sie sich auf dem Lager auf. Sie hörte den Alten an der Gegenwand schnarchen.

Woher hatte Candoca das Geld, bunten Tand und rote Ketten zu kaufen?

Hatte sie nicht eines Tages gehört, wie Eusebio zu Pepe sagte, das Geld Hilarios sei geraubt worden? Warum wurde Candoca brutal, als Luciano von dem Mörder redete? Warum log er, nicht auf dem Wege nach Tres Vendas geritten zu sein?

Draußen lag der helle Mondschein über der Stille. Sie huschte leise an die Tür. Im Schatten der Bäume und des Rancho ruhten die Schläfer. Nur Candoca hatte sich abseits das Lager gesucht, gerade unter Rafaelas Fenster. Der Mond war gewandert, Candoca lag tiefschlummernd im vollen Mondlicht.

Durch das Hirn des Mädchens zuckte ein Blitz.

Leise streifte sie die Chitajacke wieder über Arme und Schultern und schlich hinaus. Wie eine Katze duckte sie sich und kroch an der Wand hin. Um die Ecke bog sie, vorsichtig kroch sie zu Candoca und beugte sich über ihn. Er schlief, aber er murmelte leise. Voll lag der Mond auf seinem unbedeckten Kopfe. Der Hut war seitwärts vom Sattelbock gerutscht.

„Warum bist du auf der Straße nach Tres Vendas geritten?“ raunte sie dem Schläfer leise ins Ohr.

Seine Lippen regten sich. Deutlich kam es von ihnen: „Hilario Menezes“.

Rafaela zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten, ihre Finger spreizten sich an den zitternden Händen. Sie richtete sich auf den Knien auf und legte die Hand auf das pochende Herz. Ein Mörder lag vor ihr!

„Warum ist Hilario ermordet?“ raunte sie weiter.

Unruhig bewegte sich Candoca, aber keine Antwort kam.

Eine Fledermaus glitt dicht über dem Kopfe des knienden Mädchens hin. Unwillkürlich duckte es sich und ächzte vor Schreck. Sprungbereit sah es auf Candoca, der eine starke Bewegung machte, als wache er auf.

Aber er stöhnte nur einmal schwer und atmete wieder tief und fest.

„Wo hast du das Geld Hilarios?“ raunte sie, und ihre Glieder bebten.

Sie legte das Ohr dicht an die Lippen des Schläfers, um auch den leisesten Hauch zu fangen.

„In den Steinen,“ murmelte Candoca und bewegte unruhig den Kopf. Sein Kinn streifte die Wange des Mädchens. Da erwachte er und richtete sich schlaftrunken auf. Im hellen Licht sah er einen Schatten um die Ecke des Rancho gleiten.

Er stand auf und sah sich verwundert um. Warum lag er hier im lichten Mond? Wollte er mondsüchtig werden oder bis Neumond am Kopfweh leiden?

Wer spukte um diese Stunde? — Er ging ruhig um den Rancho. Scharf hob sich Lucianos Gestalt gegen den Feuerschein wie ein Schattenriß.

„Verdammter schwarzer Hund! Du sollst nicht lange mehr spuken gehen!“ schwur Candoca.

Wer war von ihm geschlichen wie eine Katze? Die Männer schliefen doch alle!

Da zuckte es in ihm auf.

„Rafaela!“ murmelte er und dehnte wohlig die Glieder.

Die Heuchlerin! Wie sie sich scheinheilig verstellte, wenn er ihr am hellen Tage nachstellte!

Freilich, im Mondschein schlichen alle Katzen, die bei Tage träge taten. Und Candoca war erbost auf sich selbst, daß er das Mädchen verscheucht hatte.

Nun, er blieb noch einen Tag bei Pepe. Bis zum Sonntag hatte er Zeit. Da wollte er in S. Nicolau sein, die Pferde laufen sehen und eine kleine Probe machen. Und wenn er den schönen neuen Schein an den Mann brachte, so reichte es zur Brautmesse und einigem mehr. Man konnte am Sonntag mit dem Vigario in S. Nicolau ein Wort reden.

Beim ersten Morgenstrahl schürte Rafaela das Feuer unter dem Rost und setzte den Kessel darauf.

Luciano und die Gauchos trieben bereits die Mulas zusammen und legten ihnen die Packsättel auf. Pepe und Candoca rauchten die erste Palha, der Santo sattelte seine Mula und warf heimliche Blicke auf das Mädchen. Er trank noch einen heißen Maté und ritt schweigend ab.

Als die Treiber Abschied nahmen und der kleine Bonifacio die Leitstute antrieb, war der Santo schon weit draußen auf dem Kamp.

Jeder schaute ihm nach, und jeder hatte seine eigenen Gedanken.

„Der Geist ruft!"

„Deus lhe pague," wünschten die Treiber und ritten ab. Still und verlassen lag der Rancho. Langsam schlich der Tag. Gleichmütig saß Pepe Caraya auf seinem Platz unter dem Baume und hörte Candoca an, der schillernde Seifenblasen vor ihm steigen ließ.

Aber Pepe war hartnäckig. Warum sollte er seinen Rancho verlassen?

„Dort an dem Aloezaun will ich begraben sein," sagte er bestimmt.

„Aber Rafaela?"

„Bei Eusebio ist Raum für sie. Ist er doch mein Compadre."

Candoca überlegte, ob es nicht wohlgetan sei, sein Pferd zu satteln. Der Alte war störrisch. Man mußte einen besseren Tag abwarten, und wenn der Vigario am Nikolaustag nicht behelligt werden sollte, so war es am Dreikönigstag auch noch Zeit.

Rafaela war ihm sicher. Was wollte die kleine Hexe besseres? Vielleicht den José oder den Barboso nehmen, die froh waren, wenn sie auf Johannistag ein neues Wams bekamen? Diese armen Schlucker, die so groß taten! Da war man selbst doch ein anderer. Man hatte blankes Geld und gute Scheine!

Plötzlich überkroch ihn eine Unruhe. Der Santo hauste in den Trümmern von S. Nicolau?

Es war doch besser, man ritt selbst einmal wieder nach dort, ehe es zu spät war.

Er schüttete Mais in ein Blechgefäß, das Pepe ihm borgte, schüttelte es und rief auf den Kamp hinaus: „Toma! Toma!"

Sein Malacara kannte den Lockruf und trabte schnaubend an. Candoca hängte ihm das Futterblech um, das Pferd schrotete die Körner, und Rafaela schaute zu.

„Es kann meinem Mouro nicht schaden, wenn er auch Mais zwischen die Zähne bekommt," sagte sie und rief ihr Pferd, das mit hellem Wiehern antwortete.

Sie bot dem jungen Schwarzschimmel eine Ration Mais und klopfte ihm den Hals.

„Ein gutes Tier," lobte Candoca.

Sie antwortete nicht, sondern nahm die Hacke und das Haumesser und ging zur umzäunten Pflanzung.

Candoca hörte die Schläge des Messers. Rafaela kam nicht zurück. „Ich werde ihr bei der Arbeit helfen," sagte er zu Pepe und schlenderte ihr nach.

Das Mädchen stand im Maniokfelde und hackte zwischen den Stauden.

„Die Sonne steigt, Rafaela, und der Tag wird heiß. Gib mir die Hacke!"

Sie hackte gleichmütig weiter, ohne zu antworten.

Er trat näher und wollte den Stiel der Hacke greifen.

Sie blitzte ihn an: „Laß das!"

Er war betroffen. Aber er dachte an die Mondnacht.

„Warum sträubst du dich, meine Taube?" schmeichelte er und wollte sie an sich ziehen.

Da sprang sie zurück, warf die Hacke hinter sich und griff das blanke Haumesser.

„Rühre mich nicht an! An deinen Händen klebt Blut!“
Er wich betroffen zurück.

„Was sagst du, Rafaela? Hat dir der Santo den Kopf verwirrt?“

Aber sie deutete mit der Spitze des Messers auf das Tor.
„Geh!“

Ein häßliches Lachen verzerrte sein Gesicht. „Ich sah in der Nacht ein Kätzchen, das davonschlich, als ich erwachte. Das Kätzchen hat Krallen? Wir werden sie ihm schneiden!“

Dann ging er und kümmerte sich nicht mehr um sie, als sie zurückkam. Er saß neben Pepe, hielt dann im Schatten ausgiebige Mittagruhe und wartete auf den Abend.

Rafaela besorgte die armselige Wirtschaft, setzte die Bohnen auf den Tisch, gab ihrem Pferde am Abend eine neue Ration Mais und ließ es wieder laufen.

Aber sie eilte ihm unbemerkt nach, als die beiden Männer vor dem Rancho saßen, und lockte es zurück mit einem Schrei, der wie Kiebitzruf klang. Der Mouro kam sogleich, und Rafaela band ihn in der Pflanzung an.

„Morgen in der Frühe reite ich,“ sagte Candoca am Abend. Rafaela tat, als hörte sie nicht.

Sie legte sich früh zur Ruhe, und Candoca wartete vergeblich auf ein freundliches Wort zur Gutenacht.

Er hörte noch eine Weile zu, wie Pepe seine Gedanken über den Santo auskramte. Dann suchte auch er unter dem wilden Feigenbaum eine Schlafstätte.

Lange lag er und wartete. Als er einschlafen wollte, war es ihm, als höre er Rascheln in der Pflanzung. Vielleicht waren es Tiere.

Er schlief ein.

Als er am Morgen fröstelnd auf den Maté wartete, regte sich nichts im Rancho.

„Rafaela!“ rief er hinein.

Da schlurfte der Alte heraus. Er rieb sich die Augen und sah erstaunt zurück in das Halbdunkel des Rancho.

„Das Mädchen ist nicht hier!“ sagte er bestürzt und wies auf die leere Lagerstätte.

Candoca suchte, der Alte rief. Vergeblich! Niemand antwortete.

Eilig schüttete Candoca Mais in das Futterblech und gab es dem Alten. „Rufe ihren Mouro, Pepe!“

Der Posteiro lockte das Tier, das seine Stimme kannte. Kein Wiehern antwortete.

Schweigend setzte Pepe das Maisblech auf den Boden und hockte sich auf seinen Platz.

Tiefe Furchen gruben sich in sein runzliges Gesicht. „Rafaela ist fort,“ sagte er einfach. „Es ist Zeit, daß ich sterbe.“

IV.

Der Frühzug fuhr klirrend und rasselnd in die Haltestelle Cachorro Morto ein, und Frederico Dahlmann verabschiedete sich von seinen Mitreisenden.

„Hier möchte ich nicht mal begraben sein, wenn ich ein toter Hund wäre, geschweige denn leben,“ sagte ein Mustereiter. „Die Vorsteher der Station hier enden gewohnheitsmäßig am Delirium tremens oder sie erfinden das Perpetuum mobile. — Na, wenn Ihnen auf dem Kamp der Geist des letzten Kaziken begegnen sollte, so grüßen Sie ihn schön!“

Dahlmann stieg aus und musterte die Station und ihre Leute.

Der Vorsteher hielt zunächst ein längeres Schwätzchen mit dem Zugführer und guten Bekannten im Zuge. Auf eine halbe Stunde Verspätung kam es ja nicht an. Der Fahrplan war eine Sage, und zur letzten Haltestelle kam jeder auf Erden immer rechtzeitig, pflegte er zu sagen.

Endlich läutete der Neger auf seinen Wink die Glocke, die Lokomotive krächzte wie ein heiserer Papagei, und puffend und zischend fuhr der Zug hinaus, weiter in die trostlose Öde.

Dahlmann begrüßte den Vorsteher höflich. Ob er wohl einen wegkundigen Mann finde, der ihn über den Kamp geleite? Zur Estancia Estrella.

Der Stationschef hatte nur eine höchst unklare Vorstellung von der Lage der Estancia.

„Sie kennen Eusebio Menezes nicht?“ suchte Dahlmann

nachzuhelfen. Da wurde der Mann sehr munter. In dem Hotel jenseits des Bahndamms habe man erst am vorigen Abend lebhaft von Eusebio Menezes gesprochen, und der Herr möge sich an den Wirt wenden wegen eines Vaqueano*).

Dahlmann dankte höflich und ging über das Gleis zu der einsamen Bude, die auf den Namen eines Hotels anscheinend ernstlichen Anspruch machte.

Weidenbäume ließen die Zweige melancholisch auf das Wellblechdach hängen, Reittiere liefen frei auf dem Kamp herum, neugierig lugte von der Tür ein hemdärmeliger Mann in weiten bunten Bombachas, steckte die erkaltete Palha hinter das linke Ohr und gähnte herzhaft.

Dahlmann redete ihn höflich an. Es war Gabriel Ramos, der Wirt des Hotels, und wenn der Herr bleiben wollte, sollte er keinen Grund zur Klage haben.

Dahlmann trat ein. Er fand die elende Aufmachung einer Herberge, wie sie an den einsamen Haltestellen der Bahn zur kümmerlichsten Unterkunft standen.

Es roch nach kaltem Tabakrauch und Fuselresten. Halbnackte Kinder lugten herein und raunten davon, um draußen der gelben Antoninha in der Küche zu melden, daß ein Fremder gekommen sei.

An den Lehmwänden klebten bunte Geschäftsplakate zwischen zwei Heiligenbildern. Unzählige Fliegen surrten aus den Pfützen auf dem Schenktisch auf, als Dahlmann dort zunächst mit dem Wirt den landesüblichen Bittern trank.

Eine Uhr ohne Glas hing totenstill und zeigte die dritte Stunde, und Gabriel Ramos entschuldigte sich. Genau um diese Zeit habe ein Gaucho hineingeschossen, der beim Kartenspiel ungemütlich geworden sei.

Dann fragte Dahlmann nach Eusebio Menezes und bestellte zwei Glas Portwein. Der löste dem Wirt die Zunge, und er erzählte, was er wußte. Eine Tropa des Herrn Eusebio Menezes sei eine Stunde hinter dem Rancho des alten Pepe Caraya überfallen worden, vier beladene Mulas seien von den Fanatikern geraubt. — Ob der Herr

*) Wegkundiger, Führer.

nicht wisse, daß der Santo umherreite und die Leute verrückt mache? Es sei Zeit, daß das Militär komme.

Aber Dahlmann ließ sich dadurch nicht hindern, auf dem kürzesten Wege nach Estrella zu kommen. Fatal war es nur, daß er nicht schon in Sant' Anna ausgestiegen war, wo wahrscheinlich ein Pferd auf ihn vergeblich wartete.

Der Bahnhofsvorsteher erschien und bedauerte, daß er selbst kein Reittier zur Verfügung stellen könne. Aber zu einem Spielchen war er bereit, dem Fremden die Zeit zu vertreiben.

Das lehnte Dahlmann höflich ab und bot dem Wirt eine anständige Summe für Pferde und Knecht. Da wurde Gabriel Ramos munter. Er verschwand und überließ dem Vorsteher den Fremden, und Dahlmann mußte auf tausend und eine Frage Antwort geben. Nach einer Weile kehrte der Wirt mit der Zusage wieder, daß in einer Stunde die Pferde und der Knecht zur Stelle sein würden.

Wenn der Herr unterdes speisen wolle, sei es das klügste; auf dem Kamp werde er nichts finden. Denn ein vornehmer Herr werde doch nicht etwa in die Räuberhöhle einkehren, die eine halbe Meile kampeinwärts unerfahrene Reisende locke. Da hause Manuel Barroso mit seinen Chinas*) und plündere seine Gäste bis aufs Hemd aus.

„Das ist nämlich die Konkurrenz," flüsterte der Vorsteher spöttisch.

Dahlmann bestellte eine Pfanne Eier und Beef, lud den Vorsteher zu einer Flasche sehr verdächtigen Malagas ein, den der Wirt überschwenglich pries und sich noch überschwenglicher bezahlen ließ, frühstückte eilig und überließ dem begeisterten Chef der Station die Flasche, als ein stämmiger Neger ein Pferd vorführte, das zwar nicht sehr vornehm gesattelt, aber gut im Futter war.

Dahlmann zahlte und saß auf.

„Wir werden den Weg schon finden. Von S. Nicolau aus schicke ich den Neger und das Pferd zurück," versprach er und ritt unter hundert guten Wünschen des Wirtes und des Vorstehers ab.

---

*) Farbige Weiber.

Der Neger Leandro erwies sich im Laufe des Vormittags nun freilich durchaus nicht als wegkundig, denn er war erst seit einer Woche bei Gabriel Ramos. Aber den Rancho des Manuel Barroso kannte er genau, denn er ging dahin tanzen, wenn er Geld hatte.

Nach einer knappen Stunde trabten die Reiter bei Barroso vor. Gelbe Weiber hockten vor der Lehmbude und tranken Maté, und der Wirt lud ein. Aber Dahlmann lehnte höflich ab, erstand nur einige Cigarros und fragte nach dem Wege. Manuel zeigte in der Richtung nach Norden, gab allerlei Richtungsmarken an und sah den Abreitenden verdrossen nach. Da war ihm ein guter Vogel davongeflogen, dem er gern ein paar Federn gerupft hätte.

Bis Capão da Cruz, einem Gebüsch mitten auf dem Kamp, wußte der Neger nun leidlich Bescheid, und Dahlmann ließ seinem Braunen die Zügel lang; es war eine Wohltat, nach ermüdender Nachtfahrt aus dem stickigen Abteil erlöst zu sein und über den freien Kamp hinzusprengen.

Wie lange hatte er die unbegrenzte Freiheit eines solchen Rittes, der die Brust weitet und das Herz froh macht, entbehrt!

Am Capão da Cruz sattelten sie für die Zeit der Mittagsruhe die Pferde ab und streckten sich in den Schatten des Gebüsches. Der Neger kramte einen Bissen Brot und Fleisch hervor und aß schweigend.

Dann gab er Auskunft auf Dahlmanns Fragen.

Auch Leandro wußte vom Raubanfall gegen die Tropa Eusebios. Nur waren es bei ihm schon zwanzig beladene Mulas, die weggetrieben waren von den „Fanaticos", den Anhängern des Santo, der irgendwo in einer gewaltigen Trümmerburg hausen sollte, wo tote Patres spuken gingen.

Dahlmann bemühte sich, dem Neger ein richtiges Bild zu geben von den Überresten der ehemaligen Jesuitenreduktionen. Die Väter des Ordens hatten versprengte und flüchtige Indianer, die sich vor den portugiesischen Sklavenjägern zu retten suchten, in ihre Reduktionen aufgenommen. Das waren ausgedehnte Zufluchtsorte, die von keinem Weißen ohne Willen des Ordens betreten werden durften;

so bestimmte es das Privileg der Könige von Portugal und Spanien, denen damals ganz Südamerika gehörte. In diesen „Missionen", wie die Gebiete der Jesuiten kurzweg genannt wurden, erzogen die Väter des Ordens die Indianer zu seßhaften Ackerbauern und Viehzüchtern. Alle Handwerke wurden ausgeübt, und auch die gewaltigen Kathedralen wurden von indianischen Steinmetzen und Mauerleuten aufgeführt. Gewaltige Baumwollfelder gaben reiche Ernten. Aber habgierige Statthalter der spanischen Könige setzten die Vertreibung der frommen Väter durch, weltliche Beamte zogen in die Reduktionen ein, bedrückten und preßten die Indianer aus, und die blühenden Siedlungen verfielen. Die Indianer verließen die Missionen. Nur klägliche Reste blieben, und jetzt saß nur elendes farbiges Volk spärlich im Schatten der gewaltigen Trümmer der Kathedralen. Verwilderte Orangenhaine und Zitronengebüsche erinnerten an die köstlichen Obstgärten der Jesuiten bis auf diesen Tag.

Der Neger begriff das nur halb. Aber er wußte von Gauchos, die mit Vieh gekommen waren, daß in den Trümmern die Patres um Mitternacht umgingen. Und ungeheure Schätze waren natürlich unter den Trümmern verborgen und in der Erde vergraben.

Dahlmann mahnte zum Aufbruch.

Der Neger holte die Pferde, die sich vor der prallen Mittagsonne ins Gebüsch geflüchtet hatten und dort still und unbeweglich standen. Nur das Spielen der Ohren, das Zucken des Fells und leichte Schweifschläge verrieten, daß sie sich auch im Halbschlummer der lästigen Bremsen und Kampfliegen erwehrten. Leandro führte sie rasch zur Tränke in einer kleinen Lache des Busches und sattelte auf. Die ärgste Hitze war vorüber. Das Vieh kam aus schattendem Gebüsch und graste in kleinen Trupps auf der weiten Fläche, deren frisches Grün im Sonnenbrand welk wurde, daß es staubig, fast grau im blanken Licht erschien. Welke Rispen und dürre Halme vorjährigen Wuchses hoben sich gelb und bleich davon ab. Rote Verbenen waren hineingesprenkelt, wie Blutstropfen. Marienkraut kroch zwischen Grasbüscheln. Hier und dort starrte gelbroter

Boden kahl und trostlos hervor. Über klaffende Risse, in denen das letzte Regenwasser schon versickert war, setzten die Pferde in kleinem Sprung. Soweit das Auge reichte, stand weidendes Vieh verstreut in der Einöde. Rinder, Pferde, Maultiere. Unzählige Hufspuren bedeckten die sumpfigen Ufer der Wassertümpel, aus denen Binsen ragten. Wasserspinnen huschten langbeinig über den blanken Spiegel der Tränkstellen, Libellen standen, schwirrten und gaukelten über dem nickenden Rohrgras.

Ein Kreischen und Quietschen drang den Reitern entgegen. Ein plumper, zweirädriger Karren, mit Stroh gedeckt, knarrte und schrie über den weglosen Kamp. Ein Dutzend Ochsen, paarweise durch das plumpe Nackenjoch an die lange Deichsel gefesselt, schleppten das schwerfällige Gefährt, dessen Achse, niemals geschmiert, in den trockenen Naben der ungefügen Radscheiben schrecklich quarrte und kreischte, stöhnte und schrillte. Auf mageren Kleppern ritten die Lenker der Ochsengespanne, zwei wetterfeste Kampleute in grobem Zeug und breitem Hut, die lange Rohrstange mit der Nagelspitze in der Rechten, neben den Zugtieren.

„Vorwärts, meine Rose!“ schmeichelte der eine dem schwarz-weißen Tier des Vorderjochs.

„Vorwärts, meine Palme!“ ermunterte der andere den gelb-roten Hornträger des gleichen Jochs.

„Warte, du Hundesohn!“ fluchte er dann und stieß dem schleppfüßigen Faulenzer die Stange in die Rippen, daß er einen heftigen Ruck vorwärts tat.

„Boas tardes!“ grüßten die Leute höflich.

„Was für Fracht habt ihr?“ fragte Dahlmann und erwiderte den Gruß.

„Trockene Häute von Alypio Souza in S. Nicolau.“

„Hier, raucht eine mit mir!“

Die Fuhrleute nahmen bescheiden je eine Palha und dankten höflich.

Wenn der Herr zu Eusebio Menezes wollte, hatte er den Weg schlecht gewählt. Die Kampleute beschrieben unter Gebrauch ihrer Lenkstangen eifrig die beste Richtung. Ob der Herr in weiter Ferne die Trümmer von S. Nicolau erkenne? Das alte große Gemäuer, das halb eingestürzt sei?

Dahlmann legte die Handfläche über die Augen. Im silbrigen Dunst geradeaus hob sich eine unbestimmbare Masse, wie ein zerklüfteter Felsblock.

Links davon, aber eine gute Stunde von den Ruinen entfernt, liege das Städtchen gleichen Namens. Vor sinkender Nacht könne der Herr kaum dort sein. Aber bei den Trümmern hausten auch Leute, die Christenmenschen seien und einem wegmüden Reiter einen Platz am Feuer gönnten. Oder der Herr müsse vorher — „dort, ein wenig rechts, Herr!“ — bei Chico Bobo anreiten, der eine Venda halte. Am Wege nach Rincão S. Pedro und Tres Vendas.

Bei dem letzten Worte zuckte Dahlmann zusammen. Hilarios blutiger Schatten schwebte vorüber.

„Schönen Dank, Leute,“ sagte er kurz, „wir werden uns zurechtfinden.“

„Passa bem, senhor!“

Der plumpe Karren quietschte weiter.

Rebhühner surrten vor den Hufen der Pferde auf, strichen dicht über den Boden weg und fielen wieder ins Gras ein. Ein Stoßfalke äugte mit blanken Lichtern von termitenzerfressenem Pfahl. Er regte sich nicht, als die Reiter vorbeitrabten.

Eine Stunde verging. Immer höher wuchsen die Trümmer des zerfallenen Jesuitendoms auf ödem Kamp. Aber immer noch trennte eine endlose Fläche die Reiter von diesem Ziel.

„Wir werden bei Chico Bobo anreiten,“ erklärte Dahlmann, hob sich in den Bügeln und suchte mit scharfem Blick die Öde ab. Leandro tat ein Gleiches.

„Dort rechts, Herr!“ sagte er ruhig. Deutlich hoben sich Baumwipfel über einem Hause ab. In scharfer Gangart hielt Dahlmann nun auf diese Raststätte zu.

Ob Leandro den Chico Bobo kenne?

Das nicht, aber sein Freund Severo war einmal dort gewesen, und allerlei Volk hatte dort gelagert, das ihm nicht gefallen hatte. Was über die Grenze kam und nicht im Städtchen gesehen werden wollte, suchte Unterschlupf bei Chico Bobo, der jedem gern Herberge gab, wenn er nur Geld bei ihm springen ließ. Und dazu sei bei Chico

stets Gelegenheit. Nun, der Herr werde ja sehen; und im Notfalle könne man die Nacht durch reiten, wenn man erst den Weg erfragt habe.

„Wir werden sehen, Leandro."

* * *

Chico Bobo hatte seit dem Mittag Gäste, die etwas draufgehen ließen. Da war der Capataz Candoca gekommen, den man jetzt schon einen Herrn nennen mußte, denn er hatte Geld im Gurt und knauserte nicht damit.

Freilich, dem Genossen Candocas, der auf Kosten des Capataz gierig den süßen Spanier hinterstürzte, hätte Chico Bobo nicht ohne weiteres das Glas gereicht; denn Chico kannte seine Leute, und dieser Olympio dos Santos war ein Strolch. Aber schießen konnte er, und mehr als einmal hatte er eine Spielkarte an die Tür genagelt und die Kugel auf das Aß gesetzt.

Was Olympio trieb, wußte kein Mensch zu sagen. Er tauchte an der Grenze auf und verschwand, lag tagelang bei Chico Bobo, wenn er Geld hatte, und Chico Bobo sperrte die Tür zu, wenn er allein war und Olympio anreiten sah.

Seit einiger Zeit traf dieser gefährliche Landstreicher sich bei Chico Bobo mit Candoca, und sie saßen dann stundenlang zusammen. Zunächst abseits von der Schenke unter den Weidenbäumen, unter denen die Pferde im Schatten angebunden waren, und redeten eifrig miteinander. Aber, sobald Chico sich einmal verloren anpirschen wollte, jagten sie ihn zurück und wurden grob. Er solle seine Nase nicht in anderer Leute Geschäft stecken! Ob es noch nicht genug sei, daß sie seinen vergifteten Wein für schweres Geld hinterschluckten und seinen schrecklichen Schnaps, den nicht einmal eine Negergurgel ohne Schaden vertrug?

Wenn sie aber das Geschäft zu Ende gebracht hatten, so kamen sie in die Schenke und forderten das Beste, was Chico hatte. Dann mußte der alte Affonso die Gaita spielen, die gelben Mägde und anderes Weibervolk, das immer einmal bei Chico lag, wurden hereingerufen, und es wurde getanzt, bis der Morgenstern glänzte. Jeder, der

bei Chico Bobo vorsprach, war an solchen Tagen Gast Candocas, und Chico Bobo strich gutes Geld ein.

Den wüsten Olympio, der stets blieb, bis er das letzte Nickelstück verzecht hatte, und dann Händel suchte, sah Chico trotzdem nicht gern, und er wäre nicht traurig gewesen, wenn man den Banditen eines Tages tot in seinen Stiefeln gefunden hätte.

„Wo ist Affonso?" schrie Olympio jetzt den Wirt des Rancho an. „Er soll kommen und aufspielen! Oder glaubst du, unsere Hacken seien auch schon steif wie deine krummen Knochen? Und rufe die Weiber! Wir wollen lustig sein! Was, Candoca?"

Der Wirt schrie eiligst aus der Tür. Affonso kam und machte einen demütigen Kratzfuß, und die gelbe Manuela, die braune Chiquinha und die dicke Conceicão, die sonst in der Küche hantierten, eilten gern und willig in den Raum, wo der Herr Candoca lustig sein wollte.

„Sind es nicht schmucke Dirnen?" lachte Olympio und kniff die dicke Conceicão, daß sie kreischte. „Pfeife auf das Hühnchen Rafaela, das der Fuchs gestohlen hat, Freundchen! He, Affonso, einen guten Tanz, wie er uns gefällt!"

Der Bursche ließ die eigentümlichen Takte eines alten Tanzliedes auf der Gaita klingen und schnarren und sang mit näselnder Stimme dazu.

„Ha, er spielt die Gallinha Morta!" rief die gelbe Manuela und strich das Haar glatt. Dann trat sie mit Olympio an, während Candoca die braune Chiquinha holte. Die dicke Conceicão sah mit glänzenden Augen zu und klatschte in die Hände.

Der Tanz ging zu Ende, Chico Bobo mußte die Gläser füllen, und alle tranken den schweren Süßwein.

„Den Tatu, Affonso!" befahl Candoca, und der Bursche spielte. Er kannte alle alten Gauchotänze, die, in den Städten längst vergessen, auf dem Kamp noch lebten. Und alle tanzten sie mit Leidenschaft.

„Nun fehlt uns für das dicke Mädchen noch der Tänzer," lachte Olympio in der Pause. „Aber unser Freund Augusto ist noch unterwegs. Der hat längst ein Auge auf dich."

Manuela und Chiquinha kreischten, denn jedermann wußte, daß der bucklige Augusto einäugig war.

Aber Candoca sah aufmerksam auf den Kamp hinaus, wo ein Reiter langsam herantrottete. Es war der Neger Luciano.

„Da kommt der Kavalier für sie," rief er über die Schulter. „Still, Affonso! Den schwarzen Vogel dürfen wir nicht scheu machen. Und ich habe mir lange gelobt, ihm eins zum Tanz aufzuspielen."

Der Neger Luciano musterte die angebundenen Pferde und erkannte das Tier Candocas. Am liebsten wäre er abgebogen, aber schon stand Chico Bobo draußen und winkte ihm.

„Gute Freunde warten auf dich, Luciano! Steig ab!"

Ohne Umstände nahm Chico das Tier des Schwarzen beim Zügel und führte es an die Tür des Rancho.

„Sieh, unser guter Luciano!" empfing Candoca den Neger, der betroffen die weinerhitzte Gesellschaft ansah. „Spukst du wieder auf dem Kamp herum und suchst du wieder den Teufel? Er lauert lange auf dich, guter Freund!"

Der Neger blieb ruhig und zog den Hut: „Boas tardes!"

„Hier, trinke!" zwang ihm Olympio ein Glas Schnaps in die Hand. „Das wird deiner schwarzen Seele gut tun!"

Luciano hätte den Schnaps am liebsten auf den Lehmboden gegossen, aber er wagte es nicht. In den Augen dieses Olympio stand nichts Gutes.

„Wir tanzen ein bißchen, Luciano, und haben auf dich gewartet."

„Mir ist nicht nach tanzen zumute, Herr," gab der Neger zurück. Er sah unruhig aus dem offenen Fenster neben der Schenke auf den Weg, aber niemand kam geritten.

„Oho, du wirst schon springen, wenn wir dir aufspielen, mein Junge!" höhnte Candoca. „Habe ich dir nicht gesagt, daß der Tiger einmal den Hund erwischt, der ihm nachspürt?"

Candoca zog die Pistole aus dem Gurt.

„He, Candoca! Weg mit dem Schießeisen!" schrie der Wirt und trat vor ihn.

„Keine Aufregung, Chico!" höhnte Candoca und legte die Pistole auf den Schenktisch. Er gab Olympio ein Zeichen,

und auch dieser trat mit der doppelläufigen Waffe an den Tisch, auf dem die Weinlachen zwischen den Gläsern standen.

Die Weiber wurden ängstlich und drückten sich in einen Winkel.

„Wir wollen den Cabrito tanzen," sagte Candoca, „das Böckchen soll ein bißchen springen. He, Affonso, spiel auf! Und mein Freund Olympio wird den Takt für unseren lieben Luciano angeben. Vorwärts!"

Der Neger stand unbeweglich. Nur ein leises Zittern lief durch seine Glieder. Unruhig gingen seine Augen zum Wirt, der hilflos hinter den Tisch getreten war, und durch die offene Fensterluke.

Die Gaita dudelte. „Hopp, mein Böckchen!" schrie Olympio und feuerte einen Schuß, daß die Kugel dicht vor den Zehen des Negers ein Loch in den Lehm riß.

Vor Schreck schnellte der Neger in die Höhe.

„Spring!" befahl Candoca. „Spring, alter schwarzer Bock, oder die Kugel sitzt dir im Knie! Schieß, Olympio!"

Wieder krachte ein Schuß, und die Weiber schrien auf. Die Kugel saß wieder dicht vor den Zehen des Gepeinigten, die Lehmbrocken stoben, und Luciano sprang.

Die Weiber zitterten und beteten heimlich. Die Gaita dudelte. Olympio langte nun kaltblütig die Pistole Candocas vom Schenktisch und hob den Lauf. „Spring, Luciano! Die nächste Kugel sitzt im Schienbein, und die übernächste möchte sich zwischen deine Affenaugen verirren. Hopp! Spring!"

Die Gaita dudelte und schrillte unaufhörlich, der Neger sprang und stierte auf den Lauf der Pistole, die unbeweglich in der Faust des Banditen lag. Candoca weidete sich an den Qualen des Unglücklichen.

Der Neger keuchte. Der Schweiß rieselte ihm von der Stirn. Der Mund stand offen, und die Augen hatten einen schrecklichen Glanz.

„Wollt ihr den Schwarzen umbringen?" raunte der Wirt Candoca ins Ohr. „Das macht draußen ab! Nicht hier!"

Aber Candoca stieß ihn zurück und lachte teuflisch. „Störe den lieben Luciano nicht in seinem Vergnügen!"

Der Neger stöhnte: „Erbarmen! Ich kann nicht —"

„Hopp!“ schrie Olympio und hob den Lauf höher. Der Neger schnellte verzweifelt zur Seite. Der unbarmherzige Lauf folgte.

Aller Augen starrten auf das schreckliche Marterspiel. Das Grauen lief durch den Raum, in dem der Pulverrauch in Schwaden zog. Candoca rauchte ruhig seine Palha. Er weidete sich an den Qualen des Negers.

Da zuckte an der offenen Fensterluke ein Feuerstrahl auf, die Pistole flog aus der Faust Olympios, ein kurzer, scharfer Knall preschte in die Schenke, und die Weiber kreischten wild auf.

Der Neger fiel auf die Knie und hob die Hände. Der Schaum stand ihm vor dem Munde. „Misericordia!“ stöhnte er.

Affonso warf die Gaita auf den Boden und stürzte hinaus.

„Die Pistolen heraus, Chico Bobo!“ donnerte eine Stimme. „Und Hände hoch, ihr Schufte! Oder ihr habt den letzten Schluck im Leibe!“

Chico Bobo, heimlich aufatmend, warf die leere Pistole, die auf dem Schenktisch lag, hurtig aus dem Fenster. Olympio überlegte blitzschnell und wollte seine Waffe aufgreifen. Aber ein neuer Schuß krachte und riß ihm den Hut vom Schädel. Er prallte rückwärts an die Wand und hob die Hände. Chico Bobo erwischte die Pistole am Boden und reichte sie dem unheimlichen Gast draußen.

„Alle heraus!“ kam der weitere Befehl. „Hinaus aus dem Loch!“

Dahlmann hielt draußen, den Browning in der Faust, neben ihm Leandro; auch er hatte die Pistole gezogen.

Wilde Rufe und Pferdegetrappel kam heran. Die Schüsse hatten offenbar Gauchos herangelockt. Drei sprengten an und forderten erregt Auskunft.

Der Neger aber lag noch immer auf den Knien und schrie, lachte und weinte.

„Wo sind die Schurken?“ fragte Dahlmann.

Da sah Chico Bobo, wie Candoca und Olympio ihre Pferde unter der Weide erwischt hatten und davonstoben. Im Tumult hatte keiner darauf geachtet, daß sie auf der Rückseite des Rancho davongeschlichen waren.

„Dort fegen sie davon, Herr! Laßt sie laufen! Sie werden dem Höllenfeuer nicht entwischen. Steigen Sie ab, Herr!"

Dahlmann zögerte. Da wankte der Neger heraus und fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hand und dankte ihm mit heißen Tränen.

„Diese Teufel, Herr! Dank sei der heiligen Mutter Gottes, daß sie dich hergeführt hat!"

Dahlmann überlegte, während er die Gauchos, die längst aus dem Sattel waren, musterte. Die Entsprungenen zu verfolgen, wäre unnütz gewesen. Ihre Pferde waren ausgeruht, und die Gauchos waren seit vielen Stunden unterwegs.

„Hat Eusebio dich nicht gewarnt, Luciano?" schalt der eine.

Da war Dahlmann beruhigt. Das Abenteuer hätte übel ablaufen können, wenn die Gauchos Spießgesellen der Flüchtigen gewesen wären.

Candoca hatte er erkannt. Olympio wurde ihm in allen Farben geschildert.

Als Dahlmann seinen Namen nannte, begrüßten ihn die Gauchos ehrerbietig. Sie kamen von S. Nicolau, wo Eusebio Menezes über Nacht auf seinen Gast warten wollte.

Nun konnte Dahlmann ohne Gefahr die Nacht bei Chico Bobo zubringen. Vor dem Rancho wurde Feuer gemacht. Affonso kam unaufgefordert mit der Gaita, ein Gaucho nahm ein Violon, und der Tanz wurde fortgesetzt. Chico Bobo aber bediente den vornehmen Gast mit Freuden. Dieser Tanz, bei dem die Pistolen den Takt geknallt hatten, war selbst für ihn zu arg gewesen. Und er hatte doch mancherlei erlebt!

* * *

Eusebio Menezes hatte in der Tat in S. Nicolau seinen Gast erwartet und empfing ihn herzlich. Trotz des Rittes von der Schenke des Chico Bobo und der Mittagszeit drängte Dahlmann darauf, noch am selben Tage die Estancia zu erreichen. Er lohnte Leandro ab und nahm ein Pferd, das Eusebio schon für ihn eingestellt hatte. Nur einen

schnellen Imbiß gönnte er sich. Dann trabte er an der Seite Eusebios, der seinen hohen Blauschimmel ritt, aus dem Städtchen, das verträumt in der Sonne lag. Gegen Abend waren sie auf der Estancia Estrella.

Das Abendrot grüßte, als sie dem Herrenhaus zuritten. Hunde schnellten in gewaltigen Fluchten blaffend den Reitern entgegen, winselnd und bellend sprangen sie vor dem Blauschimmel auf den weiten Hof, der von Orangen und Pfirsichen beschattet war. Zwei hohe Palmen schirmten den Eingang an der weißen Front des langgestreckten Hauses.

Zwei Mulattenjungen liefen herbei und nahmen die Pferde ab.

Eusebio winkte zu einem geöffneten Schiebefenster hin, an dem zwei Damen standen. Als Dahlmann den Hut zog, traten sie schnell zurück. Nur schwarze Gewänder und dunkles Haar gewahrte sein Blick.

Über die breiten Stufen einer alten, ausgetretenen Freitreppe führte Eusebio den Gast. Höflich öffnete er die hohe, schwere Tür, die mit plumpen Eisennägeln verziert war und einen schweren Klopfer von alter Arbeit trug.

„Mein Haus ist das Ihrige," sagte Eusebio herzlich, als Dahlmann in einem saalartigen Raum stand, in den die Haustür unvermittelt führte.

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen durch die zahlreichen kleinen Glasvierecke der hohen Fenster, deren untere Hälfte hochgeschoben war, daß die kühle Abendluft eindringen konnte.

In der Halle stand unter schmiedeeisernem Hängeleuchter, auf dem halbvertropfte dicke Lichte staken, ein langer, schwerer Tisch. Schmucklose Schemel und einfache Holzbänke ohne jeden Zierat luden zur Rast.

An den hohen, weiß gekalkten Wänden hingen Haumesser in Lederscheiden, alte Sattelpistolen und moderne Büchsflinten, aufgerollte Lassos und silberbeschlagene spanische Zügel, wertvolle schwere Zäume mit großen silbernen Seitenplatten und Steigbügel von mancherlei Form und Wert. Die buschige Decke eines großen Ameisenbären und ein gefleckter Jaguarfell waren dazwischen gespannt.

Rechts und links führten hohe, weiß gestrichene Türen zu anderen Räumen des Hauses.

Ein farbiges Mädchen erschien auf das Händeklatschen des Hausherrn.

„Boa noite," sagte das schmucke Ding und setzte einen schweren Silberleuchter mit dicker, selbstgegossener Talgkerze auf den Tisch.

„Führe den Herrn auf sein Zimmer, Lucia," befahl Eusebio. Dann bat er höflich: „Ich darf Sie zu Tisch erwarten, sobald es Ihnen gefällt, Senhor Frederico?"

Lucia, im hellen Chitakleide, huschte mit dem flackernden Licht vorauf in das einfache Gastgemach.

Draußen sank die Nacht schnell herein, und die ersten Sterne flimmerten bereits, als Lucia hurtig die Fenster schloß. Moskitos und Nachtfalter brauchten nicht nach dem Licht zu fliegen. Zwei talergroße platte Spinnen, die wie Tintenkleckse hoch an der Wand klebten, verschwanden eilig vor dem Flackerschein der tropfenden Kerze in den Fugen der Bretterdecke.

Dahlmann warf Hut und Poncho auf einen Schemel und sah sich im Raume um.

Ein Bett mit Moskitonetz, ein mäßig großer Spiegel, ein Heiligenbild und ein Weihwasserkessel neben der Tür, ein Tisch und zwei Stühle, ein Kleiderrechen und eine schwere Waschkommode waren die Einrichtung.

Das Mädchen holte Wasser, zog dem Gaste die Reitstiefel ab, wusch ihm die heißen Füße und trocknete sie. Sie kam noch einmal und goß frisches Wasser in das Becken auf der Kommode. Dann stand sie wartend an der Tür.

„Ist mein Koffer schon von Sant' Anna gekommen, Lucia?"

Das Mädchen deutete in eine Ecke. „Dort, Herr."

„Gut. Du kannst gehen."

Dann wusch er sich und machte sorgfältig Toilette. Vielleicht stellte Eusebio ihn den Damen schon heute vor, obwohl die Landessitte es für den ersten Tag nicht guthieß. Aber Hilario war ihm ja nicht fremd gewesen.

Er trat noch einmal ans Fenster. Draußen lag die Nacht. Auf dem Hofe glühten die Kohlen eines

niedergebrannten starken Holzfeuers. Seine roten Lichter spielten auf den glänzenden Blättern eines Orangenbaumes und auf dem stumpfen Gesicht eines Negers, der an langer Stange ein beträchtliches Fleischstück über den Glutkohlen drehte und es hin und wieder mit einem Wedel aus einem Topfe besprengte. Kleine gelbe Stichflämmchen zischten aus der roten Glut auf. Langsam drehte sich der Holzspieß in den Negerfäusten.

„Aha — Churasco!" murmelte Dahlmann und beobachtete die kleinen gelben Zucklichter auf der Kohlenglut. Da verzischten die Fettropfen von den saftigen Ochsenrippen, die über dem offenen Feuer auf Gauchoart gebraten wurden. Das Schlachttier war auf dem freien Kamp wohl erst am Nachmittag eingefangen mit dem Lasso.

Unwillkürlich dachte er an jenen ersten Abend an Bord, an dem Schmitz seine sonderbaren Reden vom Lasso getan und Regina Martensen in jähe Angst gejagt hatte. Und die bunten Bilder der Ozeanfahrt rollten schnell an seinem Geist vorüber. Wie ein Filmstreifen.

Wie die kleinen huschenden Lichter von Santos am grauenden Himmel aufzuckten! Und in seinem Arm lag ein schlankes, blondes Mädchen und bot ihm willig die roten, süßen Lippen.

„Vorbei! Vorbei!" murmelte er und starrte in die Nacht. Eine heimliche Last beschwerte plötzlich sein Herz.

Eine Grille begann unter seinem Fenster ihr Gezirp.

„Dic cur hic? — Dic cur hic?" kam es schrillend und einförmig.

Ja, warum war er hier? Wußte er es selber?

Sinnend lehnte er die Stirn an den kühlen Rahmen des Fensters, und seine Gedanken schweiften mit den grüngleißenden Bahnen eines ziehenden Leuchtkäfers in magischen Zirkeln. Morgen, wenn der Tau auf den Gräsern blinkte, lag der tanzende Laternenträger starr und tot unter Blatt und Halm und niemand fragte nach ihm. Wie ein Irrlicht huschte und tanzte es aber noch immer durch die Nacht. Der magische Schein zwang ihm das grünliche Leuchten des Meeres ins Gedächtnis. Und wieder stand er auf dem Bootsdeck der „Tijuca" und hielt das blonde Mädchen.

Da verschwand plötzlich der Leuchtkäfer. Wie verschluckt von der Nacht.

„Vorbei! Vorbei!"

Er trat vom Fenster zurück und schritt eilend aus dem Raum.

* * *

Die Halle war erleuchtet und der Tisch gedeckt, als Dahlmann eintrat. Eusebio begrüßte ihn und führte ihn durch die Halle in den Wohnraum seiner Damen.

„Der Freund Hilarios und, will's Gott, auch unser Freund," stellte Eusebio den Gast vor und nannte seinen Namen ehrerbietig.

Dahlmann küßte den Damen die Hand, die ihn auf dem Sofa und Schaukelstuhl erwarteten. Sie trugen beide Trauer.

„Seien Sie willkommen, Senhor," sagte die ältere.

Forschende Augen unter fein geschwungenen Brauen, ein schwacher dunkler Flaum über vollen Lippen, üppige Formen in prallem schwarzen Atlas.

„Unsere gute Tia Amelia, die uns über schwere Stunden hinweggeholfen hat," sagte Eusebio. „Und hier ist meine liebe Tochter Jolita."

Dahlmann war einen Augenblick wie gebannt. Zwei große braune Augen, schmerzgeläuterte Madonnenaugen sahen zu ihm aus einem süßen, schönen Antlitz empor. Reiches, schwarzblaues Seidenhaar war halbverhüllt von schwarzem Spitzenschleier. Ein schwarzes Samtband legte sich um den schneeigen Nacken der jungen Frau und hielt im kleinen Ausschnitt über dem schwellenden Busen ein geweihtes kleines Kreuz, dessen Arme von Dornenzweigen umrankt waren. Unsäglich rührend in ihrer Trauer sah Jolita Menezes aus.

„Sie waren der Freund Hilarios?" sagte sie einfach, und eine Träne schimmerte in den langen, dunklen Wimpern. „So sind Sie auch unser Freund."

Dona Amelia erhob sich, richtete noch ein höfliches Wort an den Gast und bat zu Tisch. Eusebio führte die Verwandte, Dahlmann bot Dona Jolita den Arm. Sie

ging wie eine Königin, groß und stolz, nicht wie die Tante Amelia, die dem Hausherrn kaum zur Schulter reichte und ihre starken, wiegenden Hüften mit kurzen, trippelnden Schritten vorwärtsschob.

Man ging höchst feierlich in den Speiseraum, als schritte man über glänzendes Parkett und nicht über schwere Araukariendielen, zwischen denen die Fugen klafften.

Lucia in weißer Schürze und ein Negerjunge in sauberem Leinen trugen auf. Alle Schüsseln und Schalen wurden nach Landessitte zugleich auf den Tisch gestellt. Einfache und kräftige Gerichte. Jeder Tafelschmuck fehlte. Aber die Bestecke waren schweres Silber.

Auf den ungedeckten unteren Teil des Tisches wurde das ganze Bratenstück am Spieß gelegt, der Hausherr ergriff das schwere Messer und schnitt knusprige Rippenstücke herunter. Alle langten zu. Dazu wurden schwarze Bohnen gereicht, und in deren braune Brühe mischte jeder Farinha oder Reis. Tomatensalat und frische Orangenstücke waren die Zukost. Zum Schluß kam der Cangico, ein Brei aus geschältem Mais in Milch. Dazu wurde gewässerter Rotwein getrunken.

Dahlmann langte tapfer zu. Er saß nicht zum ersten Male am Tische eines Estancieiro, und immer hatte er seine Freude an der herzlichen Gastlichkeit gehabt, die sich mit den angeborenen guten Formen verband.

Nach dem Essen wurden Zigaretten herumgereicht, auch die Damen rauchten. Der Negerjunge bot die dicke Kerze zum Anrauchen.

„Ein glimmendes Scheit täte dieselben Dienste," sagte Dahlmann dem Negerjungen scherzend.

„Sie haben Sinn für Stil, Frederico," sprach Eusebio. „Da wird Ihnen auch die Cuya und der Maté nicht unwillkommen sein, wie?"

„Durchaus nicht."

Dona Amelia erhob sich. Im Zimmer der Damen bot Lucia starken, süßen Kaffee an und reichte dazu kleines Backwerk. Alter, bernsteingelber Portwein stand für die Herren in geschliffener Karaffe auf dem runden Tisch, in dessen Jacarandaplatte Perlmuttereinlagen schöne Muster

bildeten. Die Damen nahmen auf dem geblümten Seidenpolster des Sofas und im Wiener Schaukelstuhl Platz. Eine große Lampe unter gelbem Seidenschirm brannte auf hohem Fuß neben dem prachtvollen Palisanderflügel, dessen Tasten aber unter den Deckel gesperrt waren. Im Trauerjahr mußte der Flügel stumm bleiben. Alte Ölbilder in schweren Goldrahmen hingen an der Wand, deren einfacher Kalkbewurf seltsam von der kostbaren Einrichtung abstach.

Der Negerjunge brachte Cuya und Kessel. Eusebio reichte Dahlmann die erste Cuya.

„Auf den Churasco muß der echte Mann auf dem Kamp seinen Chimarrão haben," meinte er.

„Selbstverständlich. Aber zuerst kommen Sie, Eusebio."

„Nein, der Gast geht vor."

„Aber ich möchte nicht Ihr Gast, sondern Ihr Hausgenosse sein, solange ich bei Ihnen weilen darf."

Da sah Eusebio ihn mit warmem Blick an und nahm die Cuya zurück. „Das soll gelten, Frederico."

Mit Behagen trank er. Dann goß er selbst auf und reichte Dahlmann die silberbeschlagene Cuya.

Nun ging es ans Erzählen, und Dahlmann mußte auf hundertundeine Frage Rede und Antwort stehen.

„Sie dürfen schon nicht ungeduldig werden, Senhor Frederico," entschuldigte sich Dona Jolita. „Wir leben hier einsam auf dem Kamp. Sonntags reitet man ja zur Messe. Wenn man nicht seine Journale, die immer schon altbacken ankommen, und ein gutes Buch hätte, dazu die Musik —"

Sie brach plötzlich ab, und wieder schimmerte es in ihren Augen. Dahlmann half über das schmerzliche Besinnen fort und bestellte die Grüße, die ihm Frau Meta Pedersen aufgetragen hatte.

Eusebio griff den Namen auf. Den „alten ehrlichen Pedersen" kannte er gut. „Er ist ja eine ausgewachsene Amsel, die ihren gelben Schnabel zu brauchen versteht, wie das Sprichwort hierzulande sagt, Frederico. Aber er ist ein deutscher Kaufmann, und ich weiß, daß ein richtiger deutscher Kaufmann auf seine Ehre hält. Und seine höchste Ehre ist seine Redlichkeit."

„Sie sagen nicht nur Pedersen, sondern auch mir ein gutes Manneswort, Eusebio. Denn ich bin Kaufmann und deutschen Blutes, wie Sie vielleicht wissen."

„Gewiß, Hilario nannte Sie stets seinen deutschen Freund."

Ein trauriges Schweigen folgte. Der Schatten des Ermordeten stand in ihrer Mitte. Eusebio trank still seinen Maté. Dona Amelia schluchzte leise hinter ihrem Tüchlein. Jolita hielt die Hände verschränkt im Schoß und starrte stumm darauf.

Leise, mit warmen, tröstenden Worten sagte Dahlmann: „Mein Herz blutet, wenn ich an Hilario denke. Und doch beneide ich ihn um soviel Liebe, die ihm über das Grab hinaus in die Ewigkeit folgt. Unsere Tränen um ihn sind Tautropfen im Garten des Paradieses, und wer darin wandelt, sieht in ihnen das Auge Gottes strahlen und funkeln, und in den ungezählten Tautropfen des Paradieses erscheint uns armen Irdischen der farbige Bogen des himmlischen Friedens, der hoch über unserem Leid von einem Ende der Welt zum anderen geht. Gott ist die Liebe, und selig der Mann, der in seinem ewigen Frieden geborgen ist!"

„Gott hat Sie in mein Haus gesandt, Frederico. Dank sei ihm," sagte Eusebio schlicht.

Jolita hob die Augen und reichte Dahlmann die kleine Hand. „Hilario hat Sie seinen Freund genannt. Er hat wahr gesprochen. Gesegnet sei auch mir dieser Tag des Friedens."

Das klang so einfach und natürlich, und dennoch wallte es Dahlmann heiß zum Herzen, daß er die Hand Jolitas an die Lippen führen und innig küssen mußte.

Dona Amelia sah es, und ihre dunklen Mandelaugen wurden schärfer. Sie trocknete die letzte Träne und nahm einen Schluck Kaffee.

„Trost ist Balsam. Gottlob, daß es uns seit dem Unglückstage, an dem sie den armen Hilario fanden, nie daran gefehlt hat. Ich denke an unseren erprobten Freund Pedro Cabral und seine innige Teilnahme. Sie kennen den ausgezeichneten Mann ohne Zweifel, Senhor?"

Vor Dahlmanns Geist stand plötzlich der alte ehrliche

Pedersen mit der Tonpfeife. „— in der Einsamkeit auf dem Kamp, wenn die nötige Hilfe von Gevattern und Basen dazu kommt —" hatte der damals gesagt.

Plötzlich wußte er, warum Tia Amelia den Trauernden auf der Estancia Estrella über manche schwere Stunde hinweghalf.

In Dahlmann stieg der heimliche Grimm auf. Dieser Weiberjäger, dieser Pedro Cabral! — und dieses engelhaft reine junge Weib, die Witwe seines Freundes Hilario — —!

Er fühlte, wie ihn Dona Amelia scharf im Auge hatte, und er bezwang sich. „Ich kenne Pedro Cabral, gewiß. Ich sah ihn noch am letzten Abend vor meiner Reise nach hier."

Nun wurde Dona Amelia eifrig, während Eusebio sehr stumm seinen Maté trank und Jolita ein kleines spöttisches Lächeln nicht zurückdrängte, wenn die wortreichen Darlegungen ihrer Tia Amelia sehr warm und eindringlich wurden.

Dona Amelia war ausgezeichnet über die Familie Cabral unterrichtet. Altes spanisches Blut steckte darin. Vor zweihundert Jahren waren die Vorfahren Cabrals als hohe Würdenträger der Krone Spanien über das Meer gekommen. Don Romero Cabral war Statthalter in Cordoba gewesen, Don Juan Cabral gar Erzbischof von Mendoza, und der Ahnherr seiner Mutter, Don Miguel Esquiza y Espartero, Graf von Castillo Blanco, war Großsiegelbewahrer des Königs Philipp III. gewesen.

„Oft genug erzählt hat er es uns ja," warf Eusebio trocken ein, und Dona Amelia warf ihm einen ungnädigen Blick zu.

„Mit solchen Ahnen kann ich freilich nicht aufwarten, denn mein Vater und mein Großvater waren einfache Schulmeister," sagte Dahlmann ruhig.

„Was kommt es auf die Ahnen an!" sagte Eusebio.

Aber Dona Amelia gab sich nicht gleich. Ob Eusebio vielleicht gehört habe, daß man noch heute im französischen Hochadel, bei den Ligne, Rochefoucauld, Guise und wie sie alle hießen, sehr auf die blonden Haare und die blauen Augen als Zeichen uralter Abstammung aus burgundischem und gotischem Blut sehe, und in Spanien denke man noch strenger.

„Pedro Cabral sollte ein Handbuch der Heraldik schreiben," sagte Eusebio spöttisch. „Ich vermute, daß ein einziger deutscher Schulmeister für sein Volk wichtiger ist als zehn Granden Spaniens von siebzehn Ahnen für ihre Nation. Ich habe Spanien gesehen, Tia Amelia, und zwar mit offenen Augen. Der Ritter von der traurigen Gestalt geht dort auch heute noch um. Und was die Deutschen ihren Schulen und Lehrern zu danken haben, weiß die Welt!"

Das letzte kam ein wenig scharf, und es wurde schwül unter der Lampe. Dona Amelia sah verstohlen auf die tickende Bronzeuhr auf dem Spiegeltisch. Aber Dahlmann war nicht gewillt, so früh das Feld zu räumen. Er erzählte also das Abenteuer in der Schenke des Chico Bobo.

„Warum haben Sie die Verbrecher laufen lassen, Frederico?" tadelte Eusebio. „Mit solchem Gesindel macht man nicht viel Federlesens auf dem Kamp. Wenn ich wenigstens wüßte, wer die Halunken sind!"

„Den einen kenne ich. Candoca heißt er und ist Capataz auf Boa Vista."

„Wie kommen Sie zu dieser interessanten Bekanntschaft?" fiel Dona Amelia mit leisem Hohn ein. Ihr war die Gelegenheit willkommen, diesem deutschen Schulmeistersjungen eins auszuwischen.

Dahlmann aber blieb ganz ruhig. „Ich sah ihn zu Porto Seguro, als Pedro Cabral ihn abfertigte nach Boa Vista."

„Ich werde Pedro Cabral fragen, seit wann er Banditen in Dienst nimmt!" erklärte Eusebio zornig. „Und vor meinen Gauchos soll sich dieser Candoca hüten!"

Da lenkte Dona Amelia rasch ein. Diesen Ton Eusebios kannte und fürchtete sie. Sie sprach also vom kommenden Sonntag, wo man nach S. Nicolau zur Messe reiten werde; fragte Dahlmann, ob er bereits die Trümmer der alten Jesuitenreduktion besucht habe, und riet ihm sehr dazu.

„In dem Gemäuer soll es wieder spuken," bemerkte Eusebio. „Aber nicht die abgeschiedenen Patres gehen um. Ich wette, daß die Geister, die sich dort eingenistet haben, mir genau sagen könnten, wo meine Mulas und ihre Ladung

geblieben sind. Aber wir werden ihnen schon auf den Zahn fühlen."

Damit war auch Dahlmann einverstanden. Sein Blut regte sich zornig, und plötzlich klang ihm die Stimme Schmitz' im Ohr. — „Dieser Caboclo mit der Verbrecherstirn hat unseren Freund Hilario ermordet, und der ihn dafür bezahlt hat, sitzt mit ihm am Tisch." —

Es überfiel ihn wie ein Rausch, und über seine bebenden Lippen kam der Schwur: „Und ich will keinen Tag ruhen, bis ich den Mörder Hilarios gefunden habe! Gott wird ihn einmal in meine Hand geben, und dann Rache! Rache für das Blut Hilarios!"

Da stand Jolita neben ihm und preßte seine Hand. „Ja, Frederico! Rache für Hilario!"

Dahlmann erschrak fast, als er diese unheimliche Lohe in ihren Augen sah. Das war nicht die leidvolle Madonna mehr — das war das temperamentvolle Weib des Südens mit kochendem Blut und glühendem Herzen!

Aber er hielt ihre zuckende Hand fest und drückte sie heiß. Er spürte, wie ihr Pulsschlag in den seinen pochte, wie ein geheimer Strom von ihr zu ihm flutete.

Eusebio musterte sie, als sie nebeneinander standen, und in seinen Blick stahl sich leises Wohlgefallen.

„Jolita!" mahnte Dona Amelia. „Du erregst dich, armes Kind. Ich glaube, die Herren verübeln es uns nicht, wenn wir Gute Nacht sagen."

Sie erhob sich und verabschiedete sich. Jolita folgte.

„Morgen früh wollen wir den Kamp ein bißchen abreiten, Frederico, wenn es Ihnen recht ist," lud Eusebio ein und geleitete seinen Gast hinaus.

„Und ich habe einen ausgezeichneten Gaul für Sie. Sie sollen den Braunen Hilarios reiten. Wir haben ihn auf dem Kamp gefangen. Die Mörder haben es nicht gewagt, das Pferd mitzunehmen. Und Jolita wird sich freuen, wenn Sie den Braunen reiten."

Mit herzlichem Händedruck ging Eusebio.

Dahlmann aber saß noch lange auf seinem Bettrand und überschlug, was ihm dieser erste Abend auf Estrella gebracht hatte.

„Wir werden sehen, Pedro Cabral," sagte er endlich spöttisch und überlegen und löschte das Licht.

* * *

„Der Stier bricht aus, José!" rief Dahlmann, der seit dem ersten Morgenritt mit Eusebio nun Tag für Tag bei den Gauchos auf dem Kamp war.

„Keine Angst, Senhor! Er soll mir bald am Lasso friedlich werden."

Der Gaucho rief es mit lustigem Lachen, hob mit der Rechten den gerollten Lasso und gab seinem Schecken einen Sporenstoß, daß er wie ein Pfeil über das Gras flog. Dahlmann hatte Mühe, ihm am Gurt zu bleiben.

Ein junger, weiß-roter Stier mit mächtigen Hörnern rannte vor ihnen mit schlenkernden Hufen. Er war den Gauchos entwischt, als sie ihn mit anderem Hornvieh zum Platze trieben, wo in einem kleinen Feuer das Eisen Menezes' glühte und allem Jungvieh als Eigentumsmarke des Herrn auf Estrella aufgebrannt wurde. Dann mochte es laufen, soweit der Kamp war. Der scharfe Blick der Gauchos und Posteiros erkannte die Marke ihres Herrn, und sie trieben versprengte Tiere zur Estancia zurück.

Weiter ging die sausende Jagd. Dahlmann hielt seinen Braunen fest in der Hand. Den Braunen Hilarios. In langem Galopp legte der Hengst aus, den Hals mit fliegender Mähne vorgestreckt. Dumpf schlugen die harten Hufe, die keine Eisen kannten, das Gras. Leise knarrten und sankten Sattel und Riemen taktmäßig im sausenden Ritt. Die Luft strich scharf über das Gesicht des Reiters, der die Augen auf das wilde Hornvieh hielt. Einem Termitenhaufen bog er gewandt aus, über Risse des sonnenheißen Bodens schnellte der Braune, daß die trockene Erde unter der Hinterhand stob.

Nun richtete sich der Gaucho leicht im Sattel auf. Seine staubigen Stiefel aus ungegerbter Rindshaut strafften die Bügelriemen. Ruhig maß er die Strecke von seinem Schecken bis zum Stier. Dann schwang er den gerollten Lasso zwei-, dreimal über dem Kopf im Kreise und ließ den zähen geflochtenen Riemen mit der offenen Schlinge vorwärts

sausen. Das Ende des Lasso hielt er um die Faust gewickelt.

Wie eine lange, dünne Schlange schnellte der Lasso durch die Luft, genau auf den flüchtigen Stier zu, der in plumpem Trott den gehörnten Kopf hob. Die Schlinge sauste um die Hörner, zugleich verhielt der Gaucho seinen Schecken, daß er wie erstarrt auf dem Fleck blieb. Die Nüstern gesenkt, den schlanken Hals gebogen, stemmte sich das kluge Tier mit allen Hufen gegen den Boden. Ein Ruck ging durch Roß und Reiter. Am straffgespannten Lasso schäumte der Stier und mühte sich mit gesenkten Hörnern, die Fessel zu sprengen.

Schnell war Dahlmann an der Seite des braunen Hirten. Er reckte die Hand nach dem straffen Lassoende aus.

„Weg, Herr! Der Kerl da hat anscheinend Mucken," wehrte der Gaucho, immer das gefesselte Tier scharf im Auge behaltend. Der Stier stieß einen dumpfen Wutlaut aus und scharrte mit den Hufen. Dann rannte er nach der Seite. In einem großen Bogen.

„Fort, Herr! Daß Sie mir nicht zwischen den Lasso und den Stier kommen! Sehen Sie sich vor!"

„Aber ich will dir halten helfen!"

„Nicht nötig. Den kriege ich schon müde!"

Dahlmann galoppierte auf die Seite und sah dem wilden Spiel zu. Leise lockerte er die Pistole im Gurt, um im schlimmsten Falle das wütende Tier mit der Kugel zu strecken. José hatte das Ende des Lasso am Sattelknopf festgemacht und parierte jeden Lauf und Angriff des Stiers geschickt. Gewandt lenkte er seinen Schecken mit Sporen und Zaum, daß der wütende Bulle stets rechts von ihm blieb. Wie aus Erz gegossen saß der Gaucho im Sattel, keine Sekunde ließ er den Wütenden außer acht. Dabei spähte er sorgsam mit Falkenblicken den Boden ab, daß der schwer arbeitende Gaul nicht mit den Hufen in ein Loch gerate und strauchle.

Plötzlich überlief es Dahlmann eiskalt. Mit heiserem Brummen, das wie das Knurren einer großen Raubkatze klang, stürzte der gefesselte Stier mit gesenkten Hörnern auf den Gaucho zu. Wenige Sekunden — und die Hörner

mußten sich dem Gaul in die Weichen bohren. Der Schecke mußte gerissen werden wie der Gaul eines Picadors in der Arena! Blitzschnell riß Dahlmann die Pistole aus dem Gurt und stob auf das rasende Vieh zu.

„Zurück!" donnerte José, der mit einigen Galoppsprüngen nach links ausgewichen war und den tobenden Stier wieder querab am festen Lasso hatte. Wieder rannte und zerrte, ruckte und brüllte der Widerspenstige. Der Geifer flockte ihm aus dem Maul. Tückisch blickten die blutunterlaufenen Lichter nach dem Gaucho. Der blieb gleichmütig. Nur der feuchte Hals und die fliegenden Flanken seines Schecken verrieten, wie schwer Roß und Mann gegen die unbändige Wut arbeiteten.

„Halt fest, José!" rief Dahlmann und löste den Riemen, an dessen Ende die Bolas, die Wurfkugeln, hingen, vom eigenen Sattel.

In weitem Bogen umritt er das Hornvieh, bis er es spitz vor sich hatte. Dann ließ er in sausendem Schwung den Wurfriemen über dem Kopfe kreisen und die Bolas fliegen. Die Kugeln schnellten zwischen die Hinterläufe des Stiers und wickelten sich um die Fesseln. Ein scharfer Ruck, der Dahlmann fast aus den Bügeln warf — und stöhnend sank das Tier zusammen.

„Gut, Herr!" rief José herüber und riß das Vieh auf die Flanke. Gauchos sprengten auf seinen gellenden Ruf heran und nahmen José den Lasso aus der Faust.

„Caramba!" sagte er und wischte den Schweiß von der Stirn. „Der Kerl hat uns Mühe gemacht. Was, Herr? Aber wer hat Sie gelehrt, die Bolas zu werfen?"

Er klopfte seinem Schecken den Hals.

Dahlmann gab Auskunft. Auf der Pampa hatten es ihn die Peones gelehrt.

„Er reitet wie unsereiner, und wenn er noch acht Tage mit uns das Vieh vornimmt, macht ihm keiner zwischen S. Nicolau und Sant' Anna mehr etwas weis," sagte José zu den Kameraden, und alle blickten stolz auf den Freund ihres Herrn.

„Er reitet Hilarios Braunen," meinte einer verstohlen, „warum soll er Hilarios Witwe nicht heiraten?"

„Nun schnell das Eisen!“ befahl José.

Ein kleines Feuer wurde in dürrem Gras angefacht und mit trockenem Dung unterhalten, zusammengelesene, in der Sonne gebleichte Ochsenknochen daraufgeworfen und das Eisen darin heiß gemacht. Dann setzte es José auf den rechten Oberschenkel des zitternden Tieres. Der brenzlige Geruch versengter Haare stieg auf, der gefesselte Stier zerrte an den Fesseln. Dann wurden die Riemen gelöst, und die Gauchos machten Platz. Laut brüllte der Stier auf und trottete auf den Kamp hinaus.

„Er flucht,“ sagte José lachend, „er schimpft uns Hundesöhne.“

„Der Herr!“ unterbrach ein anderer. Am Blauschimmel erkannte Dahlmann den anreitenden Eusebio. Er gab seinem Braunen die Sporen und flog dem Reiter entgegen.

„Nun, Frederico,“ rief ihm Eusebio entgegen, „sind Sie zufrieden mit meinen Leuten?“

„Fragt sich nur, ob sie mit mir zufrieden sind. Der Lasso hat für mich zu lange am Pflock gehangen.“

Aber die braunen Leute lobten den Senhor Frederico als einen wirklichen Campeiro, einen Gaucho von Blut, und wohlgefällig hörte Eusebio zu.

„Wie wäre es, Jungens, wenn wir ihn ganz und für immer bei uns behielten?“ fragte er scherzend.

„Das soll ein Wort sein, Herr. Viva Frederico!“

„Sie hören es, mein Freund. Aber wir müssen heim. Dona Amelia hat mir den Barboso nachgejagt. Wir haben Besuch. Pedro Cabral ist gekommen.“

Dahlmanns frohe Miene beschattete sich. Eusebio sah es mit schnellem Auge. Er gab ruhig seinen Gauchos neue Befehle. Die braunen Leute ritten ab. Sie schwangen die langen Peitschen am kurzen Stiel und verteilten sich. Mit wilden Rufen scheuchten sie das Vieh und trieben es nach der befohlenen Richtung.

„Verwegene, aber gute Burschen!“ lobte Dahlmann. „Sie hätten den José heute sehen müssen.“

„Ein schneidiger Reiter, ich weiß es. Und ein Herz von Stahl. Er war kaum drei Käse hoch, da ritt er schon

mit den Großen; und heute ist kein Hengst so wild und kein Maultier so störrisch, daß José sie nicht zwänge."

Sie trabten der Estancia zu.

„Pedro Cabral hat es eilig gehabt, auf meiner Spur zu reiten," sagte Dahlmann verdrossen.

„Er kommt dennoch eine Länge zu spät, Frederico."

Dahlmann fragte nicht weiter, aber das Herz klopfte ihm.

Pedro Cabral begrüßte Eusebio mit ehrfürchtiger Achtung, seinen Freund Frederico aber mit stürmischer Herzlichkeit.

Dona Amelia bemerkte jedoch, daß diese Herzlichkeit einseitig war, und auch Eusebio legte heute trotz aller ritterlichen Höflichkeit und echter Gastlichkeit nicht den herzlichen und vertraulichen Ton in seine Worte, der ihm sonst eigen war.

Tief unglücklich aber war Cabral, daß Dona Jolita sich nicht sehen ließ, und Dona Amelia gab sich vergebliche Mühe, ihm diese Pille zu überzuckern. Cabral glaubte innerlich nicht an die Migräne, die die junge Witwe als Entschuldigung sagen ließ.

Aber er spielte seine Rolle virtuos. Niemand merkte seinem verbindlichen Lächeln und seinen höflichen Worten den Grimm an, der sich ihm ins Herz bohrte. Mit der feinen Witterung des Ränkeschmieds spürte er, daß Dahlmann ihm zuvorgekommen war, wenigstens und offenbar bei Eusebio selbst. Bei Dona Jolita war es ein Trost, daß sie den Witwenschleier noch trug.

Ganz beiläufig erfragte er den Todestag Hilarios. Er wollte dem geliebten Toten an diesem Tage in der Matriz zu Porto Seguro eine Seelenmesse lesen lassen.

Dona Amelia verstand und nannte den sechsten Februar. Sie wechselte einen beredten Blick mit Cabral, den Dahlmann leider auffing.

Cabral blieb natürlich über Mittag, aber am Nachmittag ritt er ab. Er wollte noch am selben Tage in S. Nicolau sein.

Am Abend erschien Jolita wieder zu Tische, was Dona Amelia sehr unpassend fand, wenn sie es auch nicht zu sagen wagte. Denn Jolita war seltsam empfindlich geworden, als Dona Amelia sie am Mittag gelinde zwingen

wollte, dem erprobten Freunde des Hauses Menezes wenigstens den Handkuß zu gestatten.

Dafür war am Abend nun Dona Amelia nervös und brach die Geselligkeit früh ab.

„Am Sonntag reiten wir zur Messe," sagte Jolita. „Ich weiß nicht, ob Sie sich anschließen wollen, Frederico?" Sie nannte ihn schlicht und halbvertraulich beim einfachen Vornamen, und Dona Amelia hatte Falten auf der Stirn.

„Herzlich gern, Dona Jolita."

„Und nach der Messe sehen wir ein paar gute Pferde laufen," setzte Eusebio hinzu.

* * *

Der Sonntagmorgen kam.

Leise lief die Dämmerung über den Himmel. Zag erwachte der Tag. Die letzten Sterne erblichen am perlgrauen Horizont. Nun glühte es sanft auf. Zarte lila Töne schwammen im Osten, schüchtern leuchtete ein leises Karmin darunter. Der Himmel strahlte türkisblau. Fast grünlich erschien er dort, wo das erste Licht sich mit dem hellen Blau im Osten mischte. Dann schossen gewaltige glühende Brände, gigantische Feuergarben auf. Wie eine ungeheuere feurige Lohe stand das Morgenrot; wie eine schmale, dunkle Insel, schwefelig umrandet, schwamm ein Wolkenstreif darin. Strahlend tauchte die Sonne empor wie ein ungeheurer blutroter Ball, die zerrinnenden Wölkchen im Osten durchglühend. Das tiefe Kirschrot, das leuchtende Scharlach, der satte Purpur erblich allmählich, matter und matter schwanden sie vor dem Gold der Sonne, bis diese, alles überstrahlend, als Herrscherin am tiefblauen Himmel stand.

„Wie herrlich!" sagte Dahlmann, der von seinem Fenster aus in tiefer Andacht den Sonnenaufgang auf Gottes freiem Kamp geschaut hatte. Seit Jahren zum ersten Male wieder.

Er schob das untere Fenster über die obere Hälfte. Kühl und würzig kam die Morgenluft herein. Still und feierlich ragten draußen mastenschlanke Araukarien, und ihre breiten Tellerkronen stachen scharf von der Klarheit

des Firmaments ab. Neugierig lugte ein blütenschwerer Zweig in Violettrosa von einem Drei-Marienstock herein, der an der Wand des Hauses breit und dicht aufstrebte. Eine Schönmalve hob spähend die gelbroten Glocken neben dem dunklen Glanzlaub der Zitronenbäume, an denen grüne und gelbe Früchte mit schneeigen Blüten wechselten. Kolibris im grüngoldenen Wämslein standen flügelschwirrend wie große Hummeln vor den lockenden, schimmernden Duftkelchen.

Ein Mulatte führte die Pferde vor das Portal.

Dahlmann ging eilig in die Halle und fand Eusebio und die Damen schon bereit. Schnell trank er frische, aromatische Milch und warf die leichte Palla über.

Noch blinkte der Tau in den feinen Netzen der Buschspinnen wie tausend Perlen, leuchtete auf Gräsern und Halmen und netzte die Hufe der Pferde, als die kleine Kavalkade nach S. Nicolau aufbrach. Noch strich die kühle Morgenluft, blähte die Palla der Reiter und ließ die Enden der Schleier bei den Damen wehen. Dann ging es im scharfen Trabe über den Kamp.

S. Nicolau lag vor den Reitern.

Ein breiter, von Ochsenkarreten ausgefahrener Kampweg führte auf den Flecken zu. Es war ein echtes Kampnest, und die Matriz mit ihren Doppeltürmen über der Kalkfront sah auf manches halbverfallene Bauwerk, das sich Haus nennen ließ; auf die alte Praça mit den Palmen und dem Steinkreuz; auf das Gebäude der hohen Obrigkeit, vor dem schläfrige Posten in die Sonne gähnten; auf die wenigen Steinbauten aus alter Zeit, in denen die Kaufleute und Beamten hausten, und auf die verstreuten Lehmhütten des farbigen Volkes.

Pferde liefen auf den Straßen und rupften das Gras zwischen den Häusern. Schirmpalmen hoben auf dem Kamp, wo die Straßen sich verloren, ihre starren Fächer. In der Ferne ruderten Strauße über die Einöde. Termiten wölbten ihre braungelben Hügel. Auf morschem Pfosten verklebte der Töpfervogel einen Riß in seinem kugligen Nest.

Nur der summende Telegraphendraht an den Stangen, deren Eisenfuß dem Termitenbiß widerstand, zeugte vom

Zusammenhang des weltfernen Platzes mit der Welt und ihrem Lauf.

Geier flatterten und hüpften unbeholfen am Wege um ein gefallenes Tier.

„Da haben wir S. Nicolau," sagte Eusebio.

„Es schläft noch immer," ergänzte Jolita, „und es wird schlafen bis ans Ende aller Tage."

Die Straße wurde breiter. Die ersten Hütten tauchten am Wege auf; elende, lehmbeworfene Machwerke aus Pfählen, Palmlatten und Geflecht. Bretter und Blechfetzen waren auf die Lücken genagelt, und aus dem Grasdach schrien kahle Stangen nach neuer Bedeckung. Blauer Rauch wirbelte zwischen ihnen heraus. Auf der Türschwelle hockten gelbe und braune Weiber; die breiten Wangen und die niedrige Stirn unter dem blauschwarzen Straffhaar verrieten noch das Indianerblut. Halbnackte Kinder tummelten sich in der Sonne und starrten die vornehmen Leute an, welche die Straße heraufritten. Männer, die vor der Hauswand hockten und Maté tranken, erhoben sich und grüßten den Herrn von Estrella, den reichen Eusebio. Ein Geschäftshaus mit breiter Front unter Palmen tauchte auf. Da hielten die Reiter.

„O Alypio!" rief Eusebio ins Haus nach seinem Gevatter Alypio Souza. Der stürzte eilig heraus.

„Nein, diese Freude! Diese große Freude!"

Man stieg ab, der Kaufmann umarmte seinen Freund und Gevatter. Auch seine Hausehre kam eiligst und küßte die Damen auf beide Wangen. Dahlmann kannte des Landes Sitte und gab sich wie ein Einheimischer.

Alypio wußte natürlich längst, wer der Herr Frederico sei, und Dona Rosalina, seine bräunliche Frau, flüsterte Jolita zwischen zwei Küssen ins Ohr: „Was für ein stattlicher Kavalier!"

„He, Chico, den Maté!" rief Alypio ins Haus und führte seine Gäste hinein. Die Männer saßen bald beim heißen Kessel, und der Krämer mit den flinken Augen und der hurtigen Zunge führte das Wort.

Das war ausgezeichnet, daß Eusebio einmal kam. Was? Nach Sant' Anna hatte Eusebio eigentlich reiten wollen?

Was gab es da wohl zu sehen! Nein, bei der heiligen Barbara von Santa Cruz!, hier, in S. Nicolau sollten heute, am lieben Sonntag, wenn das Hochamt vorüber sei — „der hochwürdige Herr, der von Pferden genau soviel versteht wie von seinem Brevier, will auch ein bißchen zusehen, Senhor Frederico; man weiß ja, wie die Hochwürdigen sind!“ —, ein paar Hengste auf die Fahrt gehen, wie sie auf zehn Meilen in der Runde nicht zu finden seien. — „Ihre Pferde natürlich ausgenommen, meine Freunde.“ — Aber sie würden Augen machen! Da war der Grauschimmel des Majors Carlos da Fonseca. Der hatte eine Pace wie ein geölter Blitz! Und der Fuchs von Silvio Nunes zeigte jedem Gaul die Hinterhand nach den ersten fünfzig Ellen! Aber Octaviano Pires werde sich schön in die Nesseln setzen, denn er habe auf den Rappen von Manuel Ennes gewettet, und der Rappe habe doch vor acht Tagen noch hinter dem Falben des Severo Monteiro bleiben müssen, und der Falbe sei doch noch lange nicht große Klasse.

Dann wandte sich das Gespräch anderen Dingen zu. Ob Eusebio seine Mulas zurückbekommen habe? Die Polizei reite den ganzen Kamp ab. Die verdammten Fanatiker würden schon eine Landplage. Es sei höchste Zeit, daß Militär komme.

„Diese verrückten Kerle stecken eines Tages noch ganz S. Nicolau in Brand und schleppen uns mit oder machen uns kalt!“ zeterte der Krämer. Und er wußte unerhörte Greuel und Schandtaten der Schwarmgeister zu berichten. „Das alte Gemäuer, das auch nach dem heiligen Nikolaus heißt wie unser Städtchen, sollte das Militär sofort absuchen! Die Polizisten getrauen sich ja doch nicht. Da haust allerlei gefährliches Gesindel.“

„Die Glocke geht,“ mahnte Eusebio, und die Frauen kamen mit Dona Rosalina, Messe und Hochamt zu hören.

Vor der Matriz, der schmucklosen Kirche, in deren Kalkfront schon hier und da ein abgebröckeltes Stück fehlte, staute sich bereits das Kampvolk. Gesattelte Pferde und Maultiere waren an die Palmen und Pfosten vor dem Gotteshause gebunden. Braune und gelbe Männer in Sonntagstracht, Weiber in weißem Baumwollkleid und

schwarzem Tuch, das sie wie eine spanische Mantilla trugen, eilten in den Gottesdienst.

Eine Stunde herrschte Feiertagsruhe im Flecken. Als aber der Vigario den Segen gesprochen hatte, strömte alles zu den Reittieren. Zischende und knatternde Raketen stiegen am Ende der Straße auf, wo der Weg nach Arroio Secco abbog. Da war der Kamp hart und eben. Dort sollten die Pferde laufen. In dichtem Gedränge hielten die schaulustigen Gauchos, das bunte Tuch um den Nacken, den breiten Hut zurückgeschoben, und beurteilten die Aussichten der Renner.

„Der Rappe?" schrie einer. „Nicht einen roten Heller setze ich darauf. Er hat weiche Hufe, und bei diesem Geläuf hier fällt er nach fünfzig Ellen ab."

„Rede nicht, Cyrino," tadelte ein anderer. „Du hast doch in Sant' Anna auf ihn gesetzt. Und ich wage fünf Milreis auf ihn. Wer hält dagegen?"

„Ich!" prahlte ein dritter. „Ich will meinen Kopf gegen eine Melone setzen, wenn ihr Lust habt."

„Und was machten wir mit deinem Einsatz, Felippe, wenn du verlörest?" rief ein Spaßvogel. „Die Melone wäre mir lieber."

„Die Pferde! Die Pferde!" ging es durch die Menge. „Seht den Hengst, den Rappen! Ein Prachtkerl! Viva Manuel Ennes!"

„Ein alter Stecher ist er, ein lahmer Schinder!"

„Was versteht der Esel vom Lautenschlagen? Halte das Maul, Gevatter! Zehn Milreis auf den Rappen!"

„Seht, Pinto Bandeira reitet ihn! He, Pintinho, du reitest um meine Patacões, mein Junge! Beachte das gefälligst!"

Der nervöse Rappe schnaubte an der Menge vorbei. Der gelbe Reiter, ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen, barbeinig, die weiten Baumwollhosen bis über das Knie aufgerollt, saß auf dem blanken Gaul. Ohne Sattel und Bügel. Den kurzen Peitschenstiel stemmte er auf das rechte Knie. Ein Gurt mit Bleistücken war ihm umgeschnallt, weil er leichter war als Maneca Crespo, der den Fuchs von Silvio Nunes ritt. Der Schaum flockte dem Fuchs von

den Stangen. Unmutig warf das edle Tier den kleinen Kopf mit gespitzten Ohren auf und nieder und schnaubte.

„Ah, der Fuchs! Seht, wie er tanzt! He, Maneca, ich habe eine Handvoll Silber auf dich gesetzt — daß du es weißt!"

Der Mulatte zeigte die blanken Zähne. „Está bom, schon gut!"

Dann ließ er dem Pferde den Kopf frei, und in langen Sätzen ging es hinter dem Rappen zum Ablauf. Einige hundert Ellen kampeinwärts ragte ein hoher Säulenkaktus am Wege. Da drängten sich Hunderte zu beiden Seiten neben den Richtern, zu denen auch Eusebio Menezes gehörte. Dicht neben ihm hielt Dahlmann auf seinem Braunen.

Am Ablauf begann das gewohnte Spiel. Immer wieder ritten die Renner an, drehten ab und zwangen die hitzigen Pferde zurück. Es galt für beide, scharf aufzupassen. Sobald der erste sein Tier über die Pfähle des Ablaufs vorschießen ließ, begann das Rennen. Oft genug hatten Rivalen wohl eine Stunde lang das täuschende Spiel getrieben, um das Pferd des Gegners zu ermüden und dann blitzschnell das eigene Tier in die Bahn zu werfen. Auch am Ablauf standen zuverlässige Männer und achteten scharf, daß alles ehrlich zuging.

„Maneca ist ein Halunke," sagte ein wetterbrauner Gaucho, „er reitet den Gegner an, wenn er nicht anders gewinnen kann."

„Er soll es wagen! Dann hat er den letzten Ritt getan!"

„Du hast also auf Pinto gesetzt, Gevatter? Nun, Pintinho ist nicht besser."

Der Rappe schäumte und war kaum noch zu halten.

„Jetzt — — —!" schrie alles auf. Aber Maneca riß den Fuchs dicht vor dem Ablauf zurück.

Immer ungeduldiger wurden die Wetter. Schrille Weiberstimmen schwebten über den starken Rufen der Männer. Das Rennfieber schlug allen ins Blut. Man warf die Hände aufwärts, man schrie und lachte, man stachelte die Reiter und höhnte sie. In der prallen Sonne stand über dem Volkshaufen ein Dunst von Schweiß, Pferdegeruch, Tabakrauch und aufgewühlter Erde. Die Renner selbst

schweißten an Hals und Flanken. Starr, wie aus Bronze gegossen, waren die Mienen der Reiter. Nur die schnellen Seitenblicke, die kurzen Zurufe an ihre Tiere verrieten die quälende Spannung.

Da gellte ein wilder Schrei — brausendes Getümmel folgte — die gestaute Menge am Ablauf wogte bahnwärts: die Pferde waren in Fahrt.

In donnerndem Galopp schossen sie über den staubigen Boden, daß die roten Schwaden unter den trommelnden Hufen aufstoben und in Wölkchen verschwebten. Vom Ziele aus begrüßten wilde Schreie die Renner. Mit langgestreckten Hälsen lagen die Tiere in rasender Fahrt. Vornübergeduckt hielten die Reiter die Zügel. Mit Habichtsaugen spähten sie die Bahn ab. Jeder Fehltritt konnte den Hals kosten.

Näher und näher drangen die wilden Rufe der fiebernden Menge am Ziel. Ein sausender Peitschenhieb traf den Fuchs. Er schnellte rasend vor. Da schrie Pinto seinem Rappen gellend ins Ohr. Wie Habichtschrei schrillte es. Ein Ruck fuhr dem edlen Tier durch die Glieder. Noch länger streckte es die fliegenden Flanken, noch wütender warf es die kleinen Hufe. Wie ein Pfeil schoß es durch die johlende Menge, die mit wildem Schreien die rasenden Tiere hetzte.

Wütend hob der Mulatte die Peitsche, ein grausamer Hieb traf mit schneidender Schnur die Flanken des Fuchses. Aber schon brüllte es vor ihm „Viva! Viva Pinto Bandeira! Viva Manuel Ennes!"

„Carajo!" knirschte der Mulatte, und hageldicht sausten seine wütenden Hiebe auf den tollgehetzten Fuchs. Es war zu spät. Noch sechs Längen — noch vier — keuchend gab der ausgepumpte Fuchs her, was noch in ihm steckte. Da hob Pinto noch einmal die Peitsche — in rasendem Vorschnellen ging der Rappe als Sieger durchs Ziel.

„Viva! Viva! Viva Pinto Bandeira!" schrie, johlte, lachte, winkte die tolle Menge, und die wütenden Gegner pfiffen, zischten, schimpften hinter dem Fuchs drein, den der Mulatte vergeblich zu verhalten suchte. Noch schossen die rasenden Tiere vorwärts, mühsam zwangen die Reiter

die steigenden Pferde zurück. Männer und Knaben faßten den Rappen und streichelten ihn zärtlich, gaben ihm Schmeichelnamen und hoben Pinto herab. Der Mulatte hielt in einem wütenden Schwarm, fackelte mit der erhobenen Peitsche und redete in den wüsten Lärm hinein.

„Ein altes Weib reitet besser als der gelbe Schuft!" schrie es höhnisch.

„Wer weiß, ob er den Fuchs nicht verhalten hat, als es ums letzte ging! Der gelbe Halunke!"

„Vielleicht hat er selbst auf den Rappen setzen lassen!"

„Meine schönen zehn Milreis!" jammerte ein Pechvogel.

„He, Felippe!" rief es dazwischen, „Gevatter, du hast deinen schönen Kopf verloren! Komm und laß ihn abschneiden!"

Da lachten auch die Ergrimmten. Der Mulatte benutzte den Augenblick und befreite sich und den Fuchs aus der Menge.

Auch Eusebio war erregt. Er hatte auf den Rappen gesetzt und fünfhundert Milreis gegen Carlos da Fonseca gewonnen.

„Hier, Pinto!" rief er und reckte dem Reiter des Siegers einen Schein hin. Beifallsgemurmel lief durch die Menge. Eusebio Menezes war kein Filz. Er war wirklich der vornehme Herr, als der er auf dem ganzen Kamp galt. Nur eine Stimme rief: „Er verspielt das Geld doch, der Pinto, die Spielratze! Morgen hat es Chico Bobo."

Dahlmann lächelte. Auf dem Kamp von S. Nicolau war es nicht anders als in Harzburg und Karlshorst — der grüne Rasen und das grüne Tuch.

Er wollte gerade Eusebio ein Wort sagen, als sich plötzlich ein wüster Tumult erhob. Wie eine Stichflamme schoß die Wut der Menge hoch. Messer blitzten und Pistolen wurden aus dem Gurt gerissen.

„Schlagt ihn tot, den Schuft! Wo ist der Halunke! Her mit dem Hundesohn, der ehrliche Leute betrügt!"

Eusebio und andere angesehene Leute drängten sich in die tobende Menge. „Halt da! Was gibt's, Freunde?" donnerte Eusebio in den wilden Schwarm. Man stieß einen bärtigen Menschen vor ihn. Das Halstuch war diesem vom

Nacken gerissen, ohne Hut stand der Mensch in der wütenden Masse, der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

Auf den ersten Blick erkannte Dahlmann in ihm Candoca.

Auch der Bedrohte sah Dahlmann, und unwillkürlich hob er den Arm, als müsse er sich vor einem Hiebe schützen.

Polizisten schoben die Tobenden auseinander. Eusebio erfuhr aus wilden Verwünschungen, daß der Mensch vor ihm einen falschen Geldschein ausgegeben hatte. Einen Hundertmilreisschein hatte er wechseln lassen, um zu setzen. Auf den Grauschimmel, der schon zum Ablauf ging. Aber Alypio Souza hatte den falschen Schein erkannt. Nun sollte sich der Fremde ausweisen.

Er habe ihn beim Pferdehandel in Santa Rosa bekommen. Bei allen Heiligen schwur er, daß er unschuldig sei. Die Polizei nahm ihn in die Mitte und führte ihn ab. Es war ein Glück für ihn, daß neue Pferde am Ablauf erschienen. Die Wut verrollte langsam hinter dem Häftling.

„Er kann von Glück sagen, daß er mit dem Leben davonkam," sagte Eusebio ergrimmt. „Wer ist der Kerl?"

„Felippe Braga nannte er sich," antwortete eine Stimme.

Dahlmann verschwieg Eusebio die Wahrheit. Wozu dem Teufel vorgreifen? —

Der Polizeidelegado konnte dem Häftling nicht beweisen, daß er absichtlich Falschgeld auszugeben versucht habe. Weitere verdächtige Scheine wurden nicht bei ihm gefunden.

Der angebliche Felippe Braga lächelte höhnisch in sich hinein. Die Spürnasen konnten lange suchen. So dumm war er nicht, daß er sich dieser Gefahr aussetzte. Immer hübsch langsam, Schein um Schein! Im Gemäuer von S. Nicolau gab es sichere Verstecke für seine Schätze. Für die echten Scheine und die Fälschlinge.

Felippe Braga drehte demütig und beteuernd den arg zerfetzten Hut, den ein Polizist aufgelesen hatte, und wartete auf das Urteil des gestrengen Polizeichefs.

„Ein Betrüger wirst du schon sein, und dem Teufel wirst du nicht davonlaufen. Einsperren mag ich dich nicht. Ihr Galgenvögel freßt uns nur das gute Brot und die

teuren Bohnen. Aber eine Ermahnung zu besserem Wandel sollst du mitbekommen, Freundchen! He, Cypriano und Barboso, zählt ihm dreißig mit der Marmellenrute auf! Aber redlich und ehrlich!"

Felippe Braga bezog seine Prügel und wurde entlassen. Heimlich stahl er sich aus dem Flecken und ritt auf Umwegen den Trümmern von S. Nicolau zu.

Fluchend rieb er sich hin und wieder den Buckel. Die Hiebe brannten noch. Warum war er dummer Teufel nicht geradeswegs in das einsame Trümmergewirr geritten? Mußte ihn der Teufel plagen, auf die Pferde zu setzen?

Freilich, nur eine Probe hatte er machen sollen. Sie war ihm übel bekommen. Sein schöner Herr Pedro sollte doch selbst solche Proben machen! Und er tat auf Pedro Cabral einen schweren Fluch.

Am späten Nachmittag ritt er vorsichtig den gewaltigen Trümmern der zerfallenen Kathedrale des heiligen Nikolaus zu. Deutlich standen die riesigen Mauerreste vor dem blauen Firmament, von grünem Gebüsch umgeben, das wie eine bewaldete Insel aus dem Grasmeer des Kamps ragte.

Vor einem verwilderten Orangenhain stieg Candoca vom Pferde. Kleine, erbärmliche Lehmhütten lugten aus dem Grün. Halbblütiges, armseliges Volk hauste dort. Aber alle waren dem „Santo" ergeben. Keiner von ihnen würde je einen Verrat wagen.

Bei einem eisgrauen Caboclo, der in der Sonne saß und die welken Glieder wärmte, stellte Candoca sein Tier ein. Nur den Lasso nahm er vom Sattel.

„Ist der Santo drinnen?" fragte er und deutete auf die Trümmer.

Der Alte nickte stumpfsinnig.

Candoca zog sein Haumesser aus der Scheide und bahnte sich einen Weg durch das Buschwerk. Er schlug die schlimmsten Dornen und die zudringlichsten Zweige weg. Eine Schlange züngelte am Boden. Mit wohlgezieltem Hieb erledigte Candoca sie furchtlos. Aber es war doch eine böse Vorbedeutung. Abergläubisch bekreuzte er sich und sprach drei Aves. Dann spie er nach der toten Schlange. Erleichtert schritt er weiter. Eine dumpfe, modrige Luft von faulendem

Laub und Holz schlug ihm entgegen. Er achtete nicht darauf.

Nun stand er auf einem kleinen Platz, den gewaltige Quadern und Säulentrümmer umlagerten. Gebüsch wucherte dazwischen. Ein moosbedecktes Kreuz lag halbgestürzt zwischen Dornen und Farnkraut.

Vorsichtig lauschte und spähte Candoca nach allen Seiten, kroch auf Händen und Füßen unter das flechtenbewucherte gewaltige Kapitell einer schräg gefallenen Säule und gelangte an eine Öffnung im Boden, die halbverdeckt war von Ranken und Dornen. Ein Balkenstück war in der Öffnung unter dem wuchernden Grün zu sehen. Wieder lauschte Candoca ängstlich und suchte mit spähenden Luchsaugen das Halbdunkel um sich ab. Dann schlang er den Lasso um das Balkenstück, kroch auf das plumpe, moosige Holz, faßte den Lasso und ließ sich daran abwärtsgleiten.

Ein schwacher Lichtschein flammte von unten auf, erhellte das dämmernde Halbdunkel unter dem Balken und dem wuchernden Grün und erlosch.

Bald darauf erschien Candoca wieder in der Öffnung des Schachtes, mit hastigen Klimmzügen arbeitete er sich heraus, löste den Lasso vom Balken und kroch wieder auf den festen Boden. Den Lasso zog er an sich und schleifte ihn kriechend hinter sich her. Unter dem riesigen Säulenstück verborgen, suchte er den kleinen Platz um das Kreuz ab und richtete sich beruhigt auf.

„Sie sollen lange suchen, ehe sie das Nest finden," murmelte er höhnisch, rollte zufrieden den Lasso auf und warf ihn um die linke Achsel. Dann fühlte er nach der Geldtasche in seinem Gurt, streichelte sie leise und schmunzelte.

Über moosgrüne, geborstene Platten trat er in die Lücke einer gewaltigen Mauer. Rechts und links türmten sich die Quadern, wie von Riesenhänden gefügt. Glattgehauene Steine und gewaltige Säulenreste verrieten das einstmalige Portal der Kathedrale.

Einen Augenblick blieb Candoca stehen. Immer wieder beschlich ihn an dieser Stelle ein leises Grauen. Nach seiner Vorstellung hausten immer noch irgendwo in den Trümmern der ehemaligen Niederlassung des Ordens die Geister der

abgeschiedenen Väter der Gesellschaft Jesu. An den Feuern der Gauchos erzählte man mit geheimem Gruseln von nächtlichen Spukmessen, von ruhelosen Seelen der Patres, die den Leuten um S. Nicolau erschienen, von ihren unterirdischen Verstecken und Gängen. Kein Wunder, daß auch Candoca eine heimliche Furcht anschlich, wenn er in den weiten Raum der ehemaligen Kathedrale schaute, in der grauenhafte Stille und gespenstisches Schweigen lagerten.

Unter wuchernden Ranken lagen die gestürzten schweren Balken der Decke, der Himmel blaute als Dach über dem zerfallenden Heiligtum. Hoch oben, auf den dicken Mauern, ragten Bäume und Sträucher, ihre Wurzeln umkrallten die Blöcke, gruben sich in die Mauerritzen und sprengten die schweren Quadern aus den Fugen. Langsam löste sich Block um Block, donnerte in die Tiefe, einer nach dem anderen, Jahr für Jahr. Und unten überkroch die gestürzten Steine das wuchernde Schmarotzervolk der Flechten, Moose, Ranken und Dornen. Gewitterstürme und Regenschauer zerrissen und mürbten das Gestein der Türme. Keine eherne Glocke dröhnte mehr von ihnen über den endlosen Kamp. Auf dem leeren Bogen eines Schallfensters, der einsam auf letzten Quadern sich hielt, hockte ein schwarzer Geier und drehte spähend den nackten Hals und Kopf.

Auf einem mächtigen Heiligenbild, das auf dem Rücken vor den zerfallenen Stufen des Hochaltars lag und das verstümmelte Steingesicht mit starren toten Augen gen Himmel richtete, stand eine riesige Eidechse in der warmen Sonne unbeweglich. Als Candocas Fuß ein wenig Erde rieseln ließ, schoß sie wie der Blitz ins Gestrüpp und raschelte ins Versteck. Schirmend reckte ein mächtiger wilder Feigenbaum die breiten Äste über den leeren Altarraum, als wolle er allem unheiligen Volke wehren.

Candoca ging mit Ehrfurcht weiter. Geheimes Grauen schwebte neben ihm.

Wo jetzt das Unkraut strotzte und die Dornen starrten, knieten einst Tausende gläubiger brauner Christen. Der Priester im prächtigen Ornat hob das Allerheiligste in goldener Monstranz und nahm den Kelch. Der Weihrauch

dampfte in bläulichen Schwaden und die silbernen Schellen der Ministranten schrillten bei der heiligen Handlung.

Candoca schritt scheu durch die unheimliche Stille. Seine Sporen scharrten über die Steinplatten. Eine Amsel flatterte auf die Reste der Empore, wo einst die Hymnen der Sänger feierlich zur schöngefügten Decke und in das weite Schiff der Kathedrale rauschten, und pfiff ihr süßes Abendlied.

Candoca kroch der Schauder über den Rücken. Wußte man, ob in der schillernden Echse und in diesem schwarzen Vogel nicht Seelen abgeschiedener Menschen steckten?

Hastig arbeitete er sich zum Turmportal. Rostendes Eisen hing noch an den gestürzten Quadern. Noch zeigten die schöngeschwungenen Linien die Kunst der braunen Schmiede, deren Lehrmeister die Väter des Ordens waren.

Candoca atmete tief auf, als er nun auf einem geräumigen Platze stand. Aber er fuhr im selben Augenblick zurück, als habe er den Tod gesehen.

Im Schatten des Daches, das in rohem Flickwerk auf eine Strecke des zerfallenden Kreuzgangs gelegt war, saßen Menschen.

Ein Mann, barhäuptig, ein weißes Tuch um den Nacken geschlungen, sprach zu anderen, die um ihn standen und hockten. Ein junges Weib saß auf den Stufen des Kreuzganges neben einer braunen, alten Hexe.

„Rafaela!" murmelte Candoca für sich und krampfte die Finger zusammen.

Da traf ihn der Blick des barhäuptigen Mannes.

„Der Santo!" murmelte Candoca und schritt langsam auf die Gruppe zu.

Der Santo winkte ihn heran. Die Männer wandten die finsteren Gesichter auf den Fremden und tuschelten miteinander. Rafaela fuhr auf, starrte Candoca unwillig an und verschwand im Schatten des Kreuzganges.

„Tritt näher!" befahl der Santo. „Was suchst du bei uns?"

Candoca zog unwillkürlich den Hut, als er vor dem Schwärmer stand, der ihn ruhig musterte. In seinen tiefliegenden Augen stand etwas, das selbst Candoca Furcht und Scheu einjagte.

„Ich frage, was du willst," wiederholte die tiefe, volle Stimme.

Candoca suchte das Halbdunkel hinter dem Santo ab. Er sah Rafaela an der Wand lehnen.

„Ich suche die Enkelin des Pepe Caraya," stieß Candoca hervor, froh, eine Antwort zu wissen.

In Wahrheit hatte er nicht vermutet, das Mädchen hier zu finden.

„Rafaela!" rief der Santo.

„Ja, Herr."

Das Mädchen trat ins Licht und sah den Schwärmer mit ehrfürchtigen Augen an.

„Dieser Mensch fordert dich von mir. Sage ihm, wem du gehörst!"

Rafaela wandte sich zu Candoca. Ganz gleichmütig, als habe sie ihn nie gesehen, sagte sie mit ruhiger Stimme: „Ich gehöre dem Guten Jesus. Der Geist hat mich gerufen, und ich bin ihm gefolgt. Niemand soll mich von ihm trennen."

„Du hast recht gesprochen, Rafaela," ertönte die Stimme des Schwärmers. Seine Flackeraugen umglühten das hübsche, junge Ding.

Candoca würgte die quellende Wut hinunter. Diese fremden Kerle um den Santo, alle bis an die Zähne bewaffnet, sahen ihn an wie einen Feind, der gekommen war, ihnen ihr Eigentum abzufordern. An den Steinpfosten des Kreuzganges lehnten Gewehre, richtige Militärgewehre. Candoca erkannte das Modell.

„Bist du nicht Felippe Braga, der gestern in S. Nicolau von der Polizei gefangen gesetzt wurde?" fragte plötzlich einer der Bewaffneten.

Ein anderer tuschelte dem Santo etwas zu.

„Candoca heißt er," sagte Rafaela.

„Geh, Candoca!" befahl der Santo bestimmt und hart.

„Aber, Herr, Pepe Caraya ist alt, wie du weißt, und er hat niemanden, der für ihn sorgt. Er fordert sein Enkelkind zurück, das Mädchen hier, das ihn heimlich verließ."

Da fauchte Rafaela ihn an. „Warum bin ich geflohen, Elender? Weil du den Alten mit schönen Worten ins Garn

locktest. Weil du glaubtest, mich durch bunten Tand und schmeichelnde Reden an dich zu kirren. Hast du mich nicht oft genug mit süßen Worten bereden wollen, mit dir zu gehen in deinen Rancho und dein Weib zu sein?"

Candoca schwieg. Er sah das höhnische Lächeln der Männer.

„Und du hast ihn nicht gewollt, Mädchen?" fragte der Santo. „Warum nicht?"

„Ich habe ihn heimlich ausgeforscht, Herr. Und so wahr der Geist mich berufen hat und durch meinen Mund seinen heiligen Willen kundtut, wie du sagst, so wahr weiß ich, daß Candoca ein Mörder ist."

Candoca fuhr unter dem Wort zurück, als habe ihm einer die Schnur der Peitsche in scharfem Schlage durchs Gesicht gezogen.

„Was sagst du, Dirne?" stieß er keuchend hervor. Graugelb war sein Antlitz, seine stieren Augen traten aus den Höhlen.

„Du hast Hilario Menezes ermordet, ich weiß es!" wiederholte Rafaela.

Candoca stürzte auf sie ein. Aber braune Fäuste packten ihn am Handgelenk, und erwartungsvolle Augen richteten sich auf den Santo.

„Sprich du, Herr!" forderten die Männer.

„Dein Leben ist in unserer Hand, Candoca," kam die Stimme des Santo. „Einem Mörder geschehe, wie ihm gebührt, sagt der Geist. Aber du bist als Fremder zu uns gekommen; und wer bei dem Guten Jesus ist, der sitzt geborgen, und kein Leid kann ihm geschehen. Er ist sicherer als im Schutz der Heiligen. Führt ihn hinaus, meine Brüder! Du magst ungefährdet reiten, Candoca. Aber laß dir gesagt sein: an dem Tage, da wir dich hier zum anderen Male finden sollten, bist du dem Tode verfallen. Und unsere Augen sind hell, unsere Messer sind scharf, unsere Kugeln treffen. Nicht wahr, meine Brüder? Danke dem Guten Jesus, Candoca, und wenn du ein Mörder bist, so versöhne die Seele des Toten, daß sie dir nicht begegne und dein Blut nehme. Geh!"

Die braune Hexe auf den Stufen des Kreuzganges lachte schrill auf, als Candoca von den Bewaffneten durch die

verwilderten Gärten und den verwucherten Busch, der auf dieser Seite die Trümmer der Kathedrale verdeckte, abgeführt wurde. Draußen vor der grünen Wildnis ließen sie ihn mit einem höhnischen Gruß stehen.

„Eine Taube suchtest du, Candoca, und einen Aasgeier hast du gefunden. Hüte dich, daß die Geier dich nicht vor den Schnabel kriegen!"

Aber dieser Hohn war ihm nichts. Ihm dröhnte es in den Ohren von dem furchtbaren Wort des Santo. — „Versöhne die Seele des Toten, daß sie dir nicht begegne und dein Blut nehme!" — Ihn schüttelte der Frost, als er zur Hütte des alten Caboclo ging, sein Pferd zu satteln. Wie, wenn die Seele des Gemordeten in diesen vermodernden Trümmern umging? Wenn sie ihn suchte?

Niemals durfte er sich wieder hier sehen lassen. Der Tod lauerte im Gestein. Und doch barg dieses Trümmerwerk alles, was Candoca das Leben noch liebmachen konnte: Rafaela und seinen heimlichen Schatz.

* * *

Auf Umwegen ritt Candoca. Das Städtchen S. Nicolau ließ er weitab liegen. Boa Vista war sein Ziel, und der alte Grenzer kannte manchen Kampweg und manchen Rancho, deren Namen den anderen nicht geläufig waren.

So gelangte er am dritten Tage erschöpft nach Boa Vista. Nicht der Weg und der mühselige Ritt, nicht der Sonnenbrand auf dem bloßen Kamp und der unruhige Schlaf in taufeuchter Mondnacht hatten ihn erschöpft. Die grausige Erinnerung an das Zusammentreffen mit Rafaela, die schreckliche Drohung des Santo, die eigene ohnmächtige Wut hatten Candocas Blut vergiftet.

Dieser Santo hatte die schöne Rafaela an sich gefesselt mit heimlichem Zauber. Nur dazu war er bei Pepe Caraya angeritten. Und er, Candoca, hatte diesem Zauberer noch Führerdienst getan! Der Teufel selbst hatte ihn geäfft. Und nun höhnte ihn der Santo und genoß in heimlichen Nächten das frische Mädchen vom Kamp und lachte den Narren Candoca aus. Das Messer hätte er diesem Verführer in den Wanst rennen sollen, als es noch Zeit war.

Aber Candoca erschrak vor sich selbst. War es nicht genug, daß ein Ermordeter ihm nachging? Hatte er nicht in der Mondnacht einen bleichen Schatten gesehen, der auf ihn zuschwebte? Er hatte der Mutter Gottes von Lages in seiner Angst zwei geweihte Kerzen gelobt. Da war der Schemen zerronnen.

In diesem zerrütteten Zustande kam Candoca auf Boa Vista an.

Ein altes, schadhaftes Herrenhaus bot dem Besitzer und seinen Gästen notdürftige Unterkunft. Allerlei Männer ritten an und ab, wenn Pedro Cabral auf Boa Vista war, und seine Gauchos standen an der Grenze in dem Rufe verwegener Gesellen, die für Geld zu jedem Dienst bereit waren. Überall traf man sie in den Grenznestern, auf der argentinischen und brasilischen Seite. Auf den Pferdemärkten, bei den Rennen, mit der Tropa. Und wenn sie auf Boa Vista erschienen, ging es hoch her. Der fetteste Ochse wurde geschlachtet und an den Spieß gesteckt, die bauchige Korbflasche spendete den feurigen Spanier, der scharfe Aguardiente hitzte das Blut. Abgegriffene Spielkarten wurden hervorgeholt, die Würfel rollten und die Pesos und Milreis flogen aus einer Hand in die andere. An den Feuern des Abends klangen die Gaita und das Violon, die alten Lieder wurden gesungen, und immer gab es Mädchen und Frauen genug, die gern mit den Leuten des Herrn Pedro Cabral tanzten und schöntaten. Und Pedro Cabral hielt darauf, daß seine Gauchos und Tropeiros bei guter Laune blieben. Nur eins verlangte er: unbedingten Gehorsam. Und die wilden, unbändigen Gesellen beugten sich seinem grausamen Willen. Sie fürchteten den unerbittlichen Herrn, dessen Teufelsaugen so grausam kalt blicken und so wild auflodern konnten.

Pedro Cabral war daheim, als Candoca anritt. Er rechnete gerade mit einem Tropeiro ab, der gepaschte Ware brachte.

„Hast du die Probe gemacht, Beriba?" fragte Cabral geschäftsmäßig.

„Zwei bunte Vögel sind in alle Winde geflogen. Wer sie fängt, mag sie behalten," lachte der Tropeiro.

„Gut, Beriba, die Hälfte dir, die Hälfte mir. Das nächste Mal gehst du nach Quarahy und kaufst Pferde. Das Militär braucht Remonten. — Aber da kommt Candoca. Was für ein Gesicht er macht!"

Als Candoca eintrat, ließ Cabral den Tropeiro gehen.

„Nun, Freundchen?" fragte Cabral und ließ den lauernden Blick über den Capataz gleiten. „Du hast dich schlecht losmachen können und ließest auf dich warten. Die kleine Rafaela hielt dich fest?"

Candoca begehrte auf. Er verbat sich den Spott. In hastigen Worten erzählte er das Zusammentreffen in den Trümmern von S. Nicolau. Er verwünschte den Tag, an dem er Cabral zuerst gehorcht habe.

„Und nicht einen Tag mehr bleibe ich bei Ihnen! Ich kann auf dem Kamp nicht mehr weilen. In die Stadt will ich, unter die Leute. Oder soll ich Hilario Menezes begegnen, den ich auf Ihr Gebot ermordet habe?"

Der Capataz schrie Cabral die letzten Worte ins Gesicht. Aber Cabral hatte nur ein spöttisches Lächeln zur Antwort.

„Du bist krank, mein Guter. Das Gehirn ist dir verdorrt in der Sonne. Oder hast du den Tutu gesehen? Lege dich aufs Ohr und träume aus! Oder gehe mit den anderen heute abend zum Tanz bei Miguel Ramos. Es gibt da hübsche Weiber, und du wirst die kleine Kamptaube vergessen. Aber rede mir nie wieder von Mord und anderen Dummheiten, die du dir einbildest. Hast du Hilario Menezes ermordet, so sieh dich wohl vor, daß es der Obrigkeit nicht zu Ohren kommt oder etwa den Leuten Eusebios! Es wäre dann das Messer für dich geschliffen, und selbst die Polizei würde dich nicht schützen können, wie letzthin in S. Nicolau."

Kalt und ruhig klang Satz um Satz. Der Capataz starrte zunächst ungläubig. Äffte ihn ein Spuk? Hatte nicht dieser Pedro Cabral ihn gedungen? Hatte er ihm nicht gesagt, wann Hilario allein des Weges nach Tres Vendas reiten werde? Und nun höhnte er ihn mit seinem Mißgeschick in S. Nicolau und drohte ihm mit Anzeige?

Der Grimm umnebelte dem jähzornigen Gaucho die Sinne. Roter Schwaden hüllte ihm die Augen. Wie ein Geblendeter tastete er mit leeren Händen um sich. So

unmäßig waren in ihm Haß und Rachgier. Dann griff er plötzlich an den Gurt und riß den Stahl heraus.

„Hund, verfluchter!" knirschte er und stürzte auf Cabral zu.

Aber kalt und ruhig hob dieser den Browning. „Noch ein Schritt, Bursche, und du bist bei Hilario Menezes!"

Dann rief er aus dem Fenster, während der Gaucho mit keuchendem Atem stand, noch immer den Stahl in der gekrampften Faust. Aber, sobald er die Augen Cabrals sah, bedurfte es nicht einmal der todbringenden Schußwaffe.

Gauchos kamen gelaufen und rissen den Capataz zu Boden. Das Verbrechen gegen den Herrn war offenbar. Ein Wort von Cabral, und es war um Candoca geschehen.

Aber kalt und grausam ging Cabral zu Werke, während Candoca gefesselt am Boden kauerte.

„Was gebührt dem, der ohne Grund die Hand gegen seinen Herrn erhebt? Sagt es selber! Richtet selbst!"

„Der Tod! Das Messer!" kam die grollende Antwort.

„Was gebührt dem, der einen Mord, den er grausam beging, seinem Herrn aufbürden will?"

Da flammte es wild auf. „Der Tod!"

„Ihr habt das Urteil gesprochen. Aber Candoca ist vielleicht noch zu retten. Er soll im Vorhofe der Hölle schmecken, wie es in der Hölle selber ist. Legt ihn in Estacas, bis ich befehle, ihn zu lösen!"

Da schrie Candoca auf wie ein wildes Tier. „Nicht die Estacas! Lieber das Messer! Nicht die Estacas!"

„In die Estacas mit ihm, daß er lerne, seine Zunge im Zaum zu halten und seinen Herrn zu kennen!" befahl schneidend und höhnisch Cabral, und die Gauchos gehorchten.

Sie schleppten den Gefesselten auf den weiten, sonnenheißen Platz zwischen ihren Hütten, schlugen vier Pfähle in den Boden, und zwar so, daß ein liegender Mensch mit ausgestreckten Händen und Füßen die Pfähle nicht ganz erreichte. Dann schnürten sie dem Stöhnenden dünne, aber zähe Streifen Ochsenhaut um die Knöchel und die Handgelenke, hoben ihn, daß er etwa einen Meter über der Erde schwebte und banden die Riemen an die Pfähle. Schwer zog der Körper an den Schlingen. Der Kopf, der keine

Stütze hatte, sank immer wieder in den Nacken und erschwerte das Atmen. Der Kreislauf des Blutes wurde durch die schneidenden Riemen abgesperrt. Krämpfe erschütterten den hängenden Körper zwischen den unheimlichen Estacas, den Marterpfählen.

Schreie, entsetzliche, wilde Schreie, Stöhnen, gellendes, markerschütterndes Rufen drang an die Ohren Cabrals und der Gauchos.

Es schauderte die erbarmungslosen, verwilderten Gesellen, als sie ihren Gefährten in der Qual sahen. Aber es war ihnen auch eine heimliche schreckliche Wonne, die süß ins Mark ging. Hatte er nicht oft genug als Capataz den Herrn spielen wollen? Hatte er sie nicht oft genug betrogen? Hatte er sich nicht großgetan mit seinem Geld und seinem Einfluß beim Herrn? Hatte er nicht beim Kartenspiel den gelben Onofrio erstochen? Meinte der Herr diesen Mord? Den wollte der Schurke Candoca seinem Herrn aufbürden? Zum Lachen war das — — — —

Ein schrecklicher Schrei kam gellend, wenn der Gequälte den Kopf mit letzter Kraft heben konnte; dann ging der schrille Notruf in ein dumpfes, gewürgtes Stöhnen über.

Die Sonne brannte unbarmherzig auf ihn. Schaum stand auf seinem Munde. Niemand wagte es, ihm einen Schluck Wasser zu geben. Vom Hause aus beobachtete der Herr genau seine Leute. Und sie scheuten ihn.

„Seht, wie er zuckt, wie es ihn schüttelt und wirft!" deutete ein Gaucho auf den krampfdurchtobten Körper des Besinnungslosen. „Das ist das letzte; wenn wir ihn nicht abschneiden, ist es um ihn geschehen."

„Zum mindesten um seinen Verstand," setzte ein zweiter hinzu. Diese verrohten Gesellen beobachteten das Absterben des Gemarterten, wie sie einem Hahnenkampf zugeschaut haben würden.

„Lauf zum Herrn und sage es ihm! Er hängt schon mehr als zwei Stunden."

Ein brauner Junge sprang zum Hause und schnellte zurück.

„Ihr sollt ihn abschneiden und sicher aufheben! Morgen wird der Herr mit ihm reden."

„Wenn Candoca noch reden kann, mein Jungchen. Probiere es mal in den Estacas! Nur ein Viertelstündchen."

„Die heilige Barbara von Santa Cruz und der heilige Joseph sollen mich bewahren!"

Der braune Junge schüttelte sich vor Grauen, als die Gauchos den Leblosen von den Pfählen schnitten und in einen Rancho schleppten.

Da mühten sie sich um ihn, flößten ihm Branntwein ein und rieben die Gelenke, bewegten den bewußtlosen Körper, daß die Lungen wieder arbeiten möchten, und die Weiber lagen auf den Knien und gelobten ihren Heiligen Bittgänge und Kerzen. Denn manche unter ihnen war Candoca gut gewesen. Ein wilder, unheimlicher Geselle war er. Aber hatte er nicht immer eine offene Hand und hatte er nicht für jede ein kostbares Mitbringsel gehabt, die heimlich in der Nacht zu ihm geschlüpft war?

Aber es wurde Abend, ehe die alte Chinoca, die sich auf Segnen und Besprechen verstand, bestimmt erklärte: „Er wird leben bleiben. Sagt's dem Herrn!" —

Matt und elend lag Candoca am anderen Morgen auf dem Lager, als Cabral mit zwei Leuten eintrat.

„Du warst vor der Höllentür, Candoca. Ich habe sie noch einmal vor dir zugeschlagen, als du schon auf der Schwelle warst. Hüte dich vor dem nächsten Male! — Und ich werde vergessen, was du getan, wenn du gehorsam bist! Gehorsam ist alles bei mir!"

Er ging, und die beiden Gauchos sahen ihm scheu nach.

„Candoca wird sich hüten, zum zweiten Male den Herrn zu reizen. Auch der böseste Hengst wird zahm, wenn er einmal den Sattel gespürt hat. Und Candoca hat Schlimmeres gespürt als Zaum, Sattel und Peitsche. Er war im Vorhof der Hölle? Unser Herr muß es wissen, wo die Teufel sind!"

V.

Vier saure Wander- und Lehrjahre lagen hinter ihm, als Georg Rodewald sich rüstete, den ersten Christabend unter eigenem Dach in den grünen Bergen am oberen

Rio da Vaca wirklich zu feiern. Freilich, dieses Dach war einstweilen nur mit selbstgerissenen Schindeln gedeckt, mit eigenem Beil waren die Holzplatten zugerichtet, und das bescheidene Bretterhaus mit den einfachen Holzluken barg nur den armseligen Hausrat des jungen Waldsiedlers, aus den Stämmen des eigenen Waldes gefertigt. Doch ein wohlbesetztes Büchergestell an der Wand verriet, daß der Herr dieses Waldhauses nicht alle Brücken zur Welt heimatlichen Geistes abgebrochen hatte.

Dreimal hatte er Weihnachten auf brasilischem Boden erlebt, ehe er die Kerzen am eigenen Baum zünden sollte.

Mit dem Landmesser Mazac, dem guten Freunde Julius Schmitz und anderen Gehilfen hatte er im wilden Urwalde gelagert, als der Abendstern des ersten Christfestes über dem wilden Walde funkelte, in dem Georg Rodewald im heißen, schwülen Brodem des Dickichts die Meßkette geschleppt und die Balliseu gerichtet hatte. Zu Tode erschöpft hatten sie am lodernden Feuer gelegen und mit wehem Herzen der seligen Stunden deutscher Weihnacht gedacht. Stumpfsinnig hatten ihre Neger bei ihnen gehockt und verwundert geglotzt, als die weißen Herren sonderbare Lieder sangen und wehmutsvolle Augen machten. Einen „Queimado", heißen Kaffee mit Branntwein und Zucker, hatten sie gebraut und als Weihnachtspunsch getrunken, und am anderen Morgen waren sie wieder in Dornen und Dickicht ans mühselige Werk gegangen.

In dieser ersten Weihnachtszeit war die Poesie des Urwaldes für Georg Rodewald zum Teufel gegangen. Da war nichts mehr von herzerhebender Schönheit deutschen Hochwaldes. Eine starre, feindselige Wildnis, ein unheimliches Wirrsal gigantischer Riesen, die mit Dornenwällen und undurchdringlichem Rohr ungastlich den Menschen zurückschreckten, war dieser vielgepriesene Urwald, und wenn mit Haumesser und Axt der Eingang erzwungen war, waberte und webte die schwüle, feuchte Luft, der modrige Dunst gefallener und verwesender Stämme durch das Halbdunkel, und die riesigen Kronen und Wipfel sperrten das fröhliche Sonnenlicht aus. Mit rinnendem Schweiß und unsäglicher Plage mußte Schritt für Schritt erkämpft

werden. Wie ungeheure Bollwerke warfen sich schwammbewucherte Riesenstämme über den schmalen Pfad, sperrten vermooste Felsblöcke plötzlich die enge Schneise, welche die Axt gehauen, und oft genug klaffte jäher Abhang unter trügerischem Busch- und Struppwerk dicht vor den Waldschlägern, daß sie mit Not dem Sturz in die dämmernde Tiefe entrannen. Und in dieser feindseligen Wildnis ein armseliges Leben! Nicht besser, als es die Neger führten. Dörrfleisch und Bohnen, wenn nicht ein Stück Wild, ein Waldhuhn oder eine Paca vor das Rohr kam oder in der Schlinge hing. Lästige Stechmücken und peinigende Zecken, gierig nach dem Blute des Menschen, und schmerzhafte Schwären waren das Angebinde der Wildnis.

„Wir haben hier wenigstens keine Bugres," hatte Schmitz getröstet. „Als wir im Hinterlande von Paraná arbeiteten, sind wir oft genug auf die Wilden gestoßen, und wir mußten erst einige Male in den Wald knallen, um uns die geziemende Achtung zu verschaffen."

Den zweiten Weihnachtstag hatte Rodewald mit Schmitz am Rio do Peixe verlebt, und alle Schrecknisse der Wildnis hatten sich damals vereinigt, um das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" zu einem gräßlichen Hohn zu gestalten.

Auf einsamer Eisenbahnstation weilte Schmitz mit Arbeitern, um den Vortrieb der Strecke zu überwachen. Rodewald ging den neugelegten Schienenstrang ab, als ein Kolonist auf schaumbedecktem Pferde vorübersprengte und schrie: „Die Fanatiker! Die Fanatiker!" Unerschrocken ritt Rodewald mit Schmitz und zwei farbigen Arbeitern noch am Nachmittage in der Richtung, aus der die böse Nachricht gekommen war. Flüchtige Brasilianer berichteten von unerhörten Greueln der „Waldteufel". Trotzdem ließen die Deutschen sich nicht beirren. Da begegnete ihnen eine italienische Wirtsfrau, in deren Haus Schmitz und Rodewald erst unlängst übernachtet hatten. Sie hatte damals gleichmütig alle Warnungen in den Wind geschlagen, wenn von der Gefahr der Fanatiker die Rede war. Den Italiener hatten die Waldteufel erbarmungslos ermordet, sein Weib mit ins Lager geschleppt. Auf die Frage der Unglücklichen,

warum man ihren Mann getötet habe, erwiderte ein Führer der Waldteufel, es sei auf Befehl der „Jungfrauen" geschehen. Durch einen Zufall war es der Gefangenen gelungen, zu entkommen. Sie beschwor die Deutschen auf den Knien, nicht weiter zu reiten.

Rodewald und Schmitz aber bestanden darauf. Ehe der Abend hereinsank, waren sie in einen Hinterhalt der Waldteufel geraten. Ihre zwei Farbigen wurden grausam umgebracht. Die beiden Deutschen mußten ins abgelegene Versteck der Fanatiker folgen.

Dort hauste der berüchtigte Deodato, ein Scheusal in Menschengestalt, der im Morden, Plündern und Schänden schwelgte. Den Gefangenen wurde die Wahl gestellt, das weiße Band, das Zeichen der Fanatiker, um den Hut zu schlingen oder sich abschlachten zu lassen. Sie nahmen in der Not das weiße Band und wurden einem älteren Fanatiker zugewiesen, der mit einer „Jungfrau", die auf den Namen Rafaela hörte, im Lager hauste und ein schweigsamer Mann war. Täglich mußten sie die Übungen der Fanatiker mitmachen. Gewehrsalven wurden abgefeuert und immer wieder geschrien: „Viva José Maria!" So hieß der damalige Führer der Jagunços. Sobald dieser Ruf nicht laut genug geschrien wurde, sauste die Peitsche des Aufsehers auf die Gefangenen. Die farbige „Jungfrau" erwies sich freundlicher, als die Deutschen erhofft hatten, besonders, nachdem Schmitz ihr ein goldenes Kettenarmband, das er bei sich trug, geschenkt hatte. Wochenlang blieben die Deutschen im Lager, an jedem Morgen und Abend knatterten die Schüsse, donnerte der Ruf „Viva José Maria!" Als ob sie bei glaubenstollen Derwischen im tiefen Sudan gefangen seien. Nach einiger Zeit strenger Absonderung durften sie sich freier im Lager bewegen, und da beide eine gute Handschrift hatten, so wurden sie damit beschäftigt, Abschriften der Gebete für die „Brüder von der Gemeinschaft des heiligen Sebastian" zu machen. Endlich durften sie sogar mit Fanatikern auf Erkundung gegen die Regierungstruppen reiten, die gegen das Lager auf dem Marsche sein sollten. In Wahrheit waren es die berüchtigten „Patrioten" des Fabricio Vieira, eines grausamen Banditen, der allerlei

Gesindel gesammelt hatte und angeblich gegen die Fanatiker kämpfte, in Wahrheit ohne Ansehen der Person plünderte und mordete, wie es ihm gefiel. Diesem Bluthund fiel ein Pikett Fanatiker in die Hände, mit dem Schmitz und Rodewald ritten. Zum Glück erkannte Schmitz unter den „Patrioten" Vieiras einen ehemaligen Polizisten aus Porto Seguro und rettete sich und Rodewald den Hals. Die gefangenen Fanatiker wurden einzeln abgeschlachtet.

Das kalte Grauen kroch Rodewald immer wieder an, wenn er an dieses blutige Bubenstück dachte. Ein Neger durchschnitt den Gefesselten die Kehle, und die entmenschten Banditen Vieiras grinsten dazu und machten rohe Witze: „Wie gut den Waldteufeln die rote Krawatte steht!"

Eine Woche lang mußten Schmitz und Rodewald unter den vertierten Wallensteinern verweilen, ehe sie an das nächste Militärkommando abgeliefert wurden und weiterreisen durften.

In Porto Seguro hatten sie Dahlmann aufgesucht, der als Chef des neuen Hauses Dahlmann & Menezes eine führende Rolle im Handel innehatte, durch die Heirat mit Dona Jolita Menezes mit den angesehensten Familien des Landes verschwägert war und durch diese Verbindungen Aussicht auf eine hervorragende Rolle in der Politik des Staates und Bundes hatte.

Auf einem schönen Landsitz vor den Toren von Porto Seguro wohnte das junge Paar. Gastlich war Rodewald von Dona Jolita und Fritz Dahlmann aufgenommen worden, und oft genug hatte er sich an dem Liebesglück des Deutschen und der schönen Brasilierin freuen dürfen. Ein kleines, süßes Töchterlein hatte dieses Glück fast überschwenglich gemacht.

„Du bist ein Glückspilz, Dahlmann," hatte Schmitz immer wieder erklärt. Aber in einer vertrauten Abendstunde hatte derselbe Schmitz seinem Freunde Rodewald seine geheime Enttäuschung verraten.

„Ich bin ein schlechter Prophet gewesen, Rodewald. Die blonde Regina Martensen muß sich mit den Zopfliesen der Familie Weidemann und mit den Launen der Dame

selbst zurechtfinden, und der deutsche Mann Dahlmann, der so gefeit war gegen die Venus im Süden, wird uns verlorengehen. Man hat ihm den Lasso um den Nacken geworfen. Einstweilen spürt er ihn noch nicht. Aber ich will nicht wieder unken. Prosit, Rodewald!"

Als der Weihnachtsstern zum dritten Male glänzte und strahlte, saß Schmitz als Prokurist Dahlmanns im Kontor der Firma Dahlmann & Menezes, ritt in Geschäftssachen durch die Kolonien und die Campanha, sah auf Boa Vista vor, unterstützte den alternden Herrn Eusebio Menezes und war mit seinem Schicksal zufrieden. Die Fanatiker hatten die Trümmer von S. Nicolau geräumt, als das Militär anrückte, und waren spurlos von dort verschwunden. Rodewald aber hauste als Urwaldkolonist auf eigener Scholle am oberen Rio da Vacca. Die schweren Monate des Anfangs, der bösen Plage des Waldhauens waren vorüber. Aber es war, als ob die Wildnis ihm jeden neuen Schritt ins Leben durch grausame Tücke erschweren wollte; der getreue Wilhelm Franke, der neben ihm die Axt führte, wurde von einem stürzenden schweren Stamm erschlagen, als die erste Roça gehauen war und die gefällten Waldriesen in wüstem Gewirr in der dörrenden Sonne des verzehrenden Brandes harrten. Auf dem Friedhofe zu S. Feliciano lag der unerschrockene Urwaldpionier, und am verkohlten Stumpf des Unglücksbaums haftete eine Brettafel, auf der Name und Todestag des Verunglückten eingebrannt waren. Rings um die Stümpfe und Stammreste grünte und sproß es üppig an jenem dritten Weihnachtstage. Doch die Freude wollte nicht aufkommen in Rodewald.

Das vierte Jahr aber war ein Jahr des Segens geworden. Das Bretterhaus war an die Stelle der ersten Rothütte getreten. Üppig standen Mais und Tabak, Maniok und Zuckerrohr. Im wohlumzäunten Potreiro liefen gute Pferde, im Pferch grunzten feiste Borstentiere und verzehrten schmatzend ihre Maiskolben, Hühner gackerten, Enten schnatterten am Bach, und Perlhühner riefen ihr „Patak, Patak!" Morgens und abends warf der schwarze Adriano den Milchkühen saftiges Futter vor, und Fritz Wächter, ein forscher Kolonistenjunge aus S. Feliciano, versorgte die Pferde und

die langohrige Mula, die auf den Namen Isaak hörte, mit Mais, striegelte den Braunen Rodewalds und den eigenen Falben, dem er nach Kolonistensitte die Mähne kurz schor und den Schweif aufband. Fritz Wächter war mit Rodewald auf das Neuland gegangen. Neben der Kolonie Rodewalds hatte er sich selbst ein Stück Wald gesichert. Da wollte er Nachbar werden, wenn die Zeit kam, nämlich zum Heiraten. Aber einstweilen sprengte Fritz Wächter noch „ledig und los" auf seinem Falben nach Feierabend und Sonntags durch die Pikaden am unteren Rio da Vacca, wo die schmucken rheinischen Mädchen und die stattlichen Töchter der Pommern den lustigen Burschen gern antraben sahen, der ein flotter Tänzer und ein schneidiger Reiter war. Vor Rodewald hatte Fritz Wächter aber eine unbegrenzte Achtung, seitdem der alte Garmatz, der selbst bei den Düsseldorfer Ulanen die Tressen getragen hatte, ihm einmal unter vier Augen gesagt hatte: „Weißt du auch, Fritz Wächter, wer dieser Herr Rodewald ist? Mir hat's Julius Schmitz verraten, als ich letzthin in Porto Seguro wegen meines Landhandels war. Junge, der hat schon mit dem Kaiser an einem Tisch gesessen, und wenn er solche Schlappstiebels, wie ihr Bengels hier seid, in seiner Schwadron gehabt hätte, da hättet ihr Jesum Christum kennenlernen können! Und sieh ihn dir mal an, wenn er im Sattel sitzt! Junge, das ist alte preußische Schule! Dafür hat unsereiner Augen. Das ist was anderes, als wenn ihr euch auf euer Wiegepferdchen klemmt und meint, ihr könnt Wunder was, wenn ihr ein bißchen Karrehr in der Pikade macht. Junge, ich sage dir, das ist noch einer von der alten Garde, der Schneid hat! Reiße die Hacken zusammen, wenn er mit dir spricht!"

Fritz Wächter verstand den alten Garmatz zwar nicht vollkommen, aber er verkniff sich doch jede Vertraulichkeit gegen Rodewald, obschon er sonst nicht zu denen gehörte, die flugs die Hand am Hute und ein Schloß am Munde hatten. Rodewald war nicht nur für den schwarzen Adriano, sondern auch für Fritz Wächter „der Herr".

Nur einmal war Fritz Wächter der Schnabel durchgegangen. Als das neue Bretterhaus gerichtet wurde.

„Jetzt muß eine Frau auf den Hof, Herr Rodewald. Ein Haus ohne Frau ist eine Glocke ohne Klöppel, sagt mein Großvater."

Da hatte Rodewald gelacht. „Immer los, Fritz Wächter, auf das Standesamt! Heirate, und die Frage ist gelöst. Wir bauen noch ein Haus, an Platz und Holz fehlt es nicht, mein Junge."

Aber Fritz Wächter hatte einen blutroten Kopf gekriegt und heimlich dem schwarzen Adriano, der niederträchtig gegrinst hatte, eins an den Wollkopf gegeben.

Nun sollte auf dem Rodewaldhof, wie man in S. Feliciano das junge Anwesen nannte, der erste Christbaum geschmückt werden. Weiße Wachslichte und etlichen bunten Tand hatte Fritz Wächter am letzten Adventsonntag aus Santa Izabel, dem kleinen deutschen Munizipalstädtchen, geholt und mit einem ärgerlichen „Geld genug hat der Kram gekostet!" auf den festen, ungedeckten Tisch gelegt, der in der Mitte des Wohnraums stand. Darüber baumelte an eiserner Kette eine richtige Hängelampe; nur in der abseits gebauten Küche hatte die altgewohnte blecherne Ölfunzel Heimatrecht. Sonst unterschied sich der Wohnraum in nichts von anderen Kolonistenhäusern ersten Anfangs. Das Sattelzeug an der Bretterwand, Jagdflinte und Haumesser daneben, plumpe Schemel, die lange Bank unter dem Bücherbord, ein kleiner Spiegel — das war alles. Im abgeschlagenen Schlafraum zwei „Esel", einfache Bettgestelle, mit prallem Maisstrohsack, Laken, Decke und kleinem Kopfpfühl, das mit Spreu gestopft war, zwei Truhen und Pflöcke an der Wand für die Kleider. Da reckten Rodewald und Fritz Wächter nach schwerem Tagewerk die müden Glieder. Der Neger hauste im Schuppen.

Am Tage nach dem letzten Advent purrte Fritz Wächter den schwarzen Adriano trotz des sengenden Dezembermittags, den der Neger unter dem schattenden wilden Feigenbaume inmitten des Hofes zu verträumen gedachte, auf und tauchte mit ihm in den Urwald, der die frischgehauene Waldkolonie Rodewalds wie ein grüner, starrer Wall nach Süden und Westen schirmte. Als die Sonne hinter die ragenden Wipfel der Waldriesen sank, kamen die beiden

Helfer Rodewalds heim und stellten eine junge, scharfnadlige Araukarie an die Hauswand unter den Vorsprung des Schindeldaches.

„So, da han Sie Ihre Weihnachtsbaum, Herr Rodewald," meldete Fritz Wächter mit Genugtuung. Er konnte die Hunsrücker Mundart immer noch nicht verleugnen, in der schon der Großvater Wächter geschimpft und geflucht hatte, als er vor vierzig Jahren mit Schicksalsgenossen aus Pommern und Westfalen am unteren Rio da Vacca die Axt in die Faust nahm, den schweren Urwald fällte und den lodernden Brand in das Wirrsal geschlagener und sonnengedörrter Stämme, Äste, Dornen, Schlingpflanzen und Struppwerks warf, daß die rote Lohe knatternd aufschoß, prasselnd und sausend, pfeifend und krachend weiterfraß und zwischen verkohlten Stümpfen und Klötzen auf reingebranntem Boden die schwarze Asche für die ersten Maiskörner und Bohnen als unerschöpfliches Pflanzbeet zurückließ.

„S. Feliciano" hatte die brasilische Obrigkeit die neugeschaffene „Pikade", die Bauernstraße am Rio da Vacca, getauft, aber bei den alten Waldkolonisten hieß sie einfach „die Kunkelschneiz". Kein Mensch wußte freilich, woher der Name gekommen war. Aber er war unvertilgbar wie die Ameisen und das Unkraut, und auch der Nachwuchs in der blühenden Siedlung, wo jetzt behäbige, weißgekälkte Steinhäuser, umgeben von grünen Obstbäumen und segenschweren Feldern, die roten und grauen Dächer reckten und die alten Bretterbauten zu Maisschuppen und Ställen herabgewürdigt hatten, nannte die nährende Heimat einfach „die Kunkelschneiz". Bis zum Hirschbach, der quer über das Ende der Bauernstraße zum Rio da Vacca eilte, hatten sich die letzten Höfe der alten Kunkelschneiz vorgeschoben. Über einen Bretterstieg, der bei Hochwasser immer einmal von den Fluten des geschwollenen Hirschbaches weggerissen wurde, lief der Weg sanft bergan und zeigte tief ausgetretene Stapfen. Tropas, die vom Hochlande der Serra talwärts kamen und durch S. Feliciano nach Santa Izabel gingen, belebten diesen Urwaldpfad jenseits des Hirschbachs.

Jahrzehntelang war die grüne Welt südlich des Hirschbachs sozusagen mit Brettern vernagelt gewesen. Bis eines

Tages die Landmesser kamen, mit Bussolen und Meßketten die Arbeit aufnahmen, durch den schweren Urwald jenseits des Baches bis an das Ufer des Rio da Vacca schmale Richtsteige schlagen ließen, neue Kolonielose absteckten und für Urwaldpioniere feilboten. Julius Schmitz hatte diese Arbeit noch geleitet, im Auftrage des Herrn Eusebio Menezes, dem der ausgedehnte Waldbezirk am oberen Rio da Vacca gehörte, und Georg Rodewald hatte sich ein gutes und geräumiges Stück Waldland gesichert. So war er wirklich in der grünen Wildnis geblieben.

„Ich bin des Umherziehens müde," erklärte er beim Abschiede von Schmitz. „Das Land ist gut. Hier will ich meine Hütte bauen und ein freier Mann auf freier Scholle werden."

„Viel Glück!" hatte Schmitz kopfschüttelnd gemeint. „Und wenn Sie des Idylls im grünen Walde satt sind, so haben wir im Hause Dahlmann & Menezes immer einen Platz für Sie frei."

Ein Idyll war das Leben auf dem Rodewaldhof nicht geworden. Dafür sorgte jeder Tag mit neuer Plage, und oft genug hatte Rodewald im unermüdlichen Kampf mit Wald, Unkraut, Ameisen, Sturm, Wasser und Wolken um seine mühselig geschlagenen Äcker und die sauer bepflanzten Felder Stunden gehabt, in denen er mit einem Fluch zwischen den Zähnen am liebsten die Axt und die Hacke von sich geschleudert, den Braunen gesattelt und den Weg in die weite Welt genommen hätte. Wie etliche frische Kolonisten auf dem Neulande am oberen Rio da Vacca, die eines Tages vor dem ewig wuchernden Unkraut und den alle jungen Triebe abfressenden Ameisen die Flinte ins Korn geworfen und davongelaufen waren, trotzdem Herr Rudolf Schweizer sie mit flammenden Worten beschworen hatte, ihm und seiner genossenschaftlichen Gründung treu zu bleiben.

Rudolf Schweizer hatte in der Tat am oberen Rio da Vacca sein „Novo Paraiso", das Neue Paradies, angelegt. „Die Schweizerpikade" hieß die junge Siedlung, die eine halbe Reitstunde unterhalb des Rodewaldhofes gelegen war, in der Kunkelschneiz.

Oft genug hörte Rodewald, wenn er neben Fritz Wächter auf dem Felde stand, die Töne des Ochsenhorns, auf dem zur gemeinsamen Mahlzeit in der Schweizerpikade geblasen wurde. Denn es war oberster Grundsatz Schweizers: gleiche Arbeit, gleiche Mahlzeiten, gleiche Anteile am Erlös der Ernten. Zwanzig Siedlungen hatte er auf dieser Grundlage zusammengebracht. Deutsche, Russen und Polen hatten sich dort angekauft, gleiche Unterkunft errichtet, kleine Holzbauten mit Schindeldach, dazu einen großen Bau, der als Speicher, Versammlungssaal, Geschäftshaus, Schule und Speiseraum dienen sollte. Aber schon die gemeinsame Mahlzeit war zum Stein des Anstoßes geworden. Denn Pan Wladislaus Strysinski fluchte über die Kochkunst der deutschen Frau Nolte, die Deutschen hatten für die Polen ganz borstige Ausdrücke, wenn diese die Küchenwoche hatten, und endlich blieb nichts übrig, als Tag für Tag die schwarze Bohne mit Farinha auf den Tisch zu bringen. Die deutschen Frauen aber erklärten Herrn Rudolf Schweizer, daß sie selber ihre Töpfe betreuen könnten; die Männer gaben zu verstehen, man müsse ein Narr sein, falls man erst in die „Futteranstalt" laufe, wenn man bequem zuhause am Tische sitzen könne, und es sei nicht ihr Fall, mit jedem verlausten und branntweinduftenden Polacken die Beine unter einen Tisch zu stecken. Kurz, die gemeinsame Tafel mußte zuerst vom Programm gestrichen werden.

Nur die Zielbewußten, etliche Russen und Polen, harrten bei Schweizer und der gemeinsamen Tafel aus. Die Deutschen sonderten sich allmählich ab. Seitdem sie am eigenen Tisch aßen, begannen sie ihr eigenes Leben. Sie erschienen nur lässig und widerwillig zu den abendlichen Versammlungen, in denen Schweizer seine Aufklärungsarbeit trieb. Ein „Rat" wurde gebildet, der für die Verwendung des eingezahlten Geldes, die gemeinsamen Einkäufe, den Erlös der Ernte und den Gesamtbetrieb der Siedlung verantwortlich war. Schweizer, der Pole Strysinski, der Russe Panin und ein ehemaliger Fabrikarbeiter aus Chemnitz namens Breitling saßen in diesem Rat.

Streng verboten war jede öffentliche konfessionelle Betätigung. Kirche und Gottesdienst wurden als veraltete

Zuchtmittel der kapitalistischen Gesellschaft verworfen. Den Unterricht in der Schule leitete Schweizer, und die erste Frage seines Spruchbüchleins lautete: „Was bist du, junger Bürger?“ Und der Abcschütze hatte zu antworten: „Ein freies Glied der freien Gesellschaft, die nur sich selbst anerkennt.“

„So ein verfluchter Blödsinn!“ schimpfte Male Lüning, als sie das anhörte. Aber Heinrich Lüning, der den aufgeklärten Mann spielen wollte, verwies ihr solche Kritik. Er scheute den Zorn und die Hänseleien Schweizers und Breitlings.

Bronislawa Stryjinski aber stand der deutschen Frau bei und verlangte, daß Pan Wladislaus mit ihr Sonntags gen Santa Izabel zur Messe reite. So züngelte die Schlange der Zwietracht gar bald im Neuen Paradies.

Nun siedelten sich auf der Gegenseite des Flusses neue Kolonisten an, fleißige Leute, die ihren Wald rodeten und Tag für Tag auf dem Acker standen. Unter ihnen gab es einige, die daheim einer christlichen Gemeinschaft angehört hatten. Zu ihnen kam Schweizer und predigte ihnen sein Evangelium, verwies auf das gemeinsame Leben der Urchristen und fand etliche Anhänger. Aber gar bald kam ein Nordamerikaner, legte sich bei einem gläubigen Manne ins Quartier, ließ ein Harmonium heranschaffen und spielte und sang fromme Lieder. Er predigte den Glauben der Adventisten, der Sabbatbrüder, die den Sonnabend statt des Sonntags heiligten, verstand sich auf ärztliche Kuren und streute das Unkraut in den kommunistischen Weizen Schweizers. Der Reverend Jenkins kümmerte sich nicht um den Zorn Schweizers, sondern tat liebreich und freundlich, wenn er ihm begegnete, schenkte ihm auch ein stattliches Buch mit vielen Bildern. „Das Licht der Wahrheit“ stand auf der Titelseite, und Schweizer las mit Hohn in der Versammlung seines Rates daraus vor. Er und Breitling machten sich besonders über die Bilder lustig, auf denen das Jüngste Gericht dargestellt war.

„Da regnet es Sterne, als fielen den Leuten reife Pflaumen auf die Köpfe,“ lästerte Breitling. „Und der Antichrist mit Hörnern und Schwanz ist auch nicht schlecht!

Aha! Hier guckt der Pferdefuß heraus! Hört einmal zu: ‚Gib den Zehnten von allem, was du hast, denen, die dir das Licht der Wahrheit bringen!' — Das wäre kein schlechtes Geschäft für den öligen Pfaffen drüben. Und hier sind die schönen Anzeigen von Medikamenten, Geräten und allerlei Nützlichkeiten, die durch die Niederlage der lieben Sabbatbrüder zu beziehen sind. Ich wette, die Fabrikanten dieser guten Dinge haben auch dem frommen Jenkins sein Harmonium und seinen Mixturenkasten mitgegeben. Mit Speck fängt man Mäuse."

Damit war die Fehde angesagt, und Schweizer und Breitling fuhren oft genug über den Fluß, verketzerten den frommen Jenkins und hetzten seine Schäflein gegen ihn auf. Aber Jenkins tat, als treffe ihn das nicht. Er sprach salbungsvoll: „Der liebe Heiland wird auch diese Verirrten einstmals auf den rechten Weg führen. Ist nicht Saul von Tarsus, der mit Schnauben und Morden wider die ersten Christen wütete, in den Toren von Damaskus bekehrt worden? Auch auf die verblendeten Brüder drüben wartet ein Damaskus."

Das wurmte Schweizer arg, und er redete von Baalspfaffen und Betrügern.

Zu argem Lärm kam es aber bei der Abrechnung des ersten Jahres. Zu ungleichmäßig waren die Leistungen der Paradiesbrüder gewesen. Schweizer und Breitling hatten nur wenig auf dem Acker schaffen können. Sie verlangten Nachsicht, da sie das Gehirn der Gemeinschaft bildeten. Aber Male Lüning erklärte: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Und von heute ab kommt unser Mais und unser Tabak in unseren eigenen Schuppen."

Auch Pan Wladislaus Stryfinski und die Russen hatten das Unkraut und die Ameisen in der Pflanzung Herr werden lassen, und als sie ihren gleichen Anteil an dem Ernteerlös forderten, brausten die Deutschen auf. Der Schnapspolack, der lieber glühendes Eisen als die Hacke anfasse, solle erst seine Schulden an die Gemeinschaft begleichen, und als Stryfinski sich auf seine Ratstellung und ihre Pflichten berief, donnerte ihn Heinrich Lüning an: „Schöner Rat! Jawohl, Schnapsrat!" und Male Lüning zeterte höhnisch:

„Ratet ihr, solange ihr Lust habt! Unsere Ernte kriegt Karl Böttcher."

Dieser Name wirkte aber auf Schweizer wie ein Tarantelstich. Karl Böttcher war ihm sehr früh abtrünnig geworden, hatte seine Einlage bar herausgefordert, war dicht an den Hirschbach gesiedelt und hatte dort eine kleine Venda errichtet. Er handelte mit Serranern und den Neusiedlern jenseits des Rio da Vacca und hatte jeden Geschäftsverkehr mit dem Rat der „Schweizerpikade" abgelehnt. Dagegen gewährte er dem Reverend Jenkins gern, was dieser verlangte, zog dessen Schäflein an sich und schor sie nach Kräften.

Und wenn einer ihn um seine Meinung über die Paradiesbrüder fragte, so erwiderte er ruhig und bestimmt: „Das wird eine aufgelegte Pleite! Eines Tages fliegen die Vögel, die jetzt die höchsten Töne pfeifen, aus, und die Dummen haben die Schulden auf dem Hals."

Kein Wunder, daß Schweizer und Breitling diesen Vendamann glühend haßten.

Um diese Zeit geschah es, daß Georg Rodewald ein Auge auf die Paradiesbrüder in der Schweizerpikade zu werfen begann.

Ein heißer Novembertag ging zur Rüste, als er mit Fritz Wächter und Adriano aus der Pflanzung nach hartem Tagewerk heimkehrte. Ein reisender Brasilianer ritt auf einem klapprigen Maultier an und bat um Herberge.

„Steigen Sie ab!" lud Rodewald ein, und Adriano führte das abgesattelte Tier in die umzäunte Weide. Der Fremde trug ein weißes Nackentuch und heftete forschende Blicke auf Rodewald, während Fritz Wächter ihm nach Landessitte die Cuya Maté bot. Braun und sonnenverbrannt war der Fremde, und seine Augen flackerten in tiefen Höhlen.

Als er dankend die Cuya zurückgab, erkannte Rodewald ihn. Es war der Fanatiker, dem er und Schmitz einst zur Beobachtung zugewiesen waren.

„Was wollen Sie am Rio da Vacca?" fragte Rodewald geradezu.

„Der Gute Jesus ruft," erwiderte der Fremde, „und ich bin sein Bote."

Rodewald brauste auf. Die Erinnerung an unsägliche Greuel ließ sein Blut aufkochen.

„Sein Bote? Sind das Boten eines Guten Jesus, die Mord, Brand und Greuel in den Frieden fleißiger Leute bringen?"

Der Fremde blieb ruhig.

„Sind das Jünger eines Guten Jesus, die unschuldige Menschen abschlachten, ihre Häuser plündern, die Pflanzungen verwüsten und törichte und verkommene Mädchen als Stimmen des Geistes bezeichnen, der alle Schändlichkeiten gutheißt? Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie mein Gast sind! Ich würde Sie sonst der Obrigkeit ausliefern. Aber mit Sonnenaufgang will ich Sie nicht mehr hier sehen, und hüten Sie sich, je die Straße am Rio da Vacca wieder zu betreten!"

„Ich reite, wohin mich der Geist ruft," gab der Fremde gleichmütig zurück.

Dann stand er auf und forderte sein Reittier. Adriano führte es vor. Ohne ein Wort des Abschieds machte sich der Fremde wieder auf den Weg.

Am anderen Morgen erfuhr Fritz Wächter, daß der Fremde bei Schweizer Unterkunft gefunden habe. Sofort sandte Rodewald den schwarzen Adriano mit einem Briefe an den Polizeichef in Santa Izabel und machte auf das Auftauchen des Fanatikers aufmerksam. Aber die hohe Obrigkeit regte sich nicht, und der Fremde, der sich Cypriano nannte, blieb unangefochten wochenlang in der Schweizerpikade. Dann verschwand er, kam in Begleitung eines braunen Mädchens wieder, die er Rafaela rief, richtete die Botschaft vom Guten Jesus an beiden Ufern des Rio da Vacca aus, und Breitling freute sich: „Dieser Cypriano ist unser Mann! Er wird dem Sabbatbruder drüben das Licht der Wahrheit ausblasen."

Die Kolonisten in der Kunkelschneiz aber ließen Rodewald sagen, sie und ihre guten Büchsen seien bereit, falls in der Schweizerpikade das Feuer aufflackern werde.

Aber es blieb ruhig. Freilich kamen unbekannte Leute von der Serra und setzten sich auf den verlassenen Landstücken der Schweizerpikade fest. Sie saßen ganze Tage

bei Schweizer und Breitling und dem Rat der Genossenschaft, und nur wenige Stunden hatten sie für den Acker übrig.

„Sie säen nicht, sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch," sagte Karl Böttcher. „Na, ich habe für alle Fälle meinen Sechsläufer zur Hand."

So kam Weihnachten heran, und ein schweres Wetter zog über die Kunkelschneiz gegen den Rodewaldhof herauf.

„Der Waldschmied*) ruft arg, und die Ameisen haben es mit der Unruhe," sprach Fritz Wächter, der neben Rodewald in den hohen Tabakstauden stand und die Blütentriebe ausbrach. Dieses „Gaizen" des Tabaks war eine mühselige und unerquickliche Arbeit. Die stehende Hitze, die stickige Luft zwischen den hohen Stauden benahmen fast den Atem, der Dunst des quellenden Saftes an den Bruchstellen legte sich auf die Lungen, Hände und Arme wurden beschmiert, und ein widerlicher Geschmack lag im ausgedörrten Gaumen. Aber unverdrossen schafften die Männer, denn die Tabakernte war ihr Bargeld. Für den gut bezahlten Tabak tauschten sie die Waren in der Venda ein, den Überschuß des Erlöses legten sie als erstes Kapital an. Mochte die Hitze drücken und schlaffen — wenn erst die braunen Ballen auf den Frachtwagen geladen wurden, war die Hitze und Mühsal vergessen.

Der schrille Ruf des Glockenvogels kam aus dem Dickicht, die Wasserhühner schrien, glanzschillernde Falter gaukelten durch die silberne Helle, die blauschwarzen Anus schwatzten im Gesträuch und wippten mit den langen Schwänzen vor dem gemeinsamen Nest. Ein Pfefferfresser quarrte häßlich aus dichtem Laube, und grüne Papageien zogen kreischend dem Flußtal zu. Aufgeregt wimmelten Ameisen bergaufwärts — ein Zeichen, daß Regenwetter drohte. Graue Fliegen schwirrten, lästige Mücken summten und sangen um die schweißbedeckten Stirnen der Männer.

„Ich hoffe, Adriano wird sich nicht in den Schatten des Waldes gedrückt haben," sagte Rodewald. Der Neger sollte mit der Hacke abseits im Maniokfelde schaffen.

---

*) Ein Waldvogel, ferreiro, Araponga.

„Er soll sich hüten," drohte Fritz Wächter. „Freilich, gestern meinte er, unten in der Schweizerpikad sei's besser. Da braucht er nit viel zu schaffe. Ich han ihm aber gesagt, die Paradiesbrüder würde schon ausgeschwefelt werde, wenn es Zeit sei, und wenn ich ihn noch einmal Sonntags in der Schweizerpikad erwisch', tät ich dem Delegado in Santa Izabel 'ne kleine Wink gebe. Und vor dem Delegado hat der schwarze Galgestrick Angst. Von wege der Marmellerute."

Rodewald lächelte. Der Polizeidelegado fackelte nicht lange, wenn er einen farbigen Sünder verhörte. Da hatte er seinen eigenen Kodex, ließ durch zwei handfeste Polizisten die geschmeidigen Marmellenruten pfeifen, und der Geprügelte verschwand meistens eiligst aus dem Bereich solcher Justiz in einsamere Gefilde.

„Der Delegado sollte überhaupt in der Schweizerpikade ein bißchen aufräumen," meinte Rodewald und drückte den glimmenden Tabak in der kurzen Pfeife fest.

„Ach, der hat keine Zeit. Der muß die neue Wahle mache, Herr Rodewald. Da sitze die Herre in Santa Izabel den liebe lange Tag und schnacke klug, und alles andere wird auf die lange Bank geschobe."

„Leider. Gut, daß der Tabak ohne sie wächst. Nur der Wald haut sich nicht selbst."

Er ließ den Blick über die grüne Bergwildnis fliegen.

Feierlich ragte der Urwald an den Ufern des Rio da Vacca. Seine mächtigen Stämme und dichten Kronen spiegelten sich in der gleitenden Flut, die ruhig in seinem Schatten strömte, bis sie sich an klotzigen Felsblöcken staute und unwillig über die kleine Schnelle schäumte.

Gleich trotzigen Recken standen die Baumriesen, von roten und gelben Schwämmen bewuchert. Aus den Astwinkeln lugte das schillernde, bunte Volk der Orchideen zu den langen Bartmoosen und den hängenden Nestern der Webervögel an den Enden der Zweige. Lianen schlangen sich wie Netzwerk von Ast zu Ast und glitten wie starke Schiffstaue vom Gipfel zum Boden.

Mühsam bahnte sich die silberne Sonne, in der die heiße Luft zitternd stand, durch das Blattwerk in schmalen

Ritzen den Weg zu den moosbewucherten und flechtenverbrämten Stämmen des mächtigen Angico mit dem zierlichen, feinen Blattwerk, des schlanken Louro, des Mata-Olhos mit glänzendem Laube, der Batinga, der Cabriuba und des eisenharten Ipé, der Canella und Grapiapunha, und im feuchtheißen Dunst, im ewigen Schatten des Grundes wucherte das niedere Volk des Waldes, Dornen und Rohrgras, und gigantische Farne reckten die starren Wedel. Wuchtig wie Kirchensäulen ragten die Hochstämme und trugen das ewiggrüne Dach, und gleich dünnen Lanzenschäften schnellten schlanke Palmitos mit feingefiederter Krone zur belebenden Sonne auf.

Ein Flug grüner Papageien schwebte krächzend über Fluß und Wald den Orangengärten und Maisfeldern des Tales zu, wo aus der Ferne die roten Ziegeldächer und bleigrauen Wellblechplatten behäbiger Bauernhäuser und gefüllter Speicher grüßten. Über den sanften Hang einer grünen Halde reckte ein schlanker Kirchturm das Kreuz.

Wie die grauen Fliegen stachen! Wie die Ameisen hastig bergauf kribbelten! Nur die stahlblauen Libellen standen schwirrend in der Schwüle, als horchten sie auf das ferne Gebrüll der Affen, das wie grollender, abziehender Donner durch die Laubkronen hallte.

Rodewald beschattete die Augen mit der Hand und sah zum Himmel auf. Eine schmale tiefgraue Wolke, von silbernen Rändern abgegrenzt, lagerte im Westen.

Wie fernes Rauschen ging es durch die Stille. Die Vögel verstummten. Hastig schnellte ein roter Fink vorüber. Nur die Grillen schrillten, und die Affen riefen lauter. Ein Windstoß fuhr in die brütende Schwüle und den stickigen Dunst des feuchtheißen Bodens zwischen den Tabakstauden.

„Das Wetter kommt," sagte Rodewald.

„Ja. Die Affen melden's an. Wenn's uns nur den schönen Tabak stehen läßt!"

Ein leiser, grollender Laut kam über die rauschenden Kronen des Waldes. Der erste ferne Donner drohte wie das Murren einer hungrigen Raubkatze. Ein Schatten jagte von Westen her über den Berghang. Wie Meereswellen gingen die Wipfel der Bäume. Schwarzblau türmte sich

die Wolkenwand, von waberndem Leuchten durchglüht. Ein Brausen und Stöhnen hub in der Weite an; wie drohender Aufruhr wütenden Volkes. Dumpfe Schläge hallten dazwischen wie Kanonenschüsse von fernem Schlachtfeld. Die Sonne tauchte hinter die finstere Hülle, ihre bleichen Strahlen starrten wie Rippen eines gebreiteten Fächers über den bläulich zuckenden Wolkenrand. Höher, immer höher, von kurzen, fahlen Blitzen durchsprüht, stieg die dumpf donnernde Bank. Finsternis schattete über Wald und Strom. Immer schneller huschten die kleinen Blitze. Wie züngelnde Baumschlangen.

Das Schrillen der Zikaden verstummte, das Angstgeheul der Affen ging unter im Brausen des Waldes. Über die schwarzgrüne Wasserfläche fegte der wühlende Sturm und schaufelte die Tiefe auf, daß sie schäumend an Rohrgras und Dorngestrüpp aufbegehrte.

„Gehen wir, Fritz!"

Sie traten unter das Dach eines Feldschuppens, stellten das Gerät in den Winkel und sahen ins nahende Wetter.

Da! — Ein zuckender Blitz, blau und grell! — Ein Knall wie scharfer Büchsenschuß und Peitschenschlag!

„Es ist da," sagte der Kolonistensohn gleichmütig.

„Und gleich ganz ordentlich, Fritz. Horch!"

Heulend und fauchend, wimmernd und johlend, pfeifend und gellend wütete der Sturm in den Wipfeln, die sich bogen und senkten, jach die rauschenden Zweige in die Höhe warfen und die gepeitschten und gezausten Äste wieder neigten, wie ein Ohnmächtiger die Arme sinken läßt.

„Es kommt hart, Herr Rodewald. Wenn's uns nur den Schuppen nicht abdeckt. Es wäre schade um die guten Schindeln."

Roland lächelte. Im scharfen, zuckenden Blitz und im knallenden Donner, im Toben der Elemente dachte dieser blonde Bauernjunge nur an das erbärmliche Schuppendach.

Das war Urwalderziehung.

Schneller und jäher folgten die Blitze, von spitzen, klingenden Donnerschlägen unterbrochen. Wie feine glühende Lianen glitten sie an der grünen Wand des Urwaldes hin. Wie lange Luftwurzeln standen sie gleißend zwischen den

Stämmen. Ein magisches, hellblaues, blendendes Licht tauchte alles in einen unheimlichen, überirdischen, schrecklichen Glanz. Dazu der rasende, zerstörende, gellende Sturm, der morschende Waldriesen stürzte, daß sie krachend wie Tempelsäulen durch das Gebälk der Wildnis schlugen.

„Der Sturm ist die beste Baupolizei hier," sagte Rodewald und deutete auf die ächzenden Dachsparren und die bebenden Pfosten des Schuppens. „Sie nimmt den Bau gründlich ab."

Fritz Wächter antwortete nicht. Was wußte er von Baupolizei! Er war kein Deutschländer, sondern bei den Bohnentöpfen am Rio da Vacca großgeworden. Da baute jeder, wie es ihm paßte.

Der Regen setzte ein. Schwere, einzelne Tropfen klatschten auf das Dach und bildeten Bällchen im Staub der verdorrten Erde. Dichte, feste Schwaden folgten, wie Salvenfeuer gegen Wald und Wände geworfen, vom heulenden Sturm gepeitscht, von graublauen Blitzen des weiter rollenden Wetters matt durchleuchtet. Es rauschte und strömte, flutete und goß, als stürzte ein Meer aus gebrochenem Damm und zerrissenem Deich in wehrlose Niederung. Lehmbraun jagten die Wogen des Stromes, langsam stieg die Flut, höher, immer höher.

„Da kriege mal die kleine Fische auch Wasser genug," witzelte Fritz Wächter, „den große fehlt's ja nie."

Einförmiger rauschte der Regen. Von der Kante des Daches hing ein lichter, strömender Kristallvorhang, wie aus tausend glashellen Strängen gebildet, und zuckende Blitze ließen in ihm gespenstische Flammen lodern. Länger, ferner, tiefer grollte der Donner, wie der Löwe nach dem Sprung, wenn er die Beute unter den Pranken hält.

„Für heute ist's mit dem Gaizen vorbei," stellte Rodewald mißmutig fest.

„Chove á cantaros*), senhor," kam eine verdrossene Stimme vom Eingang. Der schwarze Adriano war durch den Regen hergepatscht, warf einen aufgeschlitzten Sack ab, den er über den Wollkopf gezogen hatte, und

*) Es gießt mit Mulden.

schüttelte sich. Das Wasser lief ihm aus den Hemdärmeln und an den Beinen herab.

„Ja, dir hat's das Hemd einmal richtig gewasche, es war auch Zeit, Adriano," begrüßte ihn Fritz Wächter vergnügt, „aber leider hat's dir die Hose nit flicke können. Na, das besorge dir wohl die fleißige Leut in der Schweizerpikad."

Adriano machte ein säuerliches Gesicht und sah in den strömenden Regen. Unaufhörlich fiel die rauschende Himmelsflut. Schon rieselte es in kleinen Flüßen den Weg entlang, der vom Schuppen durch die Pflanzung sanft abwärts führte.

Das Wetter verzog, aber der Regen blieb.

„Das sieht nach Landregen aus," gutachtete Fritz Wächter und zog eine krause Stirn.

Wenn der Rio stieg, staute er auch den Hirschbach zurück, und man saß zu Weihnachten auf dem Rodewaldhof abgeschnitten von der Pikade und den lieben Mädeln der Kunkelschneiz. Und gerade zu Weihnachten gab es bei Gottfried Keller richtige Tanzmusik mit Horn, Klarinette, Fiedel und Baß. Nicht etwa nur die Ziehharmonika, wozu vielleicht einer die Melodie auf dem Orangenblatt pfiff. Und bei Hochwasser war mit dem Einbaum, der auf dem Hirschbach an der Mühle lag, auch nichts zu machen. Dann schossen in der brausenden Flut oft genug entwurzelte Stämme und weggeschwemmte Baumstücke zu Tal, und reißende Wirbel verboten die Fahrt im wackligen Kanu.

Adriano hatte anscheinend ähnliche Betrachtungen. Er setzte eine Palha in Brand, stieß eine Rauchwolke von sich und seufzte: „Der Rio wird steigen. Es gibt Hochwasser."

„Zu deine Paradiesbrüder kannst immer durch den Wald schlüpfe, Adriano," stichelte Wächter. „Da kannst Fandango mit Rafaela tanze. Soll e hübsch Mädche sein, was?"

Da wurde Adriano gesprächig. Rafaela war gewiß ein schmuckes Ding. Aber tanzen wollte sie nicht. Cypriano verbot es. Und er hatte im Zorn sogar die Pistole geladen und gedroht, den Rudolfo Schweizer über den Haufen zu schießen, wenn er ihn noch einmal nachts vor Rafaelas Tür erwische. „Sim, senhor!" Dieser Rudolfo sei ein geriebener Fuchs. Er stelle sich tot und schnappe die Hühnchen,

die sich herantrauten. Aber die hübsche Rafaela wollte der Santo für sich behalten.

„Der Santo?“ fragte Rodewald mit Absicht.

Gewiß. Ob der Herr nicht wisse, daß Cypriano ein Santo sei? Das sei an den Feuern der Tropeiros, in jedem Rancho auf dem Kamp und nun auch in der Schweizerpikade bekannt. Früher habe er in S. Nicolau gesessen. Von da habe er auch das Mädchen mitgebracht. Und nun sitze er Tag für Tag mit Rudolfo Schweizer und seinen Freunden unten zusammen und sie beratschlagten heimlich. Aber etwas Gutes komme sicher nicht dabei heraus.

Rodewald bestätigte die Meinung und berichtete zum Schaudern des Negers von seinen Erlebnissen bei den Waldteufeln am Rio do Peixe. Fritz Wächter schoß der Zorn ins Blut.

„Und so·e Gesindel läßt man in der Schweizerpikad e neues Feuer anlege? Ja, der Polack un die russische Nihiliste werde schon dabei sein, wenn es heißt stehle und Mensche schinde! Aber wenn sie Waldteufel spiele wolle, werde wir ihnen das Feuer dazu anzünde! Was sagt Lüning dazu?“

Nun, Lüning und andere deutsche Kolonisten der Schweizerpikade lägen bereits im argen Streit mit Schweizer, und der Pole Strysinski habe kürzlich eine ansehnliche Tracht Prügel bezogen, als er angetrunken auf Lünings Kolonie wilde Reden geführt habe.

„Und du, Adriano?“ fragte Rodewald scharf.

Da verschwur sich der Neger hoch und teuer, daß er mit den Waldteufeln nichts zu tun habe, und auf die rote Krawatte verspüre er keine Lust. Pucha diabo! Aber man müsse die Augen offen halten, denn auf den Herrn des Rodewaldhofes sei Schweizer ebenso schlecht zu sprechen wie auf Carlos Böttcher.

„Ach was!“ wehrte Fritz Wächter ab. „Hunde, die belle, beiße nit, und wir werde eine ordliche Stecke parat halte für die Köter, wenn sie uns anknurre. Was, Herr Rodewald? Und im Notfall han wir die Flinte.“

Der Regen ging in ein leichtes Rieseln über, als hole er einmal Atem. Flugs stapften die Männer durch die

lehmigen Pfade der Pflanzung zum Hause, und Adriano fachte hurtig das Feuer an und setzte den Kessel auf den Rost. Ein heißer Maté war erwünscht.

Mit dem sinkenden Tage setzte der Regen wieder stärker ein. Graue Wolken hüllten die Bergkämme über dem Rio, Nebelschwaden zogen am Waldhang entlang. Das waren die Vorboten eines echten Landregens, und Fritz Wächter vergrub verdrossen seine verschwiegenen Weihnachtshoffnungen. Aber er ließ die Zeit nie ungenützt, fertigte also einen zuverlässigen Fuß für den Christbaum und setzte mit Adrianos Hilfe die stachlige Araukarie hinein.

Der Neger machte verwunderte Augen, als sein Herr und Fritz Wächter mit vieler Geduld die weißen Lichte auf die Zweige hefteten, glitzernde Kugeln aufhängten und dünne gleißende Fäden über die starren Nadeln zogen, daß der Wunderbaum im Lampenschein schon geheimnisvoll schimmerte und funkelte. Diese Deutschen waren doch sonderbare Leute!

Fritz Wächter aber hörte aufmerksam zu, als Rodewald ihm von den Weihnachtsbräuchen der deutschen Heimat jenseits des Weltmeeres erzählte, von Schlittenfreuden und trautem Beisammensein am Herdfeuer. Von der heimlichen Wonne des Gebens, die wie wohlige Wärme durch Herzen und Häuser weht, die dunklen Winkel erhellt und selbst in Tränen glänzt. Von der Liebe, die noch immer als Stern von Bethlehem über aller Welt funkelt und um so heller strahlt, je kälter, verschneiter und vereister diese Welt sich stellt.

Rodewald hatte ein verlangendes Aufhorchen, ein aufblitzendes seelisches Begehren erwartet, als er die bunten Bilder des deutschen Christfestes vor dem jungen Kolonisten erscheinen ließ. Doch Fritz Wächter blieb gleichmütig, und als Rodewald ihm in aufquellender Erinnerung den Weihnachtsabend im niedersächsischen Gutshause schilderte, an dem der kleine Georg die Minuten zählte, bis die silberne Schelle endlich klang und der glitzernde Märchenbaum mit den Wunderlichtern zu den Gabentischen für groß und klein lud, das uralte Weihnachtsevangelium wiederum verkündet wurde und die lieben alten Lieder von frommen Lippen stiegen, da schüttelte Fritz Wächter kritisch den Kopf.

„Das muß Ihrem Herre Vater jedesmal e arg Stück Geld gekostet habe, Herr Rodewald."

Da gab Rodewald es auf, diesem jungen Urwaldsohn, der gleich den anderen Bewohnern der Kunkelschneiz die Weihnachtswochen als Zeit schwerer Arbeit in der Pflanzung, der Sorge um die Bohnen, den Tabak und den Mais und um das zukünftige Guthaben bei den Krämern der Kunkelschneiz und in Santa Izabel fürchtete und liebte, das mildstrahlende Weihnachtslicht heimatlicher Herzensliebe zu zünden. Er nahm einen Band Dickens vom Bücherbord und las den „Weihnachtsabend". Fritz Wächter aber hockte bei Adriano, horchte verdrossen auf das gleichmäßige Rauschen des Regens und stellte mit leiser Schadenfreude fest, daß bei diesem Wetter Gustav Molz und Hellmut Pahnke ihre Pferde in der Kunkelschneiz am ersten Festtag nicht laufen lassen könnten, wie es geplant war. Adriano hatte im verschwiegenen Herzen nichts einzuwenden, wenn es einige Tage regnete. Da hockte es sich ganz gemütlich unter dem Schindeldach des Schuppens, Axt und Hacke lehnten ungefährlich in der Ecke.

Gegen Abend ritt noch ein verregneter Gast an und bat um Obdach bei diesem Hundewetter.

Es war ein „Mascato", ein wandernder Hausierer in regenschwerem Poncho. Ein Sturzbächlein schoß ihm von der breiten Hutkrempe, als er von seiner Mula stieg und einen Lastesel, der schwere Ranzen aus Rindshaut auf dem Packsattel schleppte, mit Adrianos Hilfe ablud.

Der braune Mann radebrechte ein wenig Deutsch, als er vor Rodewald stand und die dunklen Araberaugen verwundert zum geputzten Baum gehen ließ, und wurde sehr dienstwillig, als der Hausherr seine Waren zu sehen begehrte.

„Aber das hat Zeit bis morgen," bestimmte Rodewald. „Trocknen Sie Ihre Sachen und essen Sie mit uns!"

Den Poncho hängte der Schwarzbart an das Küchenfeuer, trank mit Behagen aus Adrianos Cuya den Maté und erzählte Fritz Wächter und dem Neger von allerlei Menschen und Dingen, die er beim Hausieren gesehen. Er kannte die deutschen und italienischen Siedlungen im Staate

sehr genau und flocht mit Betonung immer wieder ein, daß er überall als ehrlicher Handelsmann gern gesehen sei.

Beim Abendessen nahm er nur Bohnen und Maniokmehl, aß aber nicht von dem Schweinefleisch, das Fritz Wächter auf den Tisch stellte. Er war ein Rechtgläubiger, der nach dem Gebot des Propheten wandelte. Er horchte aber erstaunt auf, als Rodewald sich als wohlvertraut mit den Bräuchen des Islams auswies. Jakub ibn Brahim wurde mitteilsam. Er war in Haleb daheim und auf dem Wege über Beirut und Marseille nach Brasilien ausgewandert, wo er Blutsverwandte und Glaubensgenossen in Porto Seguro hatte, die mit ihrem Hausierhandel gutes Geld verdienten, und war nicht unzufrieden mit seinem Geschäft.

„Da hätten wir sozusagen die heiligen drei Könige wieder an der Krippe des Christkindes," sagte Rodewald, als der Syrer im Schuppen zur Ruhe ging. „Wenigstens der Farbe nach. Nur daß sie nicht Kaspar, Melchior und Balthasar, sondern Wächter, Jakub und Adriano heißen."

Aber Fritz Wächter protestierte. „Mit so 'me Gesindel will ich nit vermengeliert sein, Herr Rodewald! Unter den Maskate sind Spitzbube und schlechte Kerls. Erst vergangenes Jahr hat so ein Hund in der Bismarckpikade einer deutschen Frau Gewalt antun wolle, als er sie allein zu Hause traf. Aber sie war resolut, schlug ihm eine Feuerbrand ins Gesicht und lief in die Roß*). Ihr Mann und e paar handfeste Jungens sind dem Maskate nachgejagt und haben ihn als halbtot geschlage. Seitdem reite keine Maskate mehr durch die Bismarckpikade."

Am anderen Morgen kramte der Syrer seine Waren aus. Bunt genug waren sie, und Adrianos Augen glänzten begehrlich.

Rodewald feilschte nicht lange. Er war froh, daß er für Fritz Wächter und den Schwarzen einige Gaben unter dem Lichterbaum haben würde. Eine Tabakpfeife mit buntbemaltem Kopf, ein seidenes Nackentuch und ein gutes Ansteckmesser nahm er für den Kolonistensohn. Für Adriano mußte Fritz Wächter ratgeben. Ein buntgestreiftes

*) „Roß" verdorben aus roça, Pflanzung.

Baumwollhemd wurde erstanden, dazu ein billiger kleiner Wandspiegel.

„Der schwarze Aff steht als immer heimlich vor Ihre Spiegel, Herr Rodewald, und grinst übers ganze Gesicht."

Der Syrer strich den Erlös dankend ein und packte die Ranzen wieder sorgsam. Dann bat er um seine Esel. Vielleicht sei noch bei anderen Leuten ein Geschäft zu machen. Zur Kunkelschneiz war leider der Weg gesperrt durch das Wasser. Doch zur Schweizerpikade erbot sich Adriano als Führer, als der Syrer ein knallrotes Taschentuch, mit dem Bilde Garibaldis bedruckt, lockend bot. Es regnete freilich noch immer, doch Adriano stülpte seinen geschlitzten Sack über das Haupt, krempelte die weiten Hosen bis übers Knie, nahm das bunte Tuch mit Entzücken und barg es im Schuppen zu seinen Kostbarkeiten, ergriff den Lastesel am Halfterriemen und stapfte vorauf. Der Syrer stieg in den Sattel, dankte noch einmal höflich und folgte dem Neger ins rieselnde Wetter.

Am späten Nachmittag kam Adriano triefend zurück. Der Syrer hatte nur bei den Deutschen der Schweizerpikade Kundschaft gefunden. Die anderen hatten seine Waren nur beschaut, aber nichts erstanden. Der Polacco und die Russos hätten zwar gern einige Waren genommen, wenn der Mascato bis zum nächsten Male mit der Zahlung warten wollte. Aber der Mascato sei plötzlich taub geworden, taub auf beiden Ohren.

„Ja, das liebe Bargeld wird als knapp sein bei dene echte Paradiesbrüder," urteilte Fritz Wächter, „und Heinrich Lüning soll seine Kaste gut dicht halte, daß sie ihm das Nest mit dene Pataks nit einmal ausnehme. Aber was ist das? Horche Sie, Herr Rodewald!"

Deutlich war der Knall von Gewehrschüssen aus der Richtung der Schweizerpikade zu vernehmen.

„Sie werde doch de Maskatkerl nit totschieße?"

Sie lauschten alle drei in den sinkenden Abend. Aber nur der Regen rauschte und sang seine eintönige Melodie.

Als der Abendstern funkelte, zündete Rodewald die Kerzen seines Weihnachtsbaumes an, rief Wächter und Adriano an den Tisch und bescherte.

„Danke auch schön, Herr Rodewald," sagte Wächter, stopfte die neue Pfeife und rauchte sie mit Sachverständnis.

Der Neger war überglücklich, ließ den Spiegel nicht aus der Hand und überschüttete seinen Herrn mit Danksagungen.

Zum Abendessen spendete Rodewald zwei Flaschen Rotwein, brannte eine gute Zigarre an und starrte gedankenvoll auf die Flämmchen der Kerzen.

Er hörte kaum das Gutenachtsagen seiner Leute, beobachtete das Ausbrennen der Lichte, zündete die Lampe an und streckte sich auf die Holzbank.

„Das ist nun dein Festabend, Georg Rodewald!" spottete er sich selbst aus.

Erinnerungen stiegen vor ihm auf und versanken. Gegen wehmütige Betrachtungen wappnete er sich mit einem willensstarken „Du hast's gewollt, Georg Rodewald, also flenne nicht wie ein altes Weib!"

Und doch kroch ihn das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins stärker an als je zuvor. Wie ein heimliches Grauen überrieselte es ihn. So abgeschnitten von der Welt war er sich nie vorgekommen. Selbst in Südwestafrika nicht, als er mit der Laterne am Viehkraal stand und dann unter dem Wellblechdach seinen Bambusen den köstlichen Plattentabak als Festgabe opferte.

Wenn wenigstens Schmitz bei ihm gewesen wäre! Aber der feierte jetzt einen fröhlichen Christabend. Wohl bei Dahlmann oder mit guten Gesellen in der Germania, sang unter dem deutschen Lichterbaum Weihnachtslieder und dachte kaum an den närrischen Georg Rodewald am Rio da Vacca!

„Die Einsamkeit ist nur eine Freundin großer Geister," zitierte er ironisch. „Mir scheint, Georg Rodewald, du gehörst nicht zu diesen."

Kleine Geister gab es genug im Städtchen Santa Izabel, und sie hatten oft genug den Landsmann vom Rodewaldhof in ihren Kreis ziehen wollen. Aber er mied das Nest, wo das liebe deutsche Spießertum, die Vereinsmeierei und der Klatsch in echtester heimatlicher Ausgabe kräftige Wurzeln in den brasilischen Boden geschlagen hatten

und üppig ins Kraut schossen. Man legte es ihm als Hochmut aus, daß er sich nicht um das deutsche Lokalkazikentum mit seinen kleinen Ränken und Hecheleien kümmerte. Ja, das Lokalblättchen machte sogar deutliche Anspielungen auf „Offiziersdünkel" und „junkerliche Reserve", die „höchst unangebracht im Lande republikanischer Freiheit und bürgerlicher Gleichberechtigung" sei. Als Rodewald auch darauf nicht erwiderte, war er für die deutschen Lokalgrößen in Santa Izabel abgetan.

„Lieber bei den Affen des grünen Waldes als bei den Spießern in Santa Izabel, lieber Rodewald!" hatte Schmitz ihm geantwortet, als er noch Zeit fand, Briefe an seinen Freund am Rio da Vacca zu schreiben. Die waren im Laufe der Zeit immer spärlicher ausgefallen.

„Kommen Sie lieber von Zeit zu Zeit nach Porto Seguro," hatte Schmitz geraten, „und lassen Sie sich geistig aufbügeln! Wobei ich freilich bemerken muß, daß auch in unserer stolzen Metropole das liebe deutsche Spießertum durchaus nicht auszusterben gesonnen ist, wie die letzte Vorstandswahl in der Germania beweist, bei der unser lieber Frederico Dahlmann durchfiel, weil er sich verbotene Anmerkungen zum Kapitel vom deutschen Reserveoffizier erlaubt hatte und etliche junge Herren vom höchsten Stehkragen, die zu Kaisers Geburtstag das Schwert des Sommerleutnants umgürten und ihr dreifaches Hurra im Potsdamer Ton schmettern, diesen bedenklichen Mangel wirklicher Vaterlandsliebe für unvereinbar mit den Eigenschaften erklärten, die man bei einem Herrn des Vorstandes einer so prominenten deutschen Gesellschaft voraussetzen müsse. Was ich nota bene für Unsinn mit Brühe halte."

Rodewald richtete sich auf und trat an den Tisch. Da ruhten in der Schublade alle Briefe Schmitz'. Er zog einen Schemel heran und blätterte in den „Dokumenten zur Zeitgeschichte", wie Schmitz seine Sendschreiben einmal bezeichnete. Wenn er das krause Rankenwerk der persönlichen Anmerkungen des Freundes entfernte, hatte er die Lebensbeschreibung des Ehegatten Frederico Dahlmann, der nun im Hause seines ehemaligen Chefs Pedersen wohnte, in vielsagenden Sätzen vor sich.

„. . . Der zarte Schmelz der Orangenblüten bräutlicher Liebe ist in der ehelichen Wirklichkeit schon ein wenig verwischt. Tia Amelia hat ohne sonderliche Gewissensbisse den alten Herrn Eusebio auf Boa Vista im Stich gelassen, als der Klapperstorch die süße kleine Iria, ein wirkliches Goldkind, brachte, und plustert sich nun in gluckenhafter Wichtigkeit im Hause Dahlmann, sorgt natürlich dafür, daß der letzte Faden zwischen Dahlmann und Pedro Cabral nicht abreißt, und der gute Frederico läßt es sich gefallen, daß der gerissene Bursche noch immer im Salon der Dona Jolita Dahlmann seine faden Süßigkeiten an eine dankbare Corona bringt, in der das brasilische Element natürlich dominiert. Und der gute Frederico, der auch dann der vollendete Kavalier bleibt, wenn seine liebe Jolita auf den Gefilden landesüblicher Geselligkeit seinem Frauenideal immer fremder wird, läßt sich das alles gefallen. Sein wahres kleines Glück heißt Iria, aber im Kampf um dieses Seelchen wird er die Krallen der Tia Amelia und der schönen Frau Jolita schon spüren. Denn er hat es unbedacht ausgesprochen, daß sein Töchterlein ganz deutsch erzogen werden soll. Dabei hat ihn seine wirklich elegante Frau, die in ihrem Spiegel den besten Ratgeber hat, völlig am Bändel. Und wenn er glaubt, daß Klein-Iria einmal eine deutsche Zopfliese werden darf, so spricht das für einen grenzenlosen Optimismus. Ich sehe da Konflikte kommen, denen er nicht gewachsen ist. Tia Amelia als fauchende Wildkatze — bitte das Gleichnis nicht auf die Geschmeidigkeit der Figur auszudehnen! — Dona Jolita als vorwurfsvolle Mama mit Tränen in den Madonnenaugen, im Hintergrunde die Basen und endlich der liebe Pedro Cabral als Regisseur des bewegten häuslichen Spiels — ich fürchte, der Mann Frederico wird nicht dreifaches Erz als Panzer um das Herz haben, sondern allmählich weich werden wie ein Stehkragen beim Silvesterball . . ."

„. . . Entsinnen Sie sich meiner Ansicht über die Zusammengehörigkeit unseres Freundes Frederico und der blonden Regina Martensen, der ich an Bord der Tijuca Ausdruck verlieh, ohne Ihren Beifall zu finden? — Ich bin stärker als je dieser Meinung. Roland hat entschieden

ein böses Gewissen gegen Regina. Ich beobachte das hin und wieder, wenn ich beide in Gesellschaft sehe. Regina läßt es ihn freilich nicht fühlen. Sie ist das Entzücken der kleinen Iria, und da dieser liebe Engel schon jetzt der Tyrann des Hauses ist, ohne es zu wissen, so hat Dona Jolita die blonde Regina natürlich in ihr Herz geschlossen, und selbst Tia Amelia zwingt sich zu einem Lächeln, das freilich stark an das Dankeschön beim Zahnarzt erinnert. Tia Amelia fürchtet Regina, weil Klein-Iria nur das liebe Mädchen aus Apenrade sieht, sobald Regina ins Haus tritt, was in letzter Zeit häufiger geschieht, als der Dame Weidemann lieb sein mag. Sollte mich nicht wundern, wenn Dona Jolita es durchsetzte, daß Dahlmann Fräulein Martensen bei Weidemanns loseist und ins eigene Haus nimmt. Der Gedanke macht ihm Unbehagen und ist im Hinblick auf seinen kleinen Abgott doch sein verschwiegener Wunsch. Also: Konflikt der Zärtlichkeit und des Gewissens, was Sie freilich nicht ganz begreifen können . . ."

„. . . Gestern habe ich lebhaft an Sie denken müssen. Wir waren in der Bar de Paris. Sogar Dahlmann, der aus dem „Klub des fünfzehnten Novembers" kam, in dem er jetzt seit der Vorstandswahl der Germania sehr heimisch geworden ist. Auch Cabral ist in diesem brasilischen Feudalklub Mitglied, und wo Cabral ist, wird gejeut. Ich fürchte, Frederico wird sich auch an Bac, Poker und andere Lustbarkeiten gewöhnen. Er spielt sich jetzt auf den Brasilianer mit politischen Aspirationen hinaus, was natürlich den besonderen Beifall der Familie findet. Dona Jolita sieht ihn bereits als Deputierten oder Senator und würde nichts dagegen einzuwenden haben, in einem politischen Salon zu Rio die große Frau des einflußreichen Mannes zu agieren. Auch Eusebio Menezes, der alt und klapprig wird, seitdem er allein auf Boa Vista haust, bestärkt seinen Schwiegersohn in seinen verschwiegenen politischen Plänen. Vor mir deckt sich Held Dahlmann mit dem Schilde der edlen Absichten, in dem die Fürsorge für seine deutschen Stammesgenossen in Brasilien den kostbaren Karfunkel bilden soll. Ich fürchte, er betrügt sich selbst, wenn er glaubt, in der Toga des Tribunen für seine deutschen Brüder viel aus-

richten zu können. Aber das Zeug für den Politiker hiesiger Ausgabe hat er, und bei den deutschen Kolonisten unseres Staates ist er gut angeschrieben. ‚Da müsse mer mal bei Frederico Dahlmann gehe', ist für manches Bäuerlein hier der Weisheit letzter Schluß. Um aber auf die Bar de Paris zurückzukommen, so hat Cabral kurz nach unserer Orgie, bei der Sie im verschwiegenen ‚Vereinszimmer' sehr passiv mitwirkten, die blonde Lola zu sich genommen, aber vor einem Jahre, als Tia Amelia spitze Bemerkungen machte, brutal auf die Straße gesetzt. Die blonde Venus hat ihm zwar Rache geschworen, aber einstweilen in einer Taverne des Hafenviertels Unterschlupf gefunden, in der Janmaat seine Heuer verjubelt und die hiesigen Lebemänner dritter Garnitur ihre schmierigen Milreisscheine zweifelhaftester Herkunft willig auf die Bar werfen, wenn Lola verheißungsvoll lächelt, was bei der dritten Flasche Sekt gewohnheitsmäßig wird. Ich gestehe Ihnen mit brennender Schamröte auf den Wangen, daß auch ich heimlich dort war und allerlei über das Privatleben des Herrn Pedro Cabral erfuhr, was hoffentlich einmal guter Hanf zum Strick für diesen Halunken sein wird. Und ich setze dabei auf Lola allerlei Hoffnungen. Für Dahlmann schwärmt sie mit der reuigen Sehnsucht des gefallenen Engels noch immer ..."

Rodewald nahm den letzten Brief, der im Juli des laufenden Jahres geschrieben war. Eine Zeile war unterstrichen: „Ich bin ein guter Prophet. Regina Martensen ist auf inständiges Bitten der Mama Jolita unter Abbruch der Beziehungen zu Weidemanns in das Haus Dahlmann übergesiedelt. Frederico rechnet mir das als Plus für seine deutschen Erziehungsgrundsätze vor. Ich mache mir meine eigenen Gedanken. Um Regina aber viele stille Sorge. Sie hält sich für gefeiter, als ein so junges Menschenkind — noch dazu deutschen Blutes! — es in diesem Kreise sein kann. So lange ich noch die Sklavenfessel der Prokura im Hause Dahlmann & Menezes trage, werde ich den schützenden Genius für zwei Menschen agieren, die eigentlich enger zusammengehörten, als sie die Liebe zu einem Kinde vereinen kann. Kleine Schadenfeuerchen werde ich rechtzeitig zu löschen wissen. Wenn aber die

Flamme zum Dach hinausschlagen sollte, ist das Schicksal mächtiger als ich — um ein wohlfeiles Opiat für mein bedrängtes Gewissen schon jetzt anzuführen. Die ewigen Götter werfen die Lose über uns Sterbliche . . ."

* * *

Am ersten Weihnachtstage früh weckte Wächter den Herrn des Rodewaldhofes in großer Aufregung.

„In der Schweizerpikad han sie als wieder geschosse! Auch Adriano hat die Schüss' deutlich gehört."

Rodewald fuhr vom Lager auf und spähte aus der Tür ins Wetter. Der Regen rieselte nur noch schwach, wenn auch die Wolkenhauben noch immer auf den Waldbergen lagen.

„Geh' mal mit Adriano in die Schweizerpikade, Fritz Wächter! Aber nehmt das Gewehr mit! Weiß der Teufel, was in die Paradiesbrüder gefahren sein mag!"

Während er sich ankleidete, eilten Wächter und Adriano, so gut es auf dem schlüpfrigen Boden ging, fort und waren bald in der Pflanzung verschwunden.

Gegen Mittag kamen sie zurück.

Ein Mord war nicht geschehen, aber geschossen hatten die Paradiesbrüder, und sie hatten dazu laut gebrüllt, weil Cypriano das forderte. So hatte das Kolonistenpaar Lüning in höchster Entrüstung berichtet. Das Schießen und Brüllen werde nun jeden Morgen und jeden Abend geübt werden, habe Schweizer höhnisch erklärt, und wenn es den Leuten auf dem Rodewaldhof nicht gefalle, sollten sie eine Meile weiterziehen.

Dem Mascato sei es nicht mehr geheuer in der Schweizerpikade, und er ziehe mit seinen Eseln, die er nicht von der Hand lasse, am Ufer des geschwollenen Flusses auf und ab, um eine Stelle zum Durchreiten zu finden.

„Ich han ihn gewarnt. Vor drei Tagen nach dem Regen ist der Rio nit zu passiere, aber der Maskatekerl wollte nit höre. Er hat auch wohl Angst um sein Geld."

Rodewald machte sich das rechte Bild von den Leuten der Schweizerpikade. Die Gewehrsalven und das „Viva José Maria!" waren die Vorboten des Fanatikersturms. Sobald

der Hirschbach zu passieren war, mußte die Kunkelschneiz gewarnt und die Polizei in Santa Izabel zum Eingreifen gezwungen werden.

Er schrieb einen dringenden Brief an die Behörde zu Santa Izabel und sandte am zweiten Weihnachtstage Fritz Wächter zur überfluteten Brücke des Hirschbaches, das Fallen des reißenden Hochwassers festzustellen, nachdem der Regen aufgehört hatte. Sobald die Brücke frei war, sollte der Brief nach Santa Izabel fliegen.

Am Abend und Morgen hörte Rodewald mit Ingrimm die Schüsse aus der Schweizerpikade.

Am dritten Tage kam Fritz Wächter atemlos herauf zum Rodewaldhof. Unter der Brücke des Hirschbaches hatte man die angetriebene Leiche des syrischen Hausierers gefunden.

„Der Maskate is zu früh in de Rio geritt un elend versoff! Aber fünf Contos hat er in der Guajak, un der Böttcher-Karl läßt sage, Herr Rodewald muß komme. Denn der Schweizer, der Cypriano un die andre Paradiesbrüder wolle das Geld mit Gewalt nehme. Ich spring un sattle den Braune."

Adriano sah seinem Herrn erstaunt nach, als er aus dem Tore ritt. Fritz Wächter aber bedrohte den Neger mit schweren Strafen, falls er sich unterstehe, vom Hofe zu gehen. Das hinderte Adriano freilich nicht, vorsichtig nachzusteigen. Unten am Hirschbach ging offenbar etwas vor, was auch eine Negerseele in Erregung setzen mußte.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Rodewald!" rief Böttcher von den Steinstufen seiner Treppe. „Ich allein und Lüning können die Räuberbande kaum noch im Zaum halten."

„Was? Räuberbande?" kam die drohende Stimme Schweizers aus dem Hause. „Wer redet von Räubern? Hier liegt ein Ertrunkener, und wir fordern, was rechtens ist. Er ist zuletzt bei uns gewesen, und wir haben die Pflicht, sein Geld in Verwahrung zu nehmen."

„Jawohl, damit es dahin kommt, wohin die Esel und die Ranzen verschwunden sind," höhnte Lüning. „Oder meinst du, wir haben nicht gesehen, wie Cypriano und seine Compadres die Esel gefangen haben, die sich aus dem Wasser gearbeitet hatten? In den Wald habt ihr sie

getrieben, und über alle Berge gehen sie. Aber das Geld bleibt hier und geht nicht über alle Berge! Das sage ich! Schweig still, Weib, und laß Herrn Rodewald sprechen!" herrschte er seine Frau an, die mit Mühe den Schwall jäher Rede zurückstaute.

Rodewald musterte vom Sattel aus die zornigen Leute, besonders Schweizer. Der Gründer des neuen Paradieses sah ziemlich verwahrlost aus. Sein langer Bart war verwildert, die Haare klebten ihm auf der Stirn, und seine Jacke zeigte Risse. Barfuß stand er in aufgekrempelten Hosen und hob die Hand, als gebiete er Schweigen.

Aber Rodewald ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er stieg ab, schob Schweizer zur Seite und trat in die Venda.

Die Leiche des Ertrunkenen lag im Schuppen des Hofes. Rodewald ließ sie in die Sonne herausbringen.

Äußere Verletzungen wies der Leichnam nicht auf.

„Der Mann ist ertrunken. Schickt zum Pfarrer in die Kunkelschneiz und laßt den Toten mit christlichen Ehren begraben, wenn er auch kein Christ gewesen sein mag. Und nun zeigt mal den Nachlaß her!"

Den Gurt des Ertrunkenen, seine Pistole, ein durchweichtes Notizbuch mit Eintragungen in arabischer Schrift und endlich eine Geldsumme in echten Scheinen breitete Böttcher auf dem Ladentisch der Venda aus.

Rodewald zählte das Geld. „Fünf Contos und zweihundertdreizehn Milreis. Geben Sie mal Papier und Feder, Böttcher!"

Rodewald setzte das Verzeichnis der Habe des ertrunkenen Jakub ibn Brahim auf, vermerkte das Datum seines Verschwindens aus der Schweizerpikade und des Fundes der Leiche am Hirschbach. Böttcher und Lüning unterzeichneten als Zeugen. Schweizer und seine Freunde weigerten sich.

„Das Geld und die Sachen des Toten nehme ich in Verwahrung," erklärte Rodewald ruhig und bestimmt. „Ich werde Sorge tragen, daß die Angehörigen des Ertrunkenen den Nachlaß erhalten. Die Kosten der Beerdigung übernehme ich."

„Für fünftausendzweihundertdreizehn Milreis täte das wohl jeder," höhnte Schweizer.

Rodewald fuhr auf. Er blitzte Schweizer an: „Hüten Sie sich!"

„Vor Ihnen? O nein! Aber ich werde die rechten Leute finden, vor denen Sie sich zu hüten haben, Sie Leichenräuber!"

Rodewald griff nach der Waffe im Gurt. Aber blitzschnell packten Böttcher und Wächter den laut schreienden Schweizer und stießen ihn zur Tür hinaus.

„Und ihr Halunken alle, die ihr zu ihm gehört, hinaus!" donnerte Böttcher und riß den geladenen Revolver aus dem Schubfach des Ladentisches.

Da hielten es die Paradiesbrüder für geraten, das Feld zu räumen.

Rodewald hatte seine Ruhe wiedergefunden. Er überlegte mit Böttcher, ob das Geld des Toten der Obrigkeit in Santa Izabel auszuliefern sei.

Böttcher und Wächter wechselten einen schnellen Blick.

„Besser wär's schon, ein sicherer Mann brächte das Geld direkt nach Porto Seguro und gäbe es den Leuten des Toten," riet Böttcher als gewitzter Mann. „Wenn erst die Obrigkeit ihre Nase in die Sache steckt, kostet es Geld. Und gefundenes Geld ist Freigut in manches Mannes Augen, der sonst gerade kein Spitzbube zu sein braucht."

„Ich selbst reite, sobald ich über den Rio kann. Die Angehörigen werde ich finden," erklärte Rodewald. „Im Notfalle händige ich Frederico Dahlmann das Geld aus."

„Natürlich! Warum haben wir nicht sofort daran gedacht?" stimmten alle bei. „Dahlmann ist der rechte Mann in allen Sachen."

„Also abgemacht! Ich reite. Wann wird es möglich sein?"

Sie gingen an die Ufer des Hirschbaches. Der Bretterstieg war zum größten Teile weggeschwemmt. Nur die Balken hatten der wilden Wut des reißenden Hochwassers widerstanden.

„Morgen früh werde wir Sie mit de Kanoh übersetze könne," gutachtete Fritz Wächter. „Ein Pferd kriege mer dann in der Kunkelschneiz."

Rodewald steckte die Habe des Toten ein und stieg in den Sattel. „Bis morgen früh also. Und wer Briefe zu besorgen hat — ich nehme sie mit. Até logo!“

„'té logo, Herr Rodewald!“

VI.

„Das geht denn doch über das Bohnenlied, Fräulein Martensen!“ erklärte Fritz Dahlmann, als er auf der Veranda seines Landhauses der blonden Schleswigerin beim Morgenkaffee gegenübersaß. Es war schon herkömmlich geworden, daß Dona Jolita und Tia Amelia ihre Schokolade nahmen, wenn der Herr des Hauses bereits auf dem Stadtkontor die Posteingänge prüfte.

„Also Sie wollen den schönen Tag — sehen Sie, wie der Kolibri vor dem Rosenbusch grüngoldig schimmert — husch! da ist er bei der Kalla am Springbrunnen! — also Sie wollen den goldenen Sommertag als Brummbär begrüßen. Und warum? Weil Klein-Iria gestern auf dem Bazar zum allgemeinen Entzücken die sprechende Puppe gespielt hat, weil durch dieses lebende Bébé, das so reizend sein ‚Mama! Papa!‘ gequäkt hat, wenn man es drückte, fast fünfhundert Milreis für das Waisenhaus eingekommen sind —“

„Papperlapapp, Fräulein Martensen! Nun wollen Sie natürlich eine gute Marke auf einen Schundartikel kleben. Denn diese ganze Bazargeschichte ist ja minderwertiger Betrieb. Um die Waisen ist es den Damen doch erst in zweiter Linie zu tun. Viel wichtiger sind die eigene Person, die eigene Toilette, die Probe auf die gesellschaftliche Stellung. Und ich, um es deutlich zu sagen, bin durchaus nicht damit einverstanden, daß aus meinem einzigen Kinde ein Zieraffe gemacht wird! Damit Sie es ganz genau wissen.“

Regina Martensen erwiderte nichts mehr. Sie schenkte schweigend den duftigen Mokka ein, strich das Weißbrot mit Butter und Honig und betreute den erzürnten Herrn des Hauses, der nun seine Morgenzeitung las und von

Zeit zu Zeit den Blick in den Garten fliegen ließ, wo der Hausneger den sprühenden Wasserschlauch auf die tiefgrünen Zierbäume und Büsche richtete, den Rasen erfrischte und seine Wonne hatte, wenn er unversehens der gelben Zefirina oder dem Kutscher Antonio einen Regenfall zukommen lassen konnte, dem lautes Quietschen oder grobes Fluchen folgte.

Das Schweigen beim Frühstück wurde Dahlmann unbehaglich.

„Nun brauchen Sie durchaus nicht die gekränkte Himmelsfee zu spielen, Fräulein Regina —"

„Sagen Sie nur ruhig: die beleidigte Leberwurst, und das Fräulein Regina hätte Klein-Iria auch lieber nicht zu diesem Bazar gehen lassen, aber Fräulein Regina, die nun angenießt wird — ja, tun Sie nur nicht so überrascht, mein Herr! — hat doch nicht das Recht, gegen den Willen der Mutter dem Kinde zu befehlen. Gegen mütterliche Anordnungen gibt es nur eine höhere Instanz: den Willen des Vaters. Jetzt donnert diese Instanz einen Tag zu spät. Der Franzose redet in solchen Fällen auch vom Senf nach dem Mittagessen."

Dahlmann wollte erwidern, aber Regina hörte gar nicht mehr auf ihn. Sie wandte sich rasch um, denn von der Tür des großen Speisezimmers, die auf die Veranda mündete, kam eine Kinderstimme: „Gina!"

Dann flog ein kleines, blondes Ding in hellem Kittel und weißen Schuhen heran, umschlang Regina und ließ sich jauchzend auf- und niederschwingen, um dann die drallen Ärmchen um den weißen Nacken der Erzieherin zu pressen, ihr ungezählte Küsse auf Hals und Wangen zu drücken und dazwischen zu schmeicheln: „Gina! O minha querida — nein — meine liebe, liebe Gina!"

„Und wo bleibe ich?" mischte sich Dahlmann ein und nahm sein Kind vom Arm Reginas.

„Vati!" jauchzte das blonde Kind und küßte ihn. „Du bist nicht gekommen gestern, du böser Vati. Und Mamai und Tia Amelia haben immer gewartet —"

„Und wir wollen nun einmal unsere Milch trinken und unser Honigbrot essen," schnitt Regina den Faden ab und nahm die dampfende Milchkanne, die Zefirina brachte.

Ganz ernsthaft saß Iria nun auf ihrem Stuhl, ließ sich die Kinderserviette umlegen, faßte mit beiden Händen den Milchbecher und trank mit Hingabe und einigem Schnaufen, während die dunklen Augen über den Rand des Bechers zum Vater und zur „Gina" gingen, die andächtig zusahen.

Verflogen war jede Mißstimmung bei Dahlmann. Seine Augen strahlten, leise streichelte er die blonden Haare, „als kleiner Bub war ich auch blond wie eine Semmel, Fräulein Regina!" — und ließ seinen Abgott von der Honigsemmel beißen. Mochte der Kutscher am Tor ungeduldig werden — diese Morgenstunde mit seinem Kinde ließ er sich nicht kürzen. Zu dieser Stunde gehörte aber auch Regina Martensen.

„Komm, Gina, haschen!" rief der blonde Übermut und flitzte wie ein Wiesel vom Knie des Vaters. Regina ließ sich nicht erst bitten. Die kühlen Stunden der Frühe nutzte sie mit Iria zu körperlichen Übungen und zum Spiel auf der großen Rasenfläche des Gartens. Flink flogen ihre Füße unter dem Saum des hellen Leinenrockes, vor ihr schrillte ein Jauchzer Irias, die unter dem sprühenden Bogen des Wasserschlauchs durchschlüpfte, während Regina vor ihm verhalten mußte und auf den schwarzen Adriano zankte. Diese kleine Komödie gehörte zum Morgenlauf.

Dahlmann sah entzückt beiden nach. Die Zeitungen lagen unbeachtet am Boden. Der Mann im weißen Sommeranzug, der nun den Panama auf das dichte braune Haar setzte und langsam die breiten Stufen zum Garten hinabging, immer den Blick auf Regina und das Kind gerichtet, die mutwillig hin und her über den Rasen schossen, gehörte in dieser Stunde nur seinem Kinde und vergaß, daß unter seinem Dache diese Stunden knapp waren, in denen er nur Iria und sie nur ihm gehören durfte.

„Tia Amelia wird schön zetern, wenn sie dich kreischen hört, Iri!" lachte er schadenfroh. „Aber immer los, Iri! Wie kräht der Hahn?"

Unter dem schmetternden „Kikeriki!" der kleinen Kehle rannte er zum Wagen, indem er sich in komischer Verzweiflung die Ohren zuhielt, und ließ sich dann dicht am Tor von Iria haschen. Ein herzinniger Abschied unter

Vorsichtsmaßnahmen für den blütenweißen Anzug des Vaters, ein herzlicher Händedruck mit Regina — „es ist doch noch ein schöner Tag geworden, Regina!“ — und ein Blick aus den veilchenblauen Augen, in dem Friede und Freude warm und innig lagen, ein Kußhändchen Irias — und der Wagen rollte der Stadt zu.

Am Hafen herrschte bereits das rege Leben der Arbeit, als Dahlmanns Wagen vorbeirollte. Klappernde Karreten, gellende und tutende Signale der Dampfer, Rasseln der Kräne, das Rufen der Vorarbeiter und gellende Pfiffe der Lokomotiven vom nahen Bahnhof bildeten die gewohnte Morgensymphonie. Ein blinkendes Nickelstück flog dem alten Chico zu, der seit zehn Jahren an der Ecke der Rua da Alfandega seinen schäbigen Filz bettelnd ausreckte, und Dahlmann nickte dem zerlumpten Neger zu, als gehöre das zum richtigen Tagesbeginn. Und wenn Chico in der Venda des Portugiesen Miguel Lisboa diesen Nickel in Cachaça umsetzte, so erklärte er mit Überzeugung zum tausendsten Male: „O Frederico allemão é um cavalheiro!“ — —

Das Haus der Firma Dahlmann & Menezes lag an der Rua da Alfandega und war wie fast alle Gebäude des Großhandels in Porto Seguro ein stattlicher, zweistöckiger Bau, dessen obere Front mit bunten Kacheln ausgelegt war, hohe Fenster und über dem Portal den Balkon mit der Flaggenstange am Gitter hatte. Im Erdgeschoß lagen die Warenräume zu beiden Seiten des Eingangs. Eine Treppe, deren Marmorstufen in der Mitte einen roten Läufer unter Messingstäben festhielten, führte in die geräumige Schreibstube, wo an den Pulten die jungen Leute in Hemdärmeln bei der Arbeit waren, die Schreibmaschinen klapperten und vor dem geöffneten Stahlschrank der Kassierer im Vollgefühl seiner Wichtigkeit amtierte. Mit freundlichem „Bom dia, senhores!“ ging Dahlmann durch, zu einer Tür, deren matte Glasscheibe den Prokuristen des Hauses, Herrn Julius Schmitz, verbarg.

„Bom dia, Julio.“

„Bom dia, Frederico. Kurs in Rio $15^{7}/_{8}$. Na, wer hat recht gehabt? Und drinnen ist Besuch. Aber falle nicht von der Leiter!“

„Wer?“ fragte Dahlmann und nahm den Panama ab.

„Selbst schauen und richten! Und wie rät der alte Horaz: Wundere dich über nichts auf diesem Planeten!“

Dahlmann fuhr doch betroffen zurück, als er eine weibliche Gestalt neben der Tür in seinem Privatkontor erblickte.

„Sie?? — Sie bei mir, Lola?“

Das blonde, üppige Weib schwieg und senkte unter dem unwilligen Ton der Frage die Augen. Es erblaßte ein wenig, und Dahlmann sah deutlich die Ränder der roten Schminkflecke auf den Wangen. Ein heftiger Widerwillen stieg in ihm auf. Was wollte diese Lola von ihm? Etwa ihn kompromittieren?

Er warf den Panama auf einen Haken, setzte sich in den Schreibstuhl und öffnete die Briefe, die für ihn bereitgelegt waren. Während er den Inhalt überflog, richtete er kurze Fragen an das harrende Weib, das immer noch an der Tür stand, ohne ein Wort zu reden.

„Ja, wollen Sie denn nun gefälligst sagen, was Sie zu diesem seltsamen Besuch veranlaßt hat? Zum Rätselraten fühle ich nämlich keinen Beruf in mir, meine Verehrteste.“

Sie hob die Hände und ließ sie sinken, öffnete die Lippen, als wolle sie sprechen, und brachte doch kein Wort hervor. Nur in ihren Augen stand ein so rührendes Flehen, wechselnd mit Not und Angst, daß es Dahlmann doch seltsam überlief. Etwas wie leises Mitleid wollte ihn überkommen, aber er blieb hart. Hier in diesem Raum der Arbeit und kalter Berechnung war kein Platz für Sentimentalitäten.

„Nun?“ fragte er noch einmal scharf und hob den Blick deutlich zur tickenden Wanduhr.

Da tat das Weib einen hastigen Schritt vorwärts, um im nächsten Augenblick vor Dahlmann niederzustürzen und seine abwehrende Rechte zu umklammern.

„Helfen Sie mir, Herr Dahlmann!“ stieß sie hervor. „Ich bin zu Ihnen gelaufen wie über Dornen. Aber was tut ein Mensch nicht, wenn er langsam im Sumpf versinkt, um wieder auf festen Boden zu kommen? Helfen Sie mir!“

Dahlmann war aufgesprungen und wollte die Kniende von sich abschütteln. Aber sie umklammerte seine Finger, führte sie an die Lippen, und er fühlte ihre Tränen auf seiner Hand. Ein unsagbarer Abscheu ergriff ihn.

„Kein Melodrama hier, meine Beste!“ höhnte er. Dann wies er auf einen Stuhl jenseits des Schreibtisches.

„Wenn ich überhaupt mit Ihnen weiterreden soll, so setzen Sie sich dorthin! Oder ich lasse Ihnen den Weg zur Haustür weisen.“

Sie ließ seine Hand los, erhob sich und ging gesenkten Hauptes zu dem angewiesenen Stuhl. Sie sah in den Schoß, zog dann das bunte Seidentuch, das sie um die Schultern geworfen hatte, zusammen, als fröstle sie, hob den Blick und heftete die tränenfeuchten Augen auf Dahlmann.

„Ich habe gehört, daß in Ihrem Hause ein Küchenmädchen gebraucht wird, Herr Dahlmann. Nehmen Sie mich! Ich bitte Sie.“

Dahlmann war verblüfft. Darum dieses rührsame Spiel? Er lachte ärgerlich auf.

„In solchen Dingen entscheidet meine Frau. Aber in diesem Falle würde ich selbst das letzte Wort sprechen. Und dieses letzte Wort heißt Nein.“

Sie zuckte zusammen, und ihre Augen weiteten sich. Grell standen die roten Flecke auf den bleichen Wangen.

„Ich konnte es mir denken,“ murmelte sie. „Mit unsereiner trinken die Herren wohl in aller Verschwiegenheit ein Glas Sekt —“

„Bitte, lassen wir das! Mein Haus bleibt rein! Über meine Schwelle kommt niemand, den ich nicht vor aller Welt kennen darf oder will. Das mag Ihnen hart klingen. Aber meine Schuld ist es nicht, wenn Sie selbst vom Sumpf redeten. Und ich dachte, wer Pedro Cabral zum Gönner hat, braucht mich nicht um Hilfe anzugehen.“

Er sah, wie sie zusammenfuhr, und bedauerte das liebloſe Wort. Aber ehe er einlenken konnte, zischte sie ihm entgegen: „Um dieses Schurken willen muß ich zu Ihnen kommen wie ein Hund, der an der Tür steht und doch weiß, daß man ihm einen Fußtritt geben wird. Mit glatten Worten hat er mich verlockt, mich an sich gefesselt und

festgehalten. Und plötzlich spielte er den Moralischen und warf mich auf die Straße. Das heißt, er verschaffte mir eine Stellung im ‚Stern des Ozeans' — wenn Sie das feine Lokal im Hafenviertel kennen."

Dahlmann ließ sie reden, und aller Haß, aller Grimm, alle Not und Reue, die sich in diesem Mädchen, dessen Züge schon durch starken Alkoholgenuß aufgeschwemmt waren, aufgespeichert hatten, stürzten wie eine trübe Flut über das Wehr. Dieser Cabral war ein Verbrecher. Falsches Geld schleppte er ins Land und ließ es durch seine Spießgesellen unter die Leute bringen. Ein Falschspieler war dieser saubere Herr Pedro Cabral, und mehr als einmal hatte er vor ihr sich gerühmt, den dummen Papageien, die ihm ins Garn geflogen waren, die bunten Federchen ausgerupft zu haben. Und weil sie, die Geliebte dieses Schurken, das alles wußte, mußte sie in den Morast gestoßen werden, damit kein anständiger Mensch einer solchen Dirne glaube. Aber sie wollte nicht bei dieser Kupplerin, der Mariocca, im ‚Stern des Ozeans' bleiben, bei der es Nacht für Nacht mit Spiel und Gelagen zuging wie im übelsten Hause am Hafen.

„Draußen steht die Bestie und lauert auf mich, Herr Dahlmann. Aber Sie müssen mir aus dem Sumpf helfen. Sie müssen!"

Er trat ans Fenster und sah hinaus. Ein altes Weib ging auf der Gegenseite auf und ab und hielt die Haustür im Auge. Dieser Cabral hatte wirklich anständige Bekanntschaften. Unwillkürlich fiel ihm Tia Amelia ein, und er lachte grimmig auf. Dann wandte er sich kurz um.

„Mögen Sie sein, wer Sie wollen, Lola, jedenfalls sind Sie eine Deutsche. Leider, möchte ich in diesem Falle sagen. Übermorgen geht die ‚Parthia' nach Hamburg. Ich werde die Überfahrt nach Hamburg für Sie bezahlen. Wollen Sie?"

Sie starrte ihn an, als träume sie. Unwillkürlich hoben sich ihre Hände. Sie streckte sie von sich, als müsse sie sich wehren.

„Nun, Lola?" Er richtete den Blick auf die Uhr.

„Nein, Herr Dahlmann." Sie schüttelte den blonden Kopf, dessen reiches Haar noch immer sorgfältig frisiert war, stand auf und reichte ihm zum Abschied die Hand.

„Nehmen Sie Vernunft an, Lola!“

„Es hat keinen Sinn! In Hamburg gibt es die Reeperbahn, und wer das Bummelleben einmal gewöhnt ist — nun, lassen Sie es sich nicht leid tun, daß Sie mir Ihre Tür verschlossen haben. Und hüten Sie sich vor Cabral! Hüten Sie sich vor Ihrem Todfeind, der noch in Ihrem Hause ein- und ausgehen darf, wie ich weiß. Er hätte sich nicht mehr über Ihre Schwelle getraut, wenn ich unter Ihrem Dache sein dürfte. — Der Sumpf wartet, leben Sie wohl!“

Mit schrillem Auflachen war sie verschwunden.

Er sah vom Fenster aus, wie sie auf die Straße stürzte und davoneilen wollte. Aber die Alte vertrat ihr den Weg, redete auf sie ein. Eifrig schwatzend bog die Kuppelhexe mit ihrer Beute um die nächste Ecke.

„Wieder ein Opfer, das der Sumpf verschlingt,“ sagte eine Stimme neben Dahlmann. Es war Schmitz.

„Ja, wie konntest du dieses Geschöpf in mein Zimmer hier eindringen lassen? Ich muß sagen, ich finde das einfach — einfach —“

„— unerhört, willst du sagen. Niemand sieht bei Tage gern die Sünde, am wenigsten vor seinen Mitsündern. Warum ich sie einließ, diese alkoholische Venus, um deren Seelenheil du dir wirklich keine Sorgenrunzeln zuzulegen brauchst? Nun, ich sollte meinen, es sei doch mindestens sehr interessant, was sie vom feinen Pedro Cabral zu berichten wußte. Und Lola lügt nicht. Das ist ihre einzige Tugend. Aber der Fernsprecher meldet sich. Hallo — Dahlmann & Menezes — Heil und Sieg, Rodewald! — Wo? Im Hotel Brasil? Ich komme im Laufschritt. Großartig! Einen Augenblick! Mein hoher Chef will sich herablassen.“

Dahlmann war freudig überrascht, Rodewalds Stimme zu vernehmen.

„Sie sind natürlich mein Gast. Auch Fräulein Martensen wird sich freuen. Sie wissen das schon? Von Julius natürlich. Ja ja, er ist schon auf dem Weg zu Ihnen. Ich treffe Sie bei Bastos & Alt, wo Julius Schmitz unfehlbar mit Ihnen einen Frühschoppen machen wird. Er feiert noch

immer die Feste, wie sie fallen, und in der festlosen Hälfte macht er sich seinen eigenen Kalender. Also — auf Wiedersehen! Ich melde Sie bei meiner Frau schon an."

* * *

„Das will ich Ihnen sagen, Schmitz," erklärte Rodewald nach drei Tagen gastlicher Aufnahme im Hause Dahlmanns, „gegen diese Üppigkeit, in die man mich hier eintaucht, war Hannibal in Capua ein büßender Waldbruder. Es wird Zeit, daß ich wieder an den oberen Rio da Vacca komme. Und ich bin nun hoffentlich wieder geistig so auf neu gebügelt, daß Sie mich ohne Sorge ziehen lassen können, mein Freund."

Sie saßen nach der Mittagstafel auf der Veranda des Hauses Dahlmann, während die Damen Siesta hielten. Auch Regina Martensen hatte sich mit Iria zurückgezogen. Dahlmann weilte noch in der Stadt, wo er mit dem Führer der republikanischen Partei eine längere Besprechung hielt. Seine Kandidatur für das Parlament des Staates war von der Parteileitung ernstlich ins Auge gefaßt. Aber man verlangte noch Garantien von dem Fremdblütigen, dem Gringo, wenn er auch der Schwiegersohn des vornehmen Eusebio Menezes war, dessen Vorfahren altes brasilianisches Blut in den Adern gehabt hatten. Sein warmherziges Eintreten für die deutschen Ansiedler des Staates, für deutsche Schulen und Vereine, für die Gleichberechtigung des deutschen Geisteslebens mit dem eingeborenen, waren Dahlmann von heimlichen Neidern und offenen Feinden zum Vorwurf gemacht worden. Aber gerade diese Verdächtigung stärkten den Vorsatz Dahlmanns, im Wahlkampf Sieger zu bleiben.

So hatte er Schmitz voraufgeschickt, und beide Herren saßen gemächlich rauchend und plaudernd beim Kaffee.

„Seid wann sind Sie ironisch, mein Freund?" gab Schmitz zurück. „Die geistige Höhe, in der wir in Porto Seguro leben, reicht im günstigsten Falle an das deutsche Krähwinkel. Nur daß man hier mehr Geld für allerlei Spießereien und Fadheiten ausgeben kann. Und ich hätte wohl Ihre heimlichen Gedanken photographisch festhalten

mögen, die Sie gestern hatten, als Sie im Salon unserer Dona Jolita den harmlosen Hasen spielten. Da herrschte doch geistige Firnenluft, Hochlandsklima, wie? Aber sie fühlen sich glücklich darin, fraglos glücklich, die Senhoras und Senhoritas. Haben Sie gestern gesehen, mit welcher Andacht unsere Damen der Dona Carlinda gelauscht haben, die von Rio de Janeiro kam? Wie sie den glorreichen Korso auf der Avenida Central beschrieb? Diese Modenschau am Montag und Donnerstag, diese entzückenden Toiletten, die neuesten Pariser Cris? Wie die Erzählerin wichtig tat, als handle es sich um Leben und Seligkeit! Wie sie alle die Ohren spitzten, als sie von der Frau des Staatspräsidenten zu erzählen begann und in deren Toilettenschrank genau Bescheid wußte! Die Schwester der guten Carlinda ist nämlich die Zahnärztin Ihrer Exzellenz, und Dona Carlinda hat die ausgezeichnete Beziehung ausgenutzt, indem sie für ihren hochbegabten Herrn Sohn — bitte hochbegabt in Gänsefüßchen! — eine Studienreise auf Staatskosten nach Europa herausgeschunden hat. Das ist des Landes so der Brauch. Und wenn unser guter Frederico erst in der Toga des Tribunen von der Rednerkanzel donnert, wird es ihm auch nicht an strebsamen Leuten und anspruchsvollem Wahlvieh fehlen, die ihn an ihren Feuerchen ausbraten möchten."

„Und Regina Martensen fühlt sich in dieser Umgebung wohl?"

„Mein Freund, Sie fragen zuviel. Sie haben selbst Augen zu sehen. Pflicht und Gewohnheit lassen den Kanarienvogel abends wieder ins Bauer schlupfen, wenn er auch tagsüber auf der Gardinenstange saß und um den Kronleuchter flatterte. Und wenn zu Pflicht und Gewohnheit noch die Liebe zu einem Menschenkind kommt — sehen Sie Iria nur an! — so ist des Rätsels Lösung nicht schwer. Und Regina ist ein tapferer Mensch, der resolut über Bord wirft, was beschwerlicher Ballast für ungehemmte Fahrt werden kann. Es gibt aber Leute, die dazu nicht stark genug sind. Sie hegen im verborgenen Winkel noch allerlei Erinnerungen, die längst auf den Grund des Meeres gehörten. Und nun werde ich noch eine Stunde auf das

Kontor fahren. Heute zu Abend werden wir in diesen heiligen Hallen das Fest des Abschieds feiern, und es soll herrlich werden. Dafür lassen Sie mich sorgen!"

* * *

Julius Schmitz hatte Wort gehalten. Der Abend im Landhaus Dahlmanns wurde zu einem Ereignis im gesellschaftlichen Leben von Porto Seguro.

„Man muß nur den rechten Zucker haben — die Fliegen kommen dann ganz allein," erklärte er, als Rodewald ihm seine Anerkennung ausdrückte. „Sogar der böse schwarze Brummer, der um Tia Amelia summt, fühlt sich anscheinend wonnig." Er deutete mit Blicken auf Pedro Cabral, der sich bei Tia Amelia und Dona Jolita lieblich machte. „Aber die große Überraschung kommt erst, und ich bitte Sie, Ihre Tränen der Rührung nicht zu reichlich zu vergeuden. Das tut unser guter Frederico ohnehin reichlich, besonders wenn er Erdbeerbowle getrunken hat. Aber ich verschnappte mich um ein Haar. Warten Sie, bis ich den Schleier von den Mysterien des Abends ziehe, und wenn ich dann unauffällig den lärmenden Schwarm hier verlasse, so brauchen Sie keinen Finderlohn auszuloben. Ich mache das immer so und fühle mich wohl dabei. Übrigens — die Quittung für das an die Hinterbliebenen Ihres Mannes aus dem Syrerland abgelieferte Geld ist heute mit allen obrigkeitlichen Stempeln und Beglaubigungen gekommen und liegt für Sie auf dem Kontor. Und nun überlasse ich Sie Ihrem guten Stern."

Regina Martensen trat an Rodewald heran und führte ihn an den Flügel. Er mußte zum zehnten Male einen Walzer spielen, und trotz der Hitze, die unter den Glühbirnen des funkelnden Kronleuchters waberte, drehte sich alles im wonnigen Reigen auf dem Parkett, das rasch vom großen Perser befreit worden war.

Die Damen waren des Lobes für Schmitz voll. Nein, dieses brillante Feuerwerk, das er im Garten hatte abbrennen lassen! Und die unvergleichlichen Zauberkunststückchen, in denen er Meister war! Und diese Bauchrednerscherze! Freilich, mit Pedro Cabral hatte er es etwas bunt getrieben, als

er eine klagende Seele nach ihm aus dem Garten schreien ließ, und die Mienen Cabrals hatten sich im ersten Schreck verzerrt. Die Damen wußten zum Glück nicht, daß Schmitz die Stimme der blonden Lola täuschend nachgeahmt hatte. Nur Tia Amelia hatte ihren Schutzbefohlenen scharf ins Auge gefaßt und mißbilligend seinen Schreck festgestellt.

„Nun ja," wisperte sie ihrer Nachbarin zu, „die Männer haben immer einen kleinen Flecken auf der Weste. Im übrigen finde ich es nicht gerade nötig, daß der Herr dieses Hauses mit seiner deutschen Angestellten so eifrig den Walzer tanzt."

Cabral hatte das letzte Wort aufgefangen und trat zu Dona Jolita, um sie zum Tanz aufzufordern. Er führte sie sicher und sie tanzte mit aller Leidenschaft der Südländerin.

„Das ist das einzige, um das ich die Deutschen beneide," sagte sie, als sie mit wogendem Busen neben Cabral stand und zusah, wie sich alles zur süßlichen Melodie eines Wiener Operettenschlagers wiegte.

Cabral ließ heimlich den begehrlichen Blick über die weißen Schultern seiner Nachbarin fliegen. Wie schön diese Jolita Dahlmann war! Freilich, sie war stärker geworden, aber ihre königliche Gestalt ließ das vergessen. Und der Herr dieses majestätischen Weibes tanzte mit leidenschaftlicher Ausdauer mit der simplen blonden Deutschen im weißen Batistfähnchen!

„Wie könnten Sie jemand um etwas beneiden, Dona Jolita?" fragte er leise. „Sie, der die Grazien den Weg mit Rosen bestreuten und Venus selbst mit Neid nachschaut! Sie, die schönste und vor allem die glücklichste aller Frauen!"

Er betonte die letzten Worte in einer sonderbaren Art, daß Jolita stutzte und ihn überrascht ansah.

„Ich meine," setzte er hinzu, „es muß Ihren Stolz reizen, wenn Sie sehen, wie unsere Damen den Mann vergöttern, der Ihnen gehört."

Ein verbindliches Lächeln lag um seine Lippen. Nur in den dunklen Augen schillerte es höhnisch.

„Reden Sie von Dona Regina, Pedro? O, sie ist der gute Engel in unserem Hause und mir eine Schwester. Wenn Frederico gern mit ihr tanzt, was tut's? Sie sind

unter einem Himmel geboren, und die Klänge ihrer Musik machen ihre Herzen froh."

„Ich bewundere die Güte Ihres Herzens und die Größe Ihrer Seele, Dona Jolita. Es gibt Leute, die sich zu dieser Größe nicht aufschwingen."

Der Tanz brach ab. Regina trat zu den Damen zurück, die Klein-Iria in ihren Kreis gezogen hatten und von allen Seiten das hübsche Kind mit Zärtlichkeiten überschütteten.

„Sie muß die sprechende Puppe noch einmal machen," schlug Dona Felisberta Ennes vor, und alle stimmten jubelnd ein. Regina wollte Einspruch erheben, aber Dona Jolita wehrte lachend: „Lassen Sie den süßen Engel, Regina! Sehen Sie, wie steif und starr sie schon dasteht! Als sei sie aus Wachs bossiert. Wie eine echte kleine Schauspielerin."

Ein richtiges Puppenstimmchen schrie plötzlich in die geforderte Stille: „Mamai! Papai!" und die entzückten Damen forderten lachend und lärmend: „Bis! Bis! Noch einmal!" Und Iria gehorchte. Dann aber warf sie die Pose von sich und eilte mit ausgebreiteten Armen auf Regina zu.

Auch Dahlmann, der auf der Veranda mit den Herren an der Bowle stand, hatte die Puppenstimme gehört.

„Geht das Affenspiel schon wieder an?" murrte er grob und reichte Rodewald das gefüllte Glas. „Da soll doch ein Kreuzmillionendonnerwetter —!"

Aber er kam mit seinem Wunsch nicht zu Ende, denn aus dem nächtlichen Schatten des Gartens schwebten leise die Klänge von Harfe, Flöte und Geige, und ein guter Tenor hub an, Schuberts Ständchen zu singen: „Leise flehen meine Lieder —"

Die italienischen Musikanten waren den Leuten von Porto Seguro nicht fremd. Manche Serenade brachten Luigi, Tonio und Giuseppe vor den Fenstern schöner Mädchen und Frauen. Aber wer war der Tenor?

Man riet und lugte ins Dunkel. Neugierige wollten die Stufen hinabschleichen, aber Schmitz hielt sie zurück. Die schöne Stimme verhallte, und nach kurzem Zwischenspiel klang es kraftvoll und markig in mächtigem Bariton: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein — —"

Dahlmann stutzte. So sang doch nur Hans Benz! Sollten die Freunde aus der „Germania" den Weg ins Haus Dahlmann zurückgefunden haben? Er sah Schmitz in die Augen, und der alte Kamerad lächelte ihn zutraulich an, gab Regina ein heimliches Zeichen und verschwand mit ihr.

Als das Lied zu Ende war, flammte plötzlich bengalisches Feuer auf, und Regina, das lange blonde Haar aufgelöst um die Schultern, stand mit erhobener Rechten und hielt die Krone. Wie die Germania auf dem Niederwald. Das grelle Licht erstarb, das schöne Bild wurde vom Dunkel verschlungen, und Frederico Dahlmann empfing tiefgerührt seine alten Freunde, dankte und wechselte Umarmungen mit ihnen. Die deutschen Herren nahten Dona Jolita, baten um Entschuldigung für das Eindringen, und Pedro Cabral flüsterte Tia Amelia ironisch zu:

„Die deutsche Invasion!"

Dahlmann rief nach neuen Gläsern und hieß die späten Gäste willkommen.

Er stieß mit ihnen an, und die Italiener spielten nun zum Tanz auf.

Das war nach den Herzen der Damen von Porto Seguro, und alle wollten dem Spender dieser Überraschung danken. Denn nur Julio Schmitz konnte auf solche glänzenden Einfälle kommen. Aber sie suchten ihn vergeblich.

„Natürlich wieder auf französisch gedrückt!" stellte Hans Benz fest. „Nun, versuchen wir, ihn und seine Talente zu ersetzen."

* * *

Schmitz hatte den Wagen der Musikanten warten lassen und fuhr nun in aller Hast zur Stadt zurück.

„Mögen sie sich im heißgeliebten Reigen schwingen, bis die ersten Spatzen schimpfen! Ich glaube, am liebsten tanzte diese Gesellschaft noch in der Kirche und bei Leichenbegängnissen. Na, mir wär's genua, sagen die Leute in München, die um diese Jahreszeit ihr Salvatorbräu kosten, und nach der Bowle wird mir ein kühler Schoppen Gerstensaft auch nicht übel tun. Redlich verdient hätten wir ihn heute."

Er überlegte. In der „Germania" war es heute leer. Höchstens fand er ein paar Billardtiger. In dem zweiten deutschen Klub, der „Concordia", den die jungen Herren der Kontore von oben herab ansahen und den „Schusterklub" getauft hatten, traf Schmitz nur ein paar Skattische. Auf Kartenspiel hatte er jedoch heute kein Gelüste. Aber vielleicht war das Pilsner bei Regendank kühl und frisch. Die blonde Lola flitzte durch seine Gedanken. Ja, wenn die blonde Hebe noch dort wäre — —. Aber die würde jetzt im „Stern des Ozeans" ihre Kavaliere rupfen. Wenn man dahin ganz heimlich einen kleinen Abstecher machte? Spät genug war's ja.

Der Wagen rasselte und klapperte schon durch die ersten Straßen der Stadt. Schmitz ließ den braunen Rosselenker zum Hafen abbiegen, lohnte ihn ab und ging mit hochgeschlagenem Rockkragen im Schatten der Häuser der roten Lampe zu, die in einer kleinen Hafengasse die Nachtmotten lockte. Einen Augenblick lauschte er an den geschlossenen Läden.

„Betrieb ist da noch," stellte er fest und klopfte.

Durch die Türspalte kam eine Weiberstimme. Schmitz fand schnell Einlaß. Als er den vorderen Schankraum betrat, flog ihm die blonde Lola entgegen.

„Nicht zu stürmisch, meine holde Taube!" wehrte er ab. Das Mädchen hatte glänzende Augen, und Strähnen ihres blondgefärbten Haares lagen ihr auf den üppigen Schultern und dem hervorquellenden Busen, der die ausgeschnittene rote Seidenbluse zu sprengen drohte.

„Das ist reizend von Ihnen, Julio!" rief sie und huschte eilig hinter die Bar. „Einen kleinen Augenblick, meine Herren!" rief sie in den Hintergrund des Raumes, wo eine Runde Männer beim Kartenspiel saß.

Schmitz forderte ein Pilsner. Aber Lola riet ab. „Nehmen Sie einen Whiskysoda, Julio, das ist hier noch das reellste. — Oder wollen wir Sekt?" setzte sie lüstern hinzu.

„Nee, mein Schatz. Für euren moussierenden Birnensaft dankt der ergebenst Unterzeichnete."

„Aber hierher bringst du noch eine Pulle, Lola!" kam ein dröhnender Baß. Das war Kapitän Lukas, der mit

seinem Dreimaster von Rangoon gekommen war und den Profit nach hundert Tagen eintöniger Segelfahrt ein bißchen in amöner Gesellschaft kleinmachen wollte. „Und einem ollen ehrlichen Seemann wird mein Freund Schmitz doch keinen Korb geben wollen?"

Der Kapitän, ein Hüne mit wallendem Rotbart, kam auf Schmitz zu und packte ihn bei den Schultern.

„Hallo, Käpp'n Lukas!" gab der zurück. „Auch wieder ein bißchen von den langzöpfigen Reisfressern und indischen Tempelmädchen zurück? Three cheers for captain Lukas, gentlemen!" grüßte er andere Seeleute, die hinter dem Glase saßen und die Karten in der Faust hatten. „Ein Spielchen im Gange? Lassen Sie sich nicht stören!"

„Was gibt's da zu stören?" dröhnte des Rotbarts Baß. „Immer herangerückt, alter Junge! Wir haben ein bißchen gekartelt mit Lola, und sie bemogelt uns nach Strich und Faden. Schenk ein, Mädchen! Und wo sind die anderen Krabben?"

Auf Lolas Ruf lugten aus einem weiter zurückgelegenen Raume zwei geschminkte Mädchen herein.

„Bringt eure Herren mit!" munterte der Seebär die aufgeputzten Weiber auf. Die Wirtin, eine hagere Hexe mit vorspringender Hakennase, schnatterte mit den Gästen des Nebenraums, und bald schoben sich diese nebst den Mädchen an den Tisch der Seeleute.

Der letzte Gast stand noch im Türrahmen und wollte zurückweichen, als er Schmitz erkannte. Aber der winkte ihn fröhlich heran und lachte: „Wie kommt der Prophet in diese Löwengrube? Alle guten Geister — Rudolf Schweizer! — Und ich vermutete Sie im Neuen Paradies unter dem Apfelbaum. Oder hat sich da keine Eva finden lassen, daß Sie hier Ersatz holen müssen?"

Schweizer warf die Verlegenheit von sich, setzte eine herausfordernde Miene auf und übersah die Hand Schmitz'. Er nahm Platz am anderen Ende des Tisches, wo eines der Mädchen, eine Paraguayerin mit straffem Indianerhaar und großen dunklen Augen, ihm schöntat.

„Den anderen Gentleman kennen wir doch auch, Lola?" besann Schmitz sich. „Ist das nicht der Biedermann,

der für Pedro Cabral den Capataz mimte? Damals in der Bar de Paris? — Natürlich! — Holla, Freund Candoca, was machst du in Porto Seguro? Vor einer halben Stunde bin ich mit deinem Patrão bei guten Leuten noch vergnügt gewesen. Wie geht's bei Tres Vendas? Spukt es noch an den Kreuzwegen bei euch auf dem Kamp?"

Dem Mischblütigen war es offenbar nicht recht, daß er hier erkannt wurde. Er murrte Unverständliches in den Bart und tuschelte darauf mit Schweizer und der Paraguayerin.

„Den beiden Burschen mußt du ordentlich einheizen, Lola!" forderte Schmitz heimlich und raunte dem Kapitän verstohlen einiges zu. Lukas befahl sogleich:

„Immer los, Mädchen! Alle Segel gesetzt! Potz Gangspill und Klüwerbaum! Wir sind hier nicht zum Psalmensingen an die Boje gegangen. Ein bißchen Leben in die Bude! He, William Russell, klopfe mal dem Klavier an die Zähne! In Rangoon hast du es noch gekonnt. Also los, old boy! Und den Gentlemen am anderen Ende des Tisches eine neue Lage, Mädchen! Alles auf mein Konto. Heute feiere ich Geburtstag, wenn das Datum auch nicht stimmt."

Ein Seemann ging ans Klavier und stimmte einen Gassenhauer an. Die Leute vom Salzwasser kannten die Melodie und grölten mit: „Daisy, J'm half craizy all in the love for you — —"

Schmitz rauchte seine Palha und musterte schweigend die wüste Runde. Das Bild war ihm im Grunde der Seele widerwärtig. Diese halbbetrunkenen Seeleute, diese schamlosen Weiber, der Dunst von Alkohol und Tabakrauch in der bunt aufgemachten Hafenspelunke, die rote Beleuchtung durch verhüllte Ampeln, die Hexe hinter der Bar, die ihren Raub berechnete, der wüste Candoca und der verlumpte Schweizer — alles widerte ihn an. Und doch pries er seinen Einfall, den „Stern des Ozeans" aufzusuchen. War es Zufall, daß er den Reformator Schweizer in dieser Lasterbude traf, so war ihm dieses Spiel der Schicksalslaune nicht unwillkommen.

Als der Gassenhauer zu Ende war, mußte Lola ihre Künste spielen lassen, um Schweizer heranzuholen. Sie

zwang den Widerstrebenden zwischen Kapitän Lukas und Schmitz, trank ihm zu und tat ihm schön, daß er allmählich Feuer fing und aus sich herausging. Kapitän Lukas schlug dem Nachbar Schweizer immer einmal kräftig auf die Schulter und verschwur sich, ihn auf der Rückfahrt nach Rangoon mitzunehmen. „Wir können einen Reverend an Bord gebrauchen, daß er uns die rostige Seele blank scheuert. Prosit, Reverend Schweizer, und meinetwegen sollen Sie der oberste Bonze beim Dalai Lama werden und Ihr Paradies mit Adam und Eva und dem Apfelbaum tausend Meilen hinter Kalkutta gründen. Da sind die Leute für so 'n Spuk noch zu haben. Und jetzt wollen wir mal erst Bruderschaft trinken!"

Schmitz sah mit Vergnügen, daß Schweizer dem Kapitän nicht aus dem Garn kommen konnte. Wohl versuchte Schweizer es mit einigen zornigen Abwehrreden, aber Kapitän Lukas lachte ihn aus und hielt ihm das Sektglas an den Mund.

„Da, Bruder, sauf! Morgen kannst du predigen, soviel du willst. Und übermorgen schanghaien wir dich an Bord. Los, Mädchen, tanzt ein bißchen!"

Ein Seemann spielte zum Fandango auf. Die beiden Schenkmädchen vom Tischende nahmen Kastagnetten und traten zum Tanz an. Die angetrunkenen Gäste klatschten in die Hände und bildeten einen Ring um die Tänzerinnen. Lola drängte sich auf ein Zeichen Schmitz' an den Kapitän, der sie mit derbem Griff um die Hüften faßte, und Schmitz benutzte die Gelegenheit, Schweizer auszufragen.

„Natürlich, Sie möchten wissen, was ich in Porto Seguro will, Herr Schmitz," erwiderte Schweizer höhnisch. „Denken Sie, was Sie wollen! Vielleicht suche ich eine Stellung bei Ihrem Freunde Dahlmann. Bei dem ist ja Platz für allerlei Leute. Und die hübsche blonde Dame, die mit uns an Bord der ‚Tijuca' war, hat er ja glücklich als seine Liebste ins Haus gelockt, habe ich mir sagen lassen."

Schmitz ballte unwillkürlich die Hand. Am liebsten hätte er dem Lästerer einen guten Faustschlag zwischen die Augen gesetzt. Aber er verbiß den Grimm und lachte laut.

„Ja, die hätten Sie wahrscheinlich selbst gern als Eva in Ihrem Paradiese in den Apfel beißen lassen, mein Lieber. Übrigens kann es Dahlmann und mir gleichgültig sein, was Sie in Porto Seguro vorhaben. Schade, daß Sie Ihr Paradies am Rio da Vacca so schnell im Stich gelassen haben. Ich wollte doch auf Sommerfrische kommen. Übrigens, mein Freund Rodewald geht morgen zurück an den Rio da Vacca."

Schweizers Gesicht zuckte. „Er wird Augen machen, der Leichenräuber!"

Schmitz fuhr auf. „Was quasseln Sie da, mein Bester? Leichenräuber? Sie meinen wohl Ihren Freund Candoca, der sich übrigens ganz still hinausdrücken möchte. Sehen Sie, er steht bei der Hexe Mariocca an der Bar und kramt seine Geldscheine aus dem Gurt."

Schweizer richtete den stieren Blick auf den Caboclo, der mit der Wirtin abrechnete. Da brach der Tanz ab, die Kastagnetten verstummten, aber die keifende Stimme der Alten an der Bar kam schrill herüber: „Nein, den bunten Vogel laß anderswo in die Welt flattern, mein schöner Junge! Hehehe! Gut gemacht sind die bunten Vögel, aber in meinem Bauer ist kein Platz für sie. Hole nur einen anderen heraus aus der Guayaca!"

Dem Caboclo war es höchst fatal, daß die Gäste auf das laute Keifen Marioccas an die Bar herandrängten. Die Alte zeigte ihnen einen nagelneuen Geldschein, den Candoca zum Wechseln geben wollte.

„Er ist falsch," behauptete sie. „Sehen Sie her, Senhores, hier oben auf dem Bilde der Rückseite können Sie es erkennen. In der Luft schweben die Möwen über dem Schiff. Auf den echten sind es fünf, auf den falschen nur vier. Aber Mariocca Vidal hat gute Augen. Fünf Möwen müssen es sein. So, mein Söhnchen, dieser andere Schein ist zwar ein bißchen zerknüllt und nicht ganz sauber. Aber er ist echt. Und deine vier Möwen lasse nur zurückflattern ins Nest. Und sieh dich vor, daß der Delegado nicht die Brille aufsetzt und deine Möwen zählt! Es fliegen seit einer Woche so viele falsche Vögel durch die Stadt."

„By Jingo!“ fluchte einer der Seeleute. „Ich habe auf dem Fischmarkt gestern auch einen falschen Vogel erwischt. Du also bist der Bursche, der sie fliegen läßt?“

Er hob die Faust, und Candoca fuhr mit der Rechten an den Messergriff. Aber Kapitän Lukas packte ihn mit eisernem Griff am Handgelenk. „Junge, laß die Dummheiten! Oder du sollst Käpp'n Lukas kennenlernen!“

Candoca wich vor der drohenden Miene der Seeleute bis an die Tür zurück. „Lassen Sie mich hinaus!“ stieß er hervor. „Kann ich dafür, wenn man mir schlechtes Geld angeschmiert hat?“

„Laß den Vogel fliegen, Mariocca!“ befahl der Seemann. Die Alte sperrte hurtig auf, und Candoca wischte in die Nacht hinaus.

Aufgeregt schwirrte aber das Gespräch an der Bar. Das falsche Geld war in der letzten Woche überall in den Kneipen, den Läden, auf dem Markte und am Hafen aufgetaucht. Die Polizei fahndete nach den Verbreitern. Bisher vergebens.

„Sie hätten den Halunken nicht entwischen lassen dürfen, Käpp'n Lukas,“ erklärte ein Seemann.

„Wenn der Strick für ihn gedreht ist, wird er schon irgendwo baumeln, Jimmy.“

Schweizer lachte grell auf. „Der eine stiehlt so und der andere so. Aber das Geld, das Rodewald bei der Leiche fand, war echt. Sie müssen es doch wissen, Herr Schmitz. Denn er hat es zu Dahlmann bringen wollen.“

„Und das ist geschehen, mein Lieber. Und wenn Sie noch ein einziges Mal wagen, Ihren schmutzigen Schnabel an meinem Freunde zu wetzen, kriegen Sie es mit Julius Schmitz zu tun. Verstanden?“

Die Seeleute begriffen den Streit der beiden nicht. Aber sie sahen den Zorn Schmitz', und Lukas knurrte feindlich: „Mein Prophetenbruder will wohl frech werden, wie? Das sollte mir leid tun, denn ich würde ihn auf trockenem Lande kielholen, daß ihm die liebe Seele Havarie leiden müßte wie eine alte Kuff, die auf die Needles rennt. Aber er hat wohl ein bißchen viel unter die Luken genommen. Leg' dich in die Ecke und schlaf' aus, Bruder! Und wir feiern

Geburtstag. Los, Mädels! Go on, Jimmy! Fandango, Habanera, Machiche! Los!"

Er faßte ein Glas auf dem Schenktisch und warf es gegen die Wand, daß die Splitter flogen.

Lola drängte den Seemann ans Klavier und lotste die verdrossenen Gäste auf die Plätze.

Die Paraguayerin begann einen frivolen Tanz, die Gläser schäumten über, unflätige Witze und derbes Gelächter liefen durch die Runde, und Schweizer lag im Nebenraum auf dem Sofa.

Lola und Schmitz hatten den Widerstrebenden dahin geleitet. Sie standen eine kleine Weile flüsternd im Raum.

„Was mögen die beiden Freunde hier im Schilde führen?" fragte Schmitz. „Was weißt du, Mädchen? — Nichts? — Halte sie im Auge! Besonders den Caboclo! Du gibst mir Nachricht, sobald du etwas erfährst. Und nun lasse mich hinaus, ehe die anderen es merken! Nein, ich bleibe nicht länger. Gute Nacht! Und zeige, daß du ein ehrliches Weib geblieben bist, Lola! Gute Nacht!"

Durch den Hausgang geleitete sie ihn an eine Nebentür und ließ ihn hinaus.

Hinter ihm blieben der Lärm der wüsten Zecher und das Kreischen der Weiber.

„Pfui Teufel!" atmete er draußen auf. „Man möchte nach solcher Nacht nicht nur die Wäsche, sondern auch die Haut wechseln, wenn man nur könnte."

* * *

Am folgenden Morgen, als Rodewald mit seinem Gastfreunde Dahlmann in der Rua da Alfandega erschien, lief ein Telegramm aus Santa Izabel ein. Böttcher vom Rio da Vacca drahtete: „Rodewald sofort zurück. Rodewaldshof verbrannt."

„Ein böser Abschluß so schöner Tage," bedauerte Dahlmann.

Schmitz aber rief die Polizei an. Man solle Rudolfo Schweizer sofort ins Gebet nehmen.

„Der Bursche weiß gewiß um den Brand," behauptete er. Aber Rodewald wartete das Ergebnis des Verhörs

nicht ab. Er nahm den nächsten Zug und eilte in die Heimat zurück. Voll böser Ahnungen.

An der letzten Bahnstation wartete Fritz Wächter schon auf ihn mit frischen Pferden. Die Paradiesbrüder hatten den Rodewaldshof überfallen und in Brand gesteckt. Cypriano hatte sie geführt. Mit knapper Not hatte Wächter das Leben gerettet. Den Neger hatten die Fanatiker erschossen. Wegen des Hochwassers hatte die Kunkelschneiz nicht helfen können. Böttcher hatte sein Anwesen mit Waffengewalt gehalten. Cypriano und seine Leute waren verschwunden vom Rio da Vacca. Und von Schweizer war nichts zu sehen gewesen.

„Der Halunke hat aber alles angestiftet," erklärte Wächter bestimmt.

VII.

Als die Bohnen gedroschen und der Tabak geerntet war, hatte die Kunkelschneiz den Überfall der Fanatiker auf den Rodewaldshof halb vergessen. Cypriano und seine Mordbrenner waren aus der Schweizerpikade verschwunden. Polizeipiketts hatten auf eine energische Depesche der Staatsregierung hin zwar die Umgegend abgestreift, aber bald die Suche aufgegeben. Gerüchte von neuen Fanatikeransammlungen flackerten durch das Land. Dann war alles wieder still. In der Schweizerpikade hatten neue Kolonisten die verlassenen Ländereien der Paradiesbrüder übernommen. Böttcher kaufte den Tabak der Bauern und erzählte immer wieder von dem bösen Tage, an dem er sich die Fanatiker nur durch gutgezielte Schüsse vom Halse gehalten hatte, und seine Kundschaft gewöhnte sich allmählich daran, daß seine Tapferkeit im Laufe der Zeit ins Ungemessene stieg. Georg Rodewald hauste mit Fritz Wächter im Feldschuppen, der notdürftig hergerichtet war, brachte die Ernte ein und stand immer mit Ingrimm vor den verkohlten Resten und Trümmern seines Hauses.

„Da heißt's die Zähne zusammenbeißen, Herr Rodewald, und den Mut nicht verlieren," hatte der alte Jakob Scherer aus der Kunkelschneiz geraten. „Das erste Haus

hat man ja immer am liebsten. Auch wenn es längst zum Maisschuppen geworden ist und man im neuen guten Steinhause wohnt. In Ihrem Nothause können Sie den Winter über nicht wohnen. Kommen Sie zu mir, und zum Frühjahr setzen Sie gleich einen ordentlichen, soliden Bau hin, in dem Sie alt werden können."

Der alte Jakob Scherer gehörte zu den Patriarchen der Kunkelschneiz, war ein verständiger Mann und hatte ein gutes Stück Welt gesehen. Oft genug war Rodewald in der Abendstunde zum schmucken Anwesen des Alten geritten und hatte gern gelauscht, wenn der „Schererjakob" aus seinen jungen Jahren erzählte. Er war ein unruhiges Blut gewesen, war zu Fuß als Tuchmachergeselle durch Rußland gepilgert, hatte auch den Orient gesehen und die geweihten Stätten des Gelobten Landes besucht, und seine Kinder und Enkel waren mit echtem Jordanwasser getauft, das er selbst aus dem heiligen Flusse geschöpft hatte.

Er zeigte noch immer mit Stolz ein versiegeltes Fläschchen dieses Jordanwassers, das zum Taufwasser für den ersten Urenkel bestimmt war, und er konnte ernstlich böse tun, wenn der Nachbar Pittelkow scherzte: „Na, Schererjakob, wirst als immer dein Jordanwasser aus unserem Rio nachgefüllt haben. Und deine Kinder wären auch gut geraten, wenn dir die Jordanflaschen unterwegs ausgelaufen wären."

Die letzten Worte versöhnten ihn immer schnell. Denn auf seine Söhne und Töchter, die als fleißige und nüchterne Bauern längst auf eigener Scholle ihren Mais und Tabak pflanzten, war er mit Recht stolz. Die Schererleute waren in der Kunkelschneiz und den Nachbarpikaden angesehen. Seine schöne alte Kolonie bewirtschaftete der Alte aber noch immer selbst und gedachte noch lange nicht, das Heft aus der Hand zu geben. Zwei Enkelkinder hausten bei ihm, Fritz Ritzow, ein starker Sohn der ältesten Tochter Jakobs, und die schmucke und lebensfrohe Hanna Scherer, die so fröhlich zu singen wußte, wenn sie bei der Arbeit auf dem Felde und in der Küche stand. „Die Singejungfer" hieß sie bei den Nachbarn, und das Kindervolk der Pikade lief ihr nach, sobald sie sich sehen ließ.

„Aber sie ist eine Stolze," sagten die jungen Burschen, die abends bei Fritz Ritzow anritten und beim Tanz sich um Hannas Herz und des alten Schererjakobs schönen Hof bemühten. Denn die Singejungfer war des Alten Liebling und würde einmal den Großvater beerben. So dachte die Kunkelschneiz, und auch Fritz Ritzow fand das ganz natürlich. Denn er liebte Hanna wie eine Schwester und gönnte ihr alles Gute.

Nur einmal hatte er sie beiseite genommen und ein ernstes Wort mit ihr gesprochen, obschon er sonst nicht eilfertig zum Reden war, sondern seine Gedanken für sich behielt. Das war nach dem Schützenball gewesen, auf dem der neue Schulmeister ihr den Hof gemacht hatte.

„Mit dem Kerl laß dich nit ein, Hanna! Er ist ein Windhund, und eines Tages ist er heidi und davon, wie das die Schulmeister hier als so machen, und du kannst ihm nachheulen, wie vorm Jahre Malwine Steffens, die hernach froh sein mußte, daß der Kritzlerhannes sie nahm."

Aber Hanna hatte den Vetter fröhlich angelacht, daß die weißen Zähne schimmerten, und ihre fröhlichen Blauaugen hatten lustig geblitzt.

„Sorg' dich nit, Fritz! Ich kenne meine Leute, und der Schulmeister kann mir dreist zehnmal erzählen, er hätte zum Doktor studieren sollen, wenn er nur gewollt hätte, und ich glaub's ihm noch immer nit. Er wird als drüben nit gut getan haben, und seine Leute sind froh gewesen, daß sie ihn loswurden. Aber tanzen kann er, das muß wahr sein. Arg schön. Hurrje — der Milchtopf kann mir überstieben. Das wäre auch arg schön."

Und Fritz hörte schmunzelnd, wie sie mit heller Stimme in der Küche sang:

„Und ein bissele Lieb und ein bissele Treu und ein bissele Falschheit ist alleweil dabei."

An dem gleichen Abend war es gewesen, daß Rodewald zum ersten Male als Gast in des Schererjakobs Haus gekommen war, und der Alte hatte ihn herzlich und gastlich aufgenommen. Nach dem Abendessen hatten sie lange beim Glase selbstgekelterten Weins und einer Zigarre, die der Schererjakob selbst in Regenwettermuße drehte, aufgesessen

und vom deutschen Vaterlande geredet, und Hanna hatte bei ihrem Nähzeug still zugehört. Rodewald hatte nicht sonderlich acht auf sie gehabt. Er sah aber, daß sie ein schlankes, stattliches Mädchen war, gesund und frisch, und wenn sie ihm das Glas füllte, geschah es zierlich und unbefangen. Auch ihre Hände fielen ihm auf. Sie waren zwar sonnenbraun von den Erntetagen, aber sie waren gutgeformt, und das hübsche Gesicht unter dem reichen braunen Haar ließ auf das rheinische Blut der Mutter raten.

Beim folgenden Besuch hatte sich auch der alte Garmatz eingefunden, und da hatten die beiden Alten mit Rodewald vom Militär und den Kriegen geredet bis in die tiefe Nacht, und es war kein Zufall, daß Hanna am anderen Morgen beim Milchseihen anstimmte: „Die Rosen blühen im Tale, Soldaten ziehen ins Feld."

„Ihre Enkelin ist ein fröhliches Blut, Herr Scherer," lobte Rodewald, der beim Kaffee wohlgefällig zugehört hatte.

„Ja, und ein gutes Kind, Herr Rodewald. Sie mahnt mich immer an meine Frau selig, die mir manchen sauren Tag leicht gemacht hat. Und das Heimweh ließ sie nicht an sich kommen, wie schwer ihr das Herz auch einmal sein mochte."

„Und Sie selbst? Haben Sie nie Heimweh gehabt hier im tiefen Urwald?"

Da hatte Jakob Scherer seinen Gast hinausgeführt über den sauber gehaltenen Hof hinter dem weiß getünchten Steinhause, auf dessen Dachfirst die Tauben gurrten, an den gefüllten Ernteschuppen und dem Schweinepferch vorbei, den die dichten Orangenbäume beschatteten, vorüber an dem lattenumzäunten Garten in die Pflanzung, wo Kleefelder sich saftgrün breiteten, der Mais gelb stand, die Zuckerrohrpflanzung leise im Winde wogte wie hohes Schilf, der Maniok die dunkelgrünen gefiederten Blätter breitete, die Kürbisse und Melonen an den Ranken reiften, der ährenschwere Reis der Sichel harrte und die abgeernteten weiten Tabakäcker der neuen Pflanzung warteten, immer weiter bergauf dem ragenden Urwalde zu, der die Berge bedeckte. Und von oben deutete der Alte mit seiner ausgearbeiteten Hand hinab ins segenschwere Tal, auf die eingehegte große

Weide, auf der seine Kühe und Pferde grasten, auf sein behäbiges Gehöft, auf sein Land, das von der freien Bergeshöhe weit ins Tal bis an den fernen silberglänzenden Fluß lief, und auf seinem gefurchten Gesicht glänzte es wie verhaltener Stolz, als er ruhig sagte: „Das alles gehört mir, dem Jakob Scherer, der einst mit dem Felleisen und dem Wanderstock durch die Welt lief, die nicht einen armseligen Acker für ihn hatte — und da sollte ich noch Heimweh haben? Nein, Herr Rodewald. Ich liebe das deutsche Vaterland. Aber die Scholle, die ich mir mit eigener Hand aus dem wilden Wald herausgeholt habe, die liebe ich mehr. Das ist meine wahre Heimat. Und Ihnen soll es einmal geradeso gehen. Das wünsche ich Ihnen von Herzen."

Und Georg Rodewald war ein Schauer der Ehrfurcht vor dem einfachen Mann angekommen. Er nahm die harte Hand des Greises, drückte sie und sagte ehrlich: „Sie haben mich heute einen guten Weg geführt, Herr Scherer."

Seit jenem Morgen war Rodewald der Freund des Alten geworden.

Die Regenzeit kam, und Georg Rodewald siedelte zu Jakob Scherer in die Kunkelschneiz über, saß an des Alten Tische und wurde bald der vertraute Hausgenosse. Und wenn er einmal von Dankesschuld reden wollte, schnitt ihm der Alte das Wort ab: „Fragt sich, Herr Rodewald, wer mehr zu danken hat. Der Hunger nach Brot ist hierzulande leicht gestillt, aber nicht der Hunger nach Menschen, wenn Sie mich recht verstehen wollen. Nachbarn und Freunde habe ich gottlob freilich genug. Aber man will auch etwas anderes hören als nur die ewigen Reden von Tabak-, Schmalz- und Bohnenpreisen, das Schimpfen auf die schlechten Wege und hohen Steuern, die gar nicht einmal so arg sind, und das Getratsch der Gevatterinnen am Sonntag nach der Kirche. Früher, als wir den alten Pfarrer noch hatten, ritt ich gern bei ihm an und redete mit ihm, denn er war ein kluger und guter Mann, der mit uns Freud' und Leid der Anfangsjahre gekostet hatte. Der neue Herr ist mir zu theologisch, und ich bin ihm wohl ein bißchen zu heidnisch, weil ich die Speisung der fünftausend Leute nicht als ein Wunder betrachte und hinter die Auferweckung des

Lazarus ein großes Fragezeichen mache. Na, da zieht man sich ins eigene Gehäuse zurück wie die Schnecke."

Rascher, als er geglaubt, gewöhnte sich Rodewald an das gleichförmige Leben der Kunkelschneiz. Oft lächelte er still in sich hinein, wenn er ohne Zögern neben dem Alten im Schuppen vor dem eisernen Kessel Platz nahm, um mit dem Rührholz die brodelnde Seife vor dem Anbrennen zu bewahren. Denn in der Kunkelschneiz kochte jeder rechtschaffene Bauer selbst seine Seife für das Jahr, solange die Regenzeit währte. Mit Behagen rollte er nach der Anweisung des Alten den selbstgepflückten Tabak zu Wickeln für die Zigarren und pflichtete bei, wenn Scherer erklärte: „Das junge Volk muß natürlich die Palha rauchen und hat den Maisblattstummel wohl gar in der Kirche noch hinter dem Ohr stecken. Aber es geht nichts über eine rechtschaffene Zigarre. In der Fabrik arbeiten sie freilich die Zigarre feiner in der Form. Aber meine Sorte schmeckt mir wohlfeiler und besser. Und ein richtiger Bauer kann nicht sparsam genug sein."

Die größte Freude aber machte Rodewald dem Alten, als er für seine verbrannte Bücherei den ersten Ersatz aus Porto Seguro kommen ließ.

„Bücher sind die treuesten Freunde für Menschen in der Einsamkeit, Herr Rodewald. Nur wollen es die Leute hier nicht glauben und sind mit dem Gesangbuch und dem Käseblättchen aus Santa Izabel zufrieden. Und die liebe Jugend erst — der darf man mit Büchern nicht kommen. Ja, für ein neues Sattelzeug oder einen Poncho, für Ringstechen und Tanzmusik ist das gute Geld sogleich da. Aber wenn die Fibel und der Katechismus beiseite gelegt sind, ist es mit dem Lesen und Schreiben vorbei. Und mancher gute Junge kann leichter eine störrische Mula zahmreiten als zehn Zeilen schreiben. Und wenn Hannes und Fritz einmal Geschriebenes nötig haben, fallen sie den Advokaten in die Finger. Aber reden Sie mal den Leuten davon, eine gute Schule zu unterhalten! Da können Sie einiges hören. Und diese Sorte von sogenannten Lehrern, die ich habe kommen und gehen sehen! Nun, meine Kinder habe ich selbst gelehrt, so gut ich Zeit hatte, und Hanna ist im Stift auf dem

Hamburger Berg gewesen. Sie steckt manchen Schulmeister in den Sack, wenigstens die Sorte, welche in der Kunkelschneiz üblich ist."

Diese „übliche Sorte" lernte Rodewald sehr bald in der Person des Herrn Franz Schulte kennen, der im Schulhause wirkte und seit dem Einzuge Rodewalds in das Schererhaus oft genug dort anritt und den Mann von Bildung und Wissen herauskehrte. Da ließ er sich die guten Zigarren des Schererjakob schmecken, saß bis in den späten Abend in der Stube und führte das große Wort als ein Mann, der sich seines Wertes bewußt ist. Blöde war dieser Herr Franz Schulte gewiß nicht, und er verfügte über ein gutes Maß Unverfrorenheit, die Georg Rodewald sehr bald als echte Berliner Schnoddrigkeit erkannte.

„Meine lieben Schulväter in der Kunkelschneiz sind eine ganz besondere Sekte, Herr Rodewald," erklärte er einmal. „Da haben Sie zum Beispiel den lieben Fritz Giesel, der Moneten genug im Beutel hat. Aber am Schulgeld sucht er abzuzwacken, was er kann. Für jeden Schüler bekomme ich auf den Monat zwei Milreis. Der redliche Giesel hat zwei Sprößlinge in meiner Schule, den törichten Ernst und den minderbegabten Karl. Doch dafür können die Bengel nicht, das ist mütterliches Erbteil. Aber Vater Giesel ist ein Oberschlauer. Er schickt Karlchen nur Montags, Mittwochs und Freitags und das gute Ernstchen an den anderen Wochentagen. Da ich somit immer nur einen Giesel'schen Sprößling zu meinen Füßen lernbegierig hocken habe, so will Giesel senior auch nur für einen lieben Sohn Schulgeld bezahlen. Aber ich habe mir zwei Sack Mais für meinen edlen Renner bei Vater Giesel auf Kredit geholt, macht sechzehn Milreis, und ich bin also für vier Monate gedeckt. Ich sehe aber einer heftigen Auseinandersetzung mit dem redlichen Giesel entgegen, denn er mustert mich bereits feindselig."

„Und wie steht's mit dem Neubau der Schule?" erkundigte sich Scherer.

Da wehrte Schulte mit erhobenen Händen ab. „Reden Sie davon nicht! Der Regen läuft mir durchs Dach, und ich setze nächstens Schimmel und Grünspan an. Eher glaube

ich an meine Berufung auf den Präsidentenstuhl in Rio als an den Neubau meiner Schule. Aber Gottfried Keller, der Bierbrauer, hat seinen neuen Tanzsaal unter Dach gebracht, und in vierzehn Tagen ist großer Einweihungsball. Dafür haben meine Kunkelschneizer eher Sinn. Sie müssen natürlich auch dieser glänzenden Feier beiwohnen, Herr Rodewald."

„Wärum nicht? Vielleicht ist's gut, wenn ich da Ihre Schulväter näher kennenlerne. Und ich werde einmal ein ernstes Wort über den Schulbau mit ihnen reden. Denn die alte Kabache, die sich hier Schulhaus schimpft, ist eine Unwürdigkeit für eine deutsche Pikade. Ein wirklicher Lehrer kann auch eine wirkliche Schule verlangen. Das ist meine Meinung."

Lehrer Schulte tat freilich entzückt, aber der „wirkliche Lehrer" stach ihn heimlich, und es entging ihm nicht, daß Hanna ein leises Lächeln unterdrückte und mit dem Vetter Fritz einen schnellen Blick wechselte. Daher empfahl er sich für diesen Abend schneller als sonst und erklärte in der Venda von Honigmann, wo er zu einem allerletzten Abendschoppen anritt, sehr erhaben: „Dieser Rodewald, von dem ihr immer soviel Wesens macht, versteht von Schulsachen nicht mehr als meine Mula. Er wollte mir heute weise kommen, aber ich habe ihm den Schnabel gestopft. Das müßte schon ein anderer sein, der mir dumm kommen dürfte! Überhaupt, ich werde es mir sehr überlegen, ob ich nicht die Kunkelschneiz verlasse und nach Villa Germania übersiedle. Da brauchen die Leute einen Arzt, und wenn ich auch den Doktortitel nicht führe, obwohl ich es könnte, so verstehe ich von der Medizin doch mehr als mancher lateinische Doktor, der zwar Rezepte schreibt, aber nur seinen Geldbeutel gesund macht."

Er trank sein Glas aus, blieb die Zahlung schuldig und schwang sich auf seine Mula, die geduldig draußen die Ohren hängen ließ, weil sie ihren Herrn und Meister kannte.

Honigmann aber erklärte seinem jungen Mann mit Sachkenntnis: „Vier Wochen gebe ich dem Schulmeister noch Zeit in der Kunkelschneiz, dann ist er reif zum Abmarsch.

Und das war die letzte Flasche, die du aufschreibst! Die Kreide soll er gebrauchen, aber nicht wir. Und dem Compadre Giesel muß ich einen kleinen Wink geben."

* * *

Der Bierbrauer Gottfried Keller war ein geschäftskundiger Mann und wußte seine Kunkelschneizer zu nehmen. Mit einem kleinen Braukessel hatte er begonnen und den teuren Hopfen nach Kräften gespart. Aber seine Marke „Viktoria" hatte er dennoch in allen Venden eingeführt, nährte sich dazu redlich vom Pferdehandel und veranstaltete Sonntags immer wieder einen kleinen „Schrapp", wie die Kunkelschneizer ihr einfaches Tanzvergnügen benamseten. Der flinke, kleine Mann hatte helle Augen und verstand, hinter der Tonbank jede herkömmliche Salbaderei seiner Kunden geduldig anzuhören, vermied es, bei Streitigkeiten in der Pikade Partei zu ergreifen, und hatte ein merkwürdiges Geschick, aus jeglichem Leder Riemen zu schneiden.

„Gottfried verhandelt einen lahmen Schinder als Rennpferd, wenn's darauf ankommt," erklärte Jakob Scherer, als er sich mit Rodewald reitfertig machte zum Einweihungsball, „und er hat mehr Patacas auf die hohe Kante gelegt, als die lieben Leute hier sich träumen lassen. Nun macht er das letzte Geschäft mit seinem neuen Saal, und wenn er den erst in flottem Betrieb hat, verkauft er und legt sich auf den Tabakhandel in Santa Izabel. Und wenn er dann auch für den Ballen einen Milreis weniger bezahlt als die anderen Tabakräuber, bringen ihm seine Kunkelschneizer doch ihre Frachten. Dafür ist er der Gottfried. Nun, heute werden Sie ja sehen, wie er jedem den Honig aufs Brot streicht, der ihm am besten schmeckt."

Fritz Ritzow war schon gleich nach Tisch voraufgeritten, denn sein Schützenverein hatte vor dem Ball ein Preisschießen. Der Scheibenstand lag im Potreiro Kellers, und Heinrich Honigmann hatte, natürlich „unter dem Selbstkostenpreis", eine „hochfeine" Lampe, eine Weckeruhr, zwei bunte Glasvasen und einige nützliche Gegenstände für den Haushalt der Preisschützen geliefert, die in seiner Venda bisher auf Lager geblieben waren. Lehrer Schulie hatte

freilich anzügliche Reden geführt, von „Tinnef“ und „Ladenhütern“ gesprochen, aber Honigmann hatte ihn schnell still gemacht, indem er mit dem unbeglichenen Konto des Pädagogen der Kunkelschneiz winkte.

Der Ulanenverein unter dem Kommando des Wachtmeisters Garmatz hatte ein Ringstechen angesagt, und Rodewald sah die Pikadenjungen in Ulanka und Tschapka, der Uniform der Düsseldorfer Lanzenreiter nachgebildet, durch die Kunkelschneiz sprengen. Die Mädchen und Frauen hatten ihren Gäulen die tuchbezogenen Damensättel auf jaguarfellverbrämten Schabracken aufgelegt, den langen Reitrock über die hellen Kleider gestreift und flitzten in schlankem Trabe erwartungsvoll zu Keller.

Der Brauer hatte angekündigt, daß es ihm zur Einweihung auf einen fetten Spießbraten nicht ankommen solle. Zudem hatte er zwei Schweine abgestochen und Wurst für den Abend stopfen lassen, wie die Kunkelschneiz es erwartete. Mine Keller und ihre Nachbarinnen aber hatten am Sonnabend im Backhause gestanden und Kuchen und Weißbrot in Hülle und Fülle aus dem Ofen gezogen.

Ferdinand Kath, der Musikmeister der Kunkelschneiz, hatte einen funkelnagelneuen Einweihungsmarsch mit seinen Künstlern eingeübt und rieb das Piston, das er kunstvoll zu blasen verstand, blitzblank. Er ermahnte fürsorglich seinen Tubabläser, seinen besten Durst bis Mitternacht aufzusparen, denn er kannte seinen ersten Gesellen und dessen Gurgel. —

Auf dem Scheibenstand knallten die Büchsen, die Ulanen legten die Lanzen ein, und die Pikadenjugend begleitete jeden Treffer mit Lärm und Jubel.

Nur die ganz Alten blieben daheim, das Haus zu hüten. Aber mancher Hausvater schirrte die Gäule an den leichten grünen Wagen und kutschierte „Mutter“ zum langersehnten Fest.

Der letzte Schuß knallte auf dem Scheibenstande, und Schneider Herberts brachte seiner rundlichen Frau stolz die „hochfeine“ Lampe. Dann ordnete Schneidemüller Jochims seine Schützen, und stramm marschierten sie vor den Neubau Kellers. Auch die Ulanen trabten an und nahmen Aufstellung. Ferdinand Kath hob das blitzblanke

Piston, und der neue Marsch eröffnete die Weihe des Hauses. Jochims hielt eine Rede, die mit einem begeisterten Hoch schloß, Raketen zischten und knatterten, und Adam Krafft, der zwei Mörser in der Pflanzung Kellers geladen hatte, brannte die „Katzenköpfe" ab, daß es krachte und hallte. Die Pferde stiegen und wollten scheuen. Frauen kreischten, und ruhige Männer murrten über den „Unfug", der nur unnützes Geld koste. Aber die liebe Pikadenjugend schrie Beifall und sprang entzückt durch das Potreiro. Heinrich Honigmann lobte laut das Pulver, das Adam Krafft abbrannte — „Naßbrand Nummer Null, Jungens!" —, denn er, Honigmann, hatte es geliefert.

Der knusperige Spießbraten wurde verteilt, die Matécuya machte die Runde unter den Schmausenden, und Gottfried Keller behauptete mit Genugtuung, daß seit fünf Jahren nie in der Kunkelschneiz ein gleich fetter Ochse an den Spieß gekommen sei.

Lehrer Schulte, der ein ansehnliches Rippenstück erwischt hatte, schöne Happen abschnitt, in Maniokmehl drehte und mit Behagen hinterwürgte, machte Rodewald heimlich auf Karl Hahne und Gottlob Förster aufmerksam.

„Beobachten Sie mal die beiden Schluckspechte, wie sie schlingen! Aber hernach, wenn es ans Biertrinken geht, da klagen sie über schwachen Magen und leisten sich höchstens einen Bittern. Die Nassauer! Aber wir wissen, was wir dem Wirt schuldig sind." Und er schleifte Rodewald an den Schenktisch, forderte zwei Flaschen Festbier und tat den ersten langen Zug.

Die Musikanten erklommen ihren Hochsitz und spielten zum ersten Tanz auf. Der geräumige Saal war mit Palmwedeln an den Wänden, mit bunten Papierfähnchen und Laubgewinde ausgeschmückt. Unter den großen Lampen drehte sich alt und jung im wonnigen Walzer, und Rodewald ließ Hanna nicht warten.

Die älteren Kolonistenfrauen auf den Bänken an den Längswänden stießen einander an und tuschelten. Ja ja, der Schererjakob hatte schon gewußt, warum er den Herrn Rodewald ins Quartier nahm. Wenn die Paradiesbrüder auch das Haus in Brand gesteckt hatten — was tat's?

Zimmermann Rupprecht und Maurer Winkelmann hatten mit dem „reichen Deutschländer“ schon die Pläne für den Neubau gemacht, und man brauchte nicht lange zu fragen, wer im neuen Hause des Rodewaldhofes die Brautkiste unterstellen werde.

„Da werde Karl Blödow und João Schilling lange Gesichter mache.“

„Un der Schulmeister erst recht.“

„Ach, Stine, geh' mer mit dem windige Kerl! Ich han meiner Dore gesagt, als er vergangene Woch' bei uns maie kam, Dore, han ich gesagt, sieh dich vor mit dem Schulmeister! Oder willst du von der leere Schultafel dei Bohne esse un dir 's Maul mit dem Schwamm abwische? Gucke, da steht er mit Jochims un Hillebrand! Un wen er erwischt, der is um eine Flasch' Bier ärmer. Den nimmt dem Scherer sei Singejungfer schon lange nit.“

„Aber er sagt doch, er is so e Stücke Dokter, un mei Hannes, mit dem er als Karte spielt, sagt, der Schulmeister is e arg studierter Kerl.“

„Der? Er schwätzt als viel dahin. Aber gucke, da tanze die beide wieder an. Das muß ich sage, der Herr Rodewald is e flotter Mann, un die Schererhanne is e arg hübsches Mäd.“

„Ja, un das Heimbringe hat er leicht heut nacht.“

Rodewald enttäuschte aber sehr bald die scharfäugigen Pikadenmütter. Er ging ins Gastzimmer zu den Alten der Kunkelschneiz, die da gesellig an den Tischen hockten, Schafkopf spielten, vom Wetter und von den Wegen sprachen und ab und zu durch die Saaltür in das Gewühl der Tanzenden schauten.

Sie räumten willig Rodewald einen Platz. Jochims und Garmatz rechneten es sich zur Ehre an, daß ein Mann wie Rodewald zwischen ihnen saß und mit Behagen seinen Schoppen trank.

„Stolz is er nit,“ stellte man an den Tischen fest.

„Probieren Sie mal meine Havanna, Herr Rodewald,“ sagte Garmatz, der sich nicht wenig darauf zugute tat, den besten Tabak in der Pikade zu bauen. „Wenn wir die bei Vionville und Mars-la-Tour gehabt hätten, da hätten die

Rothosen noch einen ganz anderen Dampf zu schlucken gekriegt."

Da meldete sich Walter Löscher, der Stellmacher, und hub in reinstem Sächsisch an: „Nu, bei Sedan ham die Franzosen uns Sachsen auch nich schlecht kennengelernt. Dadervon kann ich mitreden, denn ich war dabei. Und ich weiß for gewiß, daß Max Mohann — was der franzeesche Moltge war — zu Nabohljohn gesagt hat: ‚Nu is aus, Majestät, nu is alle! Se sinn da, die Wietriche — die Sachsen gommen.' — Und zwee Stindchen später, da hatten mir den Nabohljohn in der Mausefalle."

Jakob Scherer beugte sich über den Tisch und raunte Rodewald hinter der vorgehaltenen Hand zu: „Der alte Lügenbeutel ist nie im Felde gewesen. Er schmökert in alten Zeitungen und dichtet sich seine Märchen zusammen."

„Da gönnen wir ihm doch die Freude."

Aber Karl Stramm, ein alter Pommer, der werktags noch immer im Lederschurz am Amboß stand, meldete sich: „Du willst bei Sedan mit dabeigewesen sein, Löscher? Du hast ja Schwamm gekloppt in Dresden! Dich haben sie ja zu Hause gelassen, du Kräpel! Aber hier — das stammt von einer französischen Kürassierplempe, und die pommersche Landwehr hat dafür mit dem Kolben quittiert, daß es fluschte!"

Der Graubart rückte den schwarzen Filz aus der Stirn und zeigte mit Stolz die Narbe.

Gottfried Keller sah eine kleine Differenz kommen und lenkte fix ab. „Haltet mal e Augenblick Ruh'! Der Schulmeister will e Rede tun."

Franz Schulte dachte zwar noch nicht daran, aber Keller ließ in der nächsten Tanzpause das Piston schmettern und um Ruhe für den „Herr Lähr Schulte" bitten. So stieg Franz Schulte würdig auf den Musikantensitz und ließ eine Weiherede vom Stapel. Um ein Wort war er nie verlegen, und in gehobener Stimmung deutete er eindringlich auf die Notwendigkeit des Schulneubaues hin. „Unsere alte Schulkabache ist eine Unwürdigkeit, liebe Schulväter!" Mit einem Hoch auf den Fortschritt und die wahre Bildung der Kunkelschneiz schloß er und stieg stolz herab.

Es war gut, daß er sich in der Nähe des Schenktisches hielt, denn im Gastzimmer hätte er Unerfreuliches vernehmen können. Da murrte der alte Steffen ernstlich über die Ferien. „Han ich Ferie? Ich muß mit der Hack' in den Milje stehe un mir de Buckel in der Sonn' brate lasse, un der Schulmeister kann in de Ferie auf der faule Haut liege." Auch die „Unwürdigkeit" wurde ihm angestrichen. Man fand es viel unwürdiger, daß man einen gewissen Jemand nach dem letzten Schrapp arg besäuselt morgens am Wege schlafend gefunden hatte. Nur Hannes Strohm meinte gutmütig: „Warum soll der Schulmeister nit auch mal e Brand habe? Annere Leut' hole sich ihre Brand, wenn sie in die Mühl' oder zur Schmied' reite." Und er faßte dabei den alten Steffen ins Auge, der selten vom Ritt zur Mühle oder Schmiede ohne einen hinlänglichen Rausch heimkehrte.

Da nahm Rodewald das Wort. Ruhig und sachlich erklärte er, daß das Wort von der „Unwürdigkeit" aus seinem Munde stamme und daß er sein Wort vertrete. In eindringlichen Worten legte er den Schulvätern ans Herz, daß der Jugend eine gute Schule not tue, daß ein halbverfallenes Schulhaus mit elenden Bänken und mangelnden Lehrmitteln die Achtung der Jugend vor der Schule nicht erhöhen könne. Er erinnerte an den preußischen Schulmeister, der bekanntlich die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe, und um den guten Anfang zu machen, erklärte er kurz: „Ich bin kein reicher Mann und pflanze meine Bohnen und meinen Tabak wie Sie alle. Aber ich gebe freiwillig fünfhundert Milreis zum Neubau, sobald er von der Schulgemeinde beschlossen wird."

„Und ich lege zweihundert zu," sagte der alte Scherer.

„Mir soll's auch nicht darauf ankommen," ließ sich Garmatz hören, denn der Schulmeister von Königgrätz hatte es ihm angetan.

Aber es gab auch zähere Gemüter. Man solle vorher einmal für einen wirklichen Lehrer, einen ordentlichen, nüchternen Mann sorgen. Und Rodewald lernte eine hübsche Garnitur von Pädagogen kennen, die gleich Zugvögeln durch die Kunkelschneiz geflogen waren. Da hatte Michel

Steinert einfach die Bibel lesen lassen, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, und Hubert Wittig, den sie immer den „verrückten Professor" nannten, hatte nur singen lassen und die vier Spezies selbst nicht recht beherrscht, aber den Kindern die Schiefertafel auf dem Kopf zerschlagen, und die Tafeln waren doch teuer! Und Paul Schulz hatte mit den großen Jungens in der Pause „Karrehr" geritten, denn er war morgens nie nüchtern, und Stefan Euler war mit Lore Rüping ausgerückt, die er noch selbst das Jahr vorher in der Schule gehabt hatte. Und wenn ein Schulmeister wirklich etwas verstand, so wurde er sehr bald junger Mann in einer Venda und sah zu, daß er Musterreiter für ein gutes Haus in Porto Seguro wurde. Wie das Herr Olmann gemacht hatte, den sie alle gern hatten. Aber was sagte Olmann immer, wenn er von Porto Seguro heraufkam? „Zum Schulmeisterspielen gehört hier unbedingt eine gewisse Geistesschwäche." Und mit Franz Schulte, der immer das große Maulwerk hatte, war man längst nicht mehr zufrieden. Bären anbinden in der Bende und den Mädels in den Pikaden nachreiten — ja, das verstand er.

„Nun, lassen wir es gut sein," brach Rodewald das Gespräch ab. „Ist das neue Haus da, so wird auch ein guter Lehrer zu haben sein. Ich werde mich an Frederico Dahlmann wenden."

Der Name wirkte beruhigend. Ja, Dahlmann, das war ein Mann! Und bei der Deputiertenwahl gehörte ihm jede Stimme in der Kunkelschneiz. Das war gewiß wie Amen in der Kirche!

Nur Hann Wojahn machte eine Bedingung: „Ich muß aber erst wissen, was ich for meine Stimme kriege. Früher, da wußte man das, als wir noch den Kaiser hatten. Da kriegte man erst ordentlich zu essen und zu trinken, und ich hab' für meine Stimme mir wenigstens dreißig Milreis bezahlen lassen, un das eine Mal einen neuen Hut dazu."

Aber man lachte den politischen Eigennutz aus. Die Republik zahlte nicht mehr für die Stimmen. Und Frederico Dahlmann war sicher nicht dafür. Worauf der Enttäuschte murrte: „Dann will ich mit der Politik nix mehr zu tun haben."

„Es wird auch ohne dich gehen, Hann!“ rief Jochims. „Und Dahlmann wird gewählt.“

„Gut, aber er muß eine feste Brücke über den Hirschbach besorgen!“ forderte einer.

„Un die Preise für Tabak un Bohne müsse in die Höh' gehe. Daderfor muß er sorgen!“ begehrte ein anderer.

„Und schließlich muß er das Wetter bestellen für jeden, wie er es gerade braucht!“ rief Garmatz höhnisch.

Da ließ Keller Tassen und Teller auf die Tische setzen und Wurst und Weißbrot, Kuchen und Kaffee auftragen, und man setzte sich zu Weib und Kind und tat sich gütlich. Auch Rodewald hielt unbefangen mit, saß bei den Scherer-leuten und hatte Hanna zur Rechten.

Man hielt sich nicht zu lange bei Tisch auf, denn wirkliche Tanzmusik gab es nicht alle Tage. Was war eine Ziehharmonika beim gewöhnlichen „Schrapp“ gegen Ferdinand Kath und seine erprobten Bläser! Freilich, die Streichmusik ließ er zu Hause, seitdem in der Batatenschneiz der große Kontrabaß bei einer schweren Keilerei arg blessiert worden war und Konrad Braun, der heute die Tuba blies, dem Schlackerphilipp die Geige auf den Kopf gepfeffert hatte, was freilich nur der Geige ernstlich geschadet hatte.

Jakob Scherer zog wieder ins Gastzimmer und spielte Sechsundsechzig mit dem Schmied. Rodewald blieb bei den Tänzern und merkte, daß Hanna nicht nur ein fröhliches, sondern auch ein flinkes und gewandtes Mädel war. Seine besten Dragonererinnerungen wurden wieder wach, wenn er auch kein spiegelndes Parkett unter den Sohlen hatte. Lebensfreude durchrieselte ihn. Das alte Reiterblut regte sich, das quellende Verlangen, seinen lange zurückgedrängten Sinnen die Zügel für eine Stunde schießen zu lassen.

Jakob Scherer ritt heim mit anderen Alten der Kunkelschneiz. Die Jugend der Pikade nahm sich ihr Recht. In einer Ecke des Saales hockten junge Burschen und auch seßhafte Bauern beim eifrigen Spiel. Karten wurden aufgeblättert, die Geldscheine flogen im „Sete Bahiano“, dem Glücksspiel, das aus Santa Izabel den verbotenen Weg in die Pikaden gefunden hatte. Einen Lärm und Streit

der Spieler unterdrückte der wachsame Wirt rechtzeitig, und als Wilm Kuboldt eine alte Differenz mit Karl Gerhardt, die im Pferdehandel wurzelte, im Tanzsaal austragen wollte, flogen nach dem ersten Faustschlage beide Helden unter dem Gekreisch der Weiber an die kühle Nachtluft. Ferdinand Kath setzte flink mit einem Rheinländer ein, Juchzer der Burschen schallten dazwischen, und in den Augen der Mädchen, die vorher mit ernsthafter Miene und züchtig gesenkten Lidern sich im Reigen gedreht hatten, schimmerte es glänzend und verlangend. Heißer jagten die Pulse. Flüstern, Scherzworte, schämiges Lächeln und neckische Antwort raunte, kicherte und schwirrte durch die wogenden Paare. Ein heißer, aufreizender Dunst schwebte im Saal. Der Heimritt in verschwiegener Nacht winkte lockend manchem verliebten Paar. —

„Es ist Zeit, daß ich heimkomme," erklärte Hanna bestimmt, als Hannes Bühler herausfordernd einen Tanz begehrte. Sie sah Rodewald bittend an und ging hinaus.

Schnell führte dieser die Pferde heran, die draußen im Mondlicht wartend die Köpfe hängen ließen und nun ungeduldig ihre Reiter aufsitzen ließen.

„Wartet ein bißchen! Ich komme mit!" drängte Franz Schulte sich an die Saaltür.

Aber ehe er seine Mula fand, trabte Hanna an Rodewalds Seite die mondbeglänzte Pikade entlang. Hinter ihnen verwehten die verworrenen Klänge der Musik und übermütiges Rufen nachschauender Tänzer.

Der Weg führte bergan. Schnaubend fielen die Pferde in Schritt. Rechts und links lagen die Höfe der Bauern, verträumt, mit geschlossenen Fensterläden. Taghell flutete das silberne Mondlicht über die eingezäunten Weideplätze. Ruhendes Hornvieh lag im Grase. Pferde standen still und warfen scharfe Schatten auf die schimmernde Weide. Die Blätter der Orangen blinkten. Gesträuch und hohes Rohr mit zitternden Fahnen zeichneten silberdurchbrochene Gitter und lange schwarze Streifen über die lichtglänzende Straße und die dunklen Furchen der Wagenspuren.

Die Einsamkeit raunte Rodewald aufreizend zu. Diese Stille der Nacht hatte hundert unhörbare Stimmen, die

dem Manne Rodewald heimliche Dinge ins Ohr sagten, die der helle Tag verschwieg.

Ritt nicht ein jugendfrisches Mädel neben ihm, dessen Herzschlag er im Tanz gespürt? Warum lenkte sie, die nie um ein Wort verlegen war, nun stumm ihr Tier durch die nächtliche Stille? Pulste nicht auch in ihr die heimliche Erwartung und das verschwiegene Verlangen nach einem leisen Liebeswort und einem aufflackernden Begehren des Mannes?

Rodewald wußte, daß diese deutschen Pikadentöchter, so züchtig und sittsam sie sich auch im Reigen drehten, schnellreifend unter der heißen Sonne des Südens aufgewachsen waren, verschwiegene Glut im jungen Blut trugen. In heißer Leidenschaft sprühte in ihnen der heimliche Funke auf zu lodernder Lohe, und diese Kinder der Natur, des freien ungezwungenen Lebens waren nicht spröde und zimperlich, wenn ein kraftvoller, kecker Bursch nach roten Lippen und verschwiegener Umarmung lüstern war. Sobald die ersten Fledermäuse durch den Abend strichen, sattelte mancher junge Reiter den Klepper und sprengte zu verstohlenem Stelldichein. Warum ritt er, Georg Rodewald, wie ein Jungfernschirmer und Tugendschützer neben diesem frischen Pikadenkind, statt in keckem Werben zu nehmen, was ihm schwellend und rosig entgegenblühte? —

Ein gesatteltes Pferd stand am Tor eines Hofes angebunden, reiterlos.

„Den Schimmel sollte ich doch kennen, Hanna. Reitet ihn nicht Gustav Molz?"

Hanna nickte. Rodewald sah, wie sie lächelte. Im schwarzen Schatten eines Orangenbaumes am Tor war ein helles Mädchenkleid zu erkennen. Ein Liebespaar stand in stummer Umarmung.

Hanna trieb hastig ihr Pferd an. Als das Tor hinter ihnen lag, sagte sie leise: „Der Molz Gustav wird auch bald zum Pfarrer reiten müssen, und Marie Steffen ist erst siebzehn."

„Jung gefreit, Hanna —"

„Hat schon manchen gereut, wollen Sie sagen; und der alte Steffen will den Gustav nicht zum Schwiegersohn."

„Sie werden ihn nicht fragen."

Sie summte leise vor sich hin, während ihr Tier schnaubend und drängend dem heimischen Potreiro zutrabte.

An der Sägemühle der Kunkelschneiz ging es vorbei. Kantig behauene Waldstämme lagen im Licht, Bretterstapel harrten der Abfuhr.

„Nun werden Sie auch bald den Sägemüller in Nahrung setzen, Herr Rodewald. Auf das Richtefest freue ich mich jetzt schon."

Da fand er hurtig den Faden des Gesprächs. Er redete eifrig vom Neubau des Rodewaldhofes. Ein stattliches Haus sollte ihm auf eigener Scholle wachsen, ein richtiges deutsches Bauernhaus mit weiß getünchten Steinmauern und freundlichen grünen Schlagläden.

„In meinem neuen Hause will ich ein glücklicher Mann werden, Hanna, und die mit mir unter meinem Dache wohnen, sollen wohlgeborgen sein."

„Ich gönne es Ihnen von Herzen. Und da ist schon Großvaters Tor."

Der Alte hatte noch Licht. Er ging nicht eher schlafen, bis alles daheim war.

„Auf unseren Fritz wird er eine gute Weile warten können, der Großvater." Hanna lachte leise, während Rodewald vom Sattel aus das Gatter öffnete und festhielt, bis Hanna herein war. „Grete Barth hat ein gutes Stück bis zu Hause."

„So, so! Also Grete Barth! Der Duckmäuser! Da wird er auch bald zum Pfarrer reiten?"

„Erst wird er Ihnen das Haus bauen helfen, Herr Rodewald."

Sie ritten zwischen den Pfirsichbäumen bis zum Platz an der Hintertür des Hauses, wo Orangenbäume wie in stillen Träumen standen und ihre Zweige reckten, als beschauten sie verwundert den eigenen Schatten.

Rodewald schwang sich aus dem Sattel und ließ die Zügel zu Boden gleiten, daß sein Brauner stillstand. Hanna raffte den Reitrock und wollte abspringen. Schnell trat Rodewald heran und fing sie auf. Er hielt sie in seinen Armen, preßte sie an sich und suchte ihre Lippen.

Sie wollte ihm entwischen. Aber er zwang die Sträubende an sich. Wie ein Rausch kam es über ihn. Er küßte sie mit brennenden Lippen, flüsterte ihr heiße Liebesworte ins Ohr, hielt sie mit starkem Arm und suchte immer wieder ihren warmen, süßen Mund, der sich ihm mit leisem Seufzer bot.

„Hanna! Liebes, süßes Mädchen!"

Alles Sehnen durstiger, lechzender Jahre, schwerer Einsamkeit, zurückgedämmten Verlangens ergoß sich wie eine stürzende Flut in dieses Wort zitternder Leidenschaft.

Er spürte, wie ein leises Beben durch ihre schlanke Gestalt lief, wie ihr junger Busen wogte, wie ihr Herzschlag jagte. Er fühlte das erwachende, heiße Verlangen ihrer süßen Lippen. Er atmete den Duft ihres reichen Haares.

„Hanna!"

Er hielt sie wortlos in seliger Umarmung. Langsam legte sie ihm die schwellenden Arme um den Nacken und öffnete die hingebungsvoll geschlossenen Lider.

„Lieber!" —

Da fiel Lichtschein durch das Fenster und lag auf den Stämmen der Bäume.

„Der Großvater!" fuhr sie empor und raffte eilig ihr Reitgewand.

„Ich sattle schon ab, Hanna," sagte Rodewald laut. Seine Stimme klang rauh vor zurückgepreßter Leidenschaft.

Die Tür öffnete sich langsam. Jakob Scherer stand mit der Lampe auf der Schwelle.

„Schon daheim?" fragte er gemütlich. „Der Fritz natürlich noch nicht. Dachte mir's schon."

Hanna eilte an ihm vorüber und mied seinen Blick.

Rodewald aber nahm sich gemächlich Zeit zum Absatteln. Als er ins Haus trat, war Hanna nicht mehr zu sehen.

„Die Nacht ist schnell herum, Herr Scherer," sagte er. „Gehen wir schlafen. Fritz findet allein ins Bett." —

Lange noch lag Rodewald wach, starrte gedankenvoll auf das längliche Viereck des Fensters, das der Mond hell auf die Dielen malte, hörte den Hausgenossen Fritz anreiten und leise ins Haus schleichen und fand den Schlummer

erst, als der freundliche Hüter der Nacht und ihrer Heimlichkeit hinter den schwarzen Saum der Waldberge tauchte.

Beim ersten Strahl der Sonne war er draußen und wartete auf Hanna. Milchkühe standen unter den Schattenbäumen am gewohnten Platz, des Melkens gewärtig. Rodewald hackte ihnen Zuckerrohrstangen als Futter und sah zu, wie sie mit Behagen und triefenden Lefzen die süßen Stücke zermalmten. Die Tauben gurrten auf dem Dachfirst, Hähne schmetterten ihr Signal durch die taufrische Frühe.

Hanna trat heraus, in der Rechten den weiß gescheuerten Zuber mit blankem Kupferband.

Im einfachen Kattunkleid, das die vollen Arme und den schönen Nackenansatz freiließ, schritt sie mit federndem Gang frisch wie der junge Tag. Mit fröhlichem Morgengruß trat Rodewald ihr in den Weg. Sie senkte die Lider und errötete.

„Hanna, mein Mädchen, ist das mein guter Morgen?"

Sie antwortete nicht. Ihre Wangen glühten purpurn. Hastig griff sie den Melkstuhl und ließ den weißen Strahl in den Zuber zischen, daß die Milch schaumig stieg.

Als Rodewald sich zu ihr niederbeugte und ihren Nacken leise streichelte, wandte sie sich um und wehrte ihm.

„Warum wollen Sie mir die Ruhe nehmen, Herr Rodewald?" fragte sie mit ernsten Augen. „Sollen mich die Klatschbasen ausspotten? Ein Herr wie Sie und ein Bauernkind wie ich — das reimt sich nicht."

„Aber es soll sich reimen! Ich werde mit dem Großvater sprechen." Da stand sie hastig auf und faßte seine Hand.

„Ich glaube es ja, Sie sind ein ehrlicher Mann. Aber tun Sie es ja nicht! Lassen Sie uns unseren Frieden! Wir sind nicht füreinander geschaffen. Zwischen uns liegt eine tiefe Kluft, und keine Brücke führt darüber. Bauen Sie Ihr Haus, und wenn wir das Richtfest feiern, sind wir wieder die alten und haben vergessen, was in einer dummen Nacht heimlich geschah. Ich bitte Sie."

Sie sah verschämt und doch vertrauensvoll zu ihm auf. Da ließ er sie, verdrossen und trotzig.

„Vielleicht bin ich unversehens über den Zaun in ein Gärtlein gestiegen, das längst einem anderen gehört, Hanna?" sagte er halblaut.

Sie erwiderte nicht. Er sah nicht den aufflammenden Stolz und Zorn in ihren Augen, sah nicht das jähe Erbleichen ihrer Wangen. Sie wandte sich hastig um, hockte wieder wie eine einfache Magd vor ihrem Milchzuber und zog mit zitternden Händen den weißen Strahl. —

Vergeblich wartete Rodewald in den nächsten Tagen auf ein Zeichen wiederkehrender Liebe. Eifrig schaffend, aber still und ohne ein munteres Lied oder Scherzwort, ging Hanna durch das Haus. Der Großvater und Fritz achteten nicht darauf.

Sie planten mit Rodewald den Neubau. Wenn das Wetter gut blieb und der Weg fest wurde, konnten die Stämme zur Sägemühle gefahren werden, um Balken, Dielen, Bretter und Sparren für die Zimmerer zu liefern. Guten Sandstein konnte man auf dem Rodewaldhof selbst sprengen, und die Nachbarn in der Kunkelschneiz würden sich nicht lange bitten lassen, Gespanne zu stellen und fest zuzugreifen, wie es Brauch war.

Acht Tage später wurde der Grundstein gelegt. Meister Winkelmann hantierte mit Lot und Leine, Kelle und Hammer. Das Picken der Steinmetzen tönte munter. Zimmerling Rupprecht musterte mit Wohlgefallen die kantigen Balken, die Fritz Ritzow aus der Sägemühle anfuhr. Der Wächterfritz stand am Mörteltroge und spielte den Handlanger. Der alte Scherer saß Tag für Tag bei den Bauleuten und hatte ein wachsames Auge darauf, daß nichts versehen wurde.

Rodewald sah die Fundamente wachsen und hörte die Hammerschläge der Zimmerleute, das fröhliche Rufen der Maurer vom Gerüst, die kleinen Scherze, die das Werk würzten; saß in der Mittagspause, wenn die Handwerker schnell in die Kunkelschneiz zu den Bohnentöpfen ritten, mit dem Schererjakob bei Karl Böttcher, wo sie auf dem Tisch fanden, was Hanna mit Fritzens Wagen schickte; horchte mit halbem Ohr auf die Lobsprüche Böttchers, der den Neubau auf dem Rodewaldhof ein wahres Schloß nannte — aber die rechte Freude wollte in ihm nicht aufkommen. Tag für Tag stand er trotz der Sonne in ehrlicher Arbeit, griff ohne Scheu zu wie alle anderen und ward dennoch seines Schaffens nicht froh.

Wenn er mit den Kunkelschneizern bei sinkender Sonne an Böttchers Venda vorbei über die Hirschbachbrücke zu Scherers Kolonie heimritt, suchte sein Auge Hanna. Sie deckte den Tisch und trug auf, war freundlich und sorglich, aber sie vermied es, mit ihm allein zu sein.

Er fühlte es, und es brannte ihn. Oft genug suchte er in aufwallendem Zorn sie zur Rede zu stellen oder ein heimliches Wort der Liebe an sie zu richten, aber sie wich ihm aus. Und wenn sie an ihm vorüberging, sah er um ihren Mund den trotzigen Zug gekränkter Ehre. Und er hatte doch diesen Mund geküßt in verschwiegener Mondnacht! Wollte sie das für immer vergessen? Gehörte sie einem anderen? —

Als der erste Mais gepflanzt wurde, kam Botschaft aus der Zipfelschneiz: Bertha Rühlmann, die Schwester Hannas, lag im Wochenbett und schickte nach Hanna.

„Der Rühlmann hat Hilfe nötig," entschied Jakob Scherer. „Nachbar Pittelkow wird uns seine Anna derweilen ins Haus geben, daß sie uns die Bohnen kocht. Die Schwester darfst nit im Stich lassen, Hanna. Laß dir das Pferd satteln, und wenn Rühlmanns taufen lassen, kommst heim."

Ohne Abschied war Hanna geritten. Als Rodewald am Abend vom Bauwerk heimkam, schien ihm das trauliche Schererhaus öde und verlassen. Wohl trug das stattliche Pommernmädchen aus dem Nachbarhof das Essen auf und stellte die Kanne heißen Kaffees auf den Tisch, wohl saß der Schererjakob nach dem Essen gemütlich mit Rodewald auf der Bank vor der Haustür und blies blaue Wölklein in den Abend, redete wohlgefällig vom Neubau und gab guten Rat, wohl kam Nachbar Pittelkow herüber und sprach ein Stündchen über den Lauf der Welt und die kleinen Sorgen des Tages, bis die Pikade still war und nur vereinzeltes Hundegebläff späte Reiter verriet — der traute Friede und die behagliche Geselligkeit des Schererhauses waren für Rodewald verschwunden, seitdem Hanna bei der Schwester weilte.

Tag für Tag wartete Rodewald auf ein Lebenszeichen, einen Gruß von ihr. Vergeblich. Tag für Tag ging er mit einem verbissenen, starren Trotz an sein Werk, und oft genug musterte ihn der Schererjakob mit zweifelnden Blicken.

Das nötige Geld für den Bau hat Rodewald doch, überlegte er. Was also drückt den Mann? Heimweh? Vorsichtig streckte der Alte einen Fühler aus, als sie heimritten. Aber Rodewald wehrte mit gezwungenem Lachen ab. „Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Scherer! Mir fehlt nichts, gar nichts." Und doch fehlte sie ihm — Hanna. Oft genug stand er heimlich unter dem Orangenbaum vor der Hintertür des Hauses, als müsse er sie hier finden wie in jener Nachtstunde. Oft genug spähte er am Abend vom Tor aus die Straße ab, als müsse sie kommen, nach der sein Herz brannte.

Tag um Tag verrann, lief mit bleiernen Füßen. Tag um Tag fehlte ihm Hanna. Mit grimmigem Spott suchte er sich selbst zu quälen und zu lösen von heimlicher Pein. Dieses Bauernmädel wollte ihn wie einen gefangenen Maikäfer am Faden surren lassen? Sie sollte ihn heimlich verlachen dürfen, wenn sie ihren Herzensschatz, irgendeinen frischen Bauernjungen, in der Zipfelschneiz anreiten sah? Und er, Georg Rodewald, wollte wieder ein Narr sein, ein trübseliger, verliebter Narr?

Aber in stillen Stunden der Nacht, ehe der werkmüde Mann den Schlummer fand, floh diese Selbstquälerei, zerrann das verzerrte Bild Hannas, das Spott und Ingrimm malen wollten. Hanna war kein verliebtes Bauernschätzchen, keine Pikadenschöne, die sich von Hans küssen ließ, wenn sie an Peter dachte. In ihren lieben Veilchenaugen stand ihre Seele, ihr reines Herz, ihr fröhlicher, goldener Sinn. Ein heißes, herzliches Verlangen, eine reuige Sehnsucht kam in solchen Stunden leise über Rodewald, und in seinen Träumen sah er das liebe Mädchen, wie sie fröhlich singend und sonnigen Gemüts das Haus mit Glück und Freude füllte. Ein stilles Lächeln stand dann auf dem Gesicht des Schlummernden. Aber wenn der Morgen auf leisen Sohlen kam und golden in die Fenster lugte, horchte Rodewald vergeblich auf den leichten Schritt und die helle Stimme Hannas, wie sie das Federvieh lockte; und ein Schleier des Mißmuts verhängte für Rodewald auch den taufrischesten, sonnigsten Tag.

* * *

Der Schererjakob war noch gegen Abend vom Rodewaldhof zum Sägemüller Jochims geritten. Fritz Ritzow hatte die gute Gelegenheit benutzt und stillschweigend den Gaul zum Abendritt gesattelt. Grete Barth wartete. Rodewald hatte bei Böttcher eine Rechnung beglichen und der Rede des eifrigen Geschäftsmannes länger zugehört, als er wollte.

Der amerikanische Reverend auf dem anderen Ufer des Flusses wollte seine Zelte abbrechen und weiter nordwärts pilgern. Anscheinend lohnte die Wollschur bei den Schafen am oberen Rio da Vacca nicht recht. Rudolf Schweizer sei noch immer in Porto Seguro und kümmere sich den Henker um die Schulden der Schweizerpikade.

„Er ist jetzt bei Pedro Cabral im Geschäft tätig, erzählte Musterreiter Ölmann letzthin."

„Bei Pedro Cabral?"

„Jawohl, Herr Rodewald. Und gegen unseren Freund und Kandidaten Frederico Dahlmann hetzt er in jeder Kneipe, in der er mit seinen Kumpanen zusammenhockt. Mich wundert nur, daß ihn die Obrigkeit nicht schärfer ins Gebet genommen hat. Wegen der Brandstiftung auf Ihrem Hof. Freilich, wenn Pedro Cabral ihm die Hand über den Kopf hält —"

„Lassen wir ihn laufen. Irgendwo wird auch er dem Teufel ins Garn rennen. Und vergessen Sie nicht, rechtzeitig die Beschläge für Türen und Fenster, das Glas und alles zu bestellen, was wir brauchen! Gute Nacht, Herr Böttcher!"

„Wird alles prompt besorgt, Herr Rodewald. Gute Nacht!" —

Im Schererhaus sah Rodewald Licht, als er heimkam. Unter dem Orangenbaum vor der Hintertür stand eine gesattelte Mula. Als Rodewald seinem Braunen Sattel und Zaumzeug abgenommen hatte und ihn an den Trog führte, stand Hannas Falber dort. Schnell schüttete Rodewald seinem Braunen den glasharten, trockenen Mais und ging ins Haus. Unwillkürlich hemmte er den Schritt, als er auf den dunklen Flur trat, auf den das Lampenlicht aus der halbgeöffneten Tür der Wohnstube fiel. Er hörte die Stimme Hannas und die eines Mannes.

Rodewald lauschte unwillkürlich. Lehrer Schulte war gekommen, sich zu verabschieden.

„Ich werde in Villa Germania eine Riesenpraxis bekommen," sagte der Prahler. „Man kann als Arzt dort ein Vermögen machen. Schade, daß ich an die dummen Bauern hier in der Kunkelschneiz so lange meine Zeit verschwendet habe. Aber ich wollte nicht gehen, ohne gerade Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Sie haben gewußt, daß Großvater und Fritz nicht daheim sind, Herr Schulte. Also auf Wiedersehen. Ich werde Großvater Ihre Grüße bestellen."

Rodewald blieb im Dunkel stehen. Der gerechte Zorn regte sich in ihm. Es war nicht Sitte, daß ein jüngerer Mann das Haus betrat, wenn ein Mädchen oder eine Frau allein war. Man wartete draußen, bis der Hausherr oder ein Sohn kam. Aber dieser Schulte kümmerte sich nicht um die gute Sitte.

„Oh, ich kann warten, Fräulein Hanna. Besonders in Ihrer lieben Gesellschaft."

„Ich habe draußen zu tun, Herr Schulte."

„Nicht so eilig, schönes Kind!"

Rodewald hatte den Schritt Hannas deutlich gehört, die zur Tür ging. Plötzlich vernahm er einen empörten Aufschrei des Mädchens. Blitzschnell trat Rodewald ein und sah, wie Schulte Hanna schamlos bedrängte.

„Man muß die Trauben pflücken, wo sie wachsen, mein Schatz," gierte der Lüstling.

„Elender Patron!" knirschte Rodewald, riß den Verdutzten mit einem Ruck von Hanna los und schleuderte ihn gegen die Wand, daß er taumelte.

Dann trat er zu Hanna, die sich zitternd an die Kante des Eßtisches lehnte.

„Diese Schande! — Diese Schmach!" stöhnte sie. Rodewald faßte ihre Rechte begütigend.

Schulte lachte höhnisch: „Der hochedle Ritter Georg als Hüter der Tugend und Unschuld oder: Ich streichle mein Täubchen selber. Ländliches Drama in drei Akten —"

Mit jähem Sprung war Rodewald an der Fensterwand, wo das Jagdgewehr Fritz Ritzows stets geladen hing.

Er riß es herab und donnerte den frechen Lästerer an: „Hinaus! Oder —“

„Georg!“ Hanna umklammerte den Arm Rodewalds. „Lassen Sie den Elenden!“ Franz Schulte, der käseweiß und mit schreckensweiten Augen auf den Lauf der Waffe starrte, benutzte den guten Augenblick und drückte sich hinaus. Draußen ergriff er hastig seine Mula am Zügel und zerrte sie eiligst hinter sich durchs Tor, saß auf und sauste ab, als ziele der Böse nach ihm. —

Rodewald hatte das Gewehr stumm wieder an den Pflock gehängt. Hanna ging hinaus in die lichtlose Küche, kauerte sich auf einen Schemel und schluchzte leise. So fand Rodewald sie.

„Armes Mädchen! Arme Hanna!“ Er streichelte leise ihr volles Haar. Sie ließ es geschehen. Tröstend legte er den Arm um ihre zuckenden Schultern und redete gütig zu ihr. Sie wurde ruhig, trocknete die Tränen und sagte leise: „Ich weiß es ja — Sie sind gut und ehrlich, Herr Rodewald.“

„Aber daß ich dich vermißt habe, alle die langen Tage hindurch, daß ich auf dich gewartet habe mit Schmerzen, daß ich dich jeden Tag lieber im stillen Herzen gewonnen habe und dich nicht lassen kann — das weißt du nicht, Hanna.“

Er zog sie an sich. Aber sie löste sich von ihm.

„Ich darf das nicht wissen, Herr Rodewald. Habe ich es Ihnen damals nicht gesagt? Ich bin bei der Schwester geblieben, länger, als ich sollte. Weil ich vergessen wollte, was damals geschah. Mit Groll bin ich von hier geritten, weil Sie mich kränkten, als ich es gut und treu mit Ihnen meinte. Ich habe das böse Wort vergessen. Heute haben Sie es gutgemacht. Aber hören Sie mich an, Herr Rodewald! Zwischen uns liegt die tiefe Kluft, und ich darf nicht hinübergehen, selbst wenn es möglich wäre. Sie kommen aus einer anderen Welt. Der Großvater kennt Sie und Ihre Welt, und wenn er, ein kluger und erfahrener Mann, Sie so hochhält, höher als jeden anderen, der je bei uns anritt, wie soll ich einfaches, dummes Ding glauben, neben Ihnen durch ein ganzes, langes Leben gehen zu können! Eine Last, eine Kette würde es für Sie sein. Eines Tages

würden Sie die Last abwerfen und die Kette sprengen — und ich müßte sagen: Er hat recht getan. Warum habe ich über meinen eigenen Schatten springen wollen?"

„Hanna, welche Hirngespinste! Ich suche nichts als ein Menschenkind mit reinem guten Herzen, ein frohes, sonniges Mädchen, das in mein Haus Licht und Freude bringt. Du bist es, du wirst es für mich sein."

Er hielt ihre Rechte und streichelte leise ihren Arm.

„Wenn Sie hier geboren wären, wenn Sie nicht aus der großen Welt drüben stammten, möchte es sein. Was soll ich's leugnen? — Ich würde dir die Hand reichen und sprechen: Nimm mich, denn ich liebe dich, Georg Rodewald!"

„Hanna! Du liebst mich —"

Er umarmte sie und küßte sie innig. Sie ließ es geschehen. Aber dann trat sie zurück.

„Ich habe gesagt: Wenn du unseresgleichen wärest. Warum soll ich's verleugnen? Ich würde barfuß über spitze Steine und Dornen laufen, nur um zu dir zu kommen —"

„Hanna!"

„So lieb könnte ich dich haben. Aber du kommst aus einer anderen Welt, in die ich nicht passe. Und du wirst immer in jener anderen Welt bleiben, obschon du aus ihr in den tiefen einsamen Urwald geflohen bist. Aber höre wohl zu, Georg! Ich habe gesehen, wie Männer aus der deutschen Heimat kamen, geistig turmhoch über den Pikadenbauern stehend, aber vom Unglück, von einer Leidenschaft, von irgendeiner Welle des Lebens hierhergeschleudert in die Einsamkeit der Pikaden. Sie nahmen ein Mädchen dieser Pikaden zur Frau, aber zwischen diesem Mann und dieser Frau stand es stets wie eine Glaswand. Selten ist einer glücklich geworden. Und ich will, daß Sie glücklich werden, Georg, denn Sie haben Leid genug gekostet. Ich weiß es, in Ihren Augen habe ich's gelesen. Bauen Sie Ihr Haus, und wenn Sie nicht einsam darin wohnen wollen, so rufen Sie eine Frau aus Ihrer Welt! Es wird ihrer genug geben, die gern Sonne und Glück in Ihr Haus bringen. Und ich will neidlos zuschauen und jeden Tag segnen, an dem ich Sie froh und glücklich weiß. Und nun drängen Sie mich nicht wieder! Lassen Sie mir den Frieden!"

Rodewald hatte sie ausreden lassen. Dieses einfache Mädchen mit dem reinen Herzen des natürlichen Weibes und dem klaren Verstand, der die aufwallende Leidenschaft meisterte, ließ ihn in die Kluft hinabsehen, die sie in Wahrheit voneinander trennte. Aber er wollte Hanna nicht gehorchen, sie nicht verlieren, sie nicht in den Armen eines anderen wissen.

„Ich werde dich nicht drängen, Hanna. Ich warte. Aber eins laß mich heute wissen! Liebst du mich, wie ich bin? Den Mann Georg Rodewald, der jene Welt aufgegeben hat, um eine neue zu finden?"

Sie hob die Hände, als müsse sie sich wehren gegen eine unsichtbare Macht. Dann ließ sie sie wieder sinken und seufzte tief auf.

„Weil ich dich liebe, Georg, weil ich dich liebe, wie ich nie einen anderen Mann lieben werde, will ich dich meiden, will ich nicht dein sein."

Da stürzte er ihr zu Füßen und umklammerte ihre Hände.

„Warum machst du es dir und mir so schwer, Georg?"

Sie trat ein wenig zurück und befreite mit Kraft ihre umschlungenen Hände. Dann ging sie in ihre Kammer, und Rodewald hörte, wie sie ihre Tür verriegelte.

Ingrimmig trat er hinaus ins Freie. Da stand sein Brauner noch am Troge und schnupperte nach den letzten Maiskörnern.

Der unselige Trotz blitzte in Rodewald wieder auf. Er sattelte hastig den Braunen. Bei Böttcher oder im Bretterschuppen des Rodewaldhofes schlief es sich auch.

„Ich will es dir nicht wieder schwermachen, Hanna," grimmte er sich, als er in den Sattel stieg und abritt. —

Jakob Scherer wunderte sich kaum darüber, daß Hanna ohne lange Anmeldung aus der Zipfelschneiz gekommen war. Er erkundigte sich nach den Rühlmannsleuten, dem kleinen Täufling und nahm nickend alle Grüße der Zipfelschneizer entgegen. Dann aber fragte er unruhig nach Rodewald.

„Er war schon hier," erwiderte Hanna und machte sich am Tisch zu schaffen. „Aber er ist wieder fortgeritten."

Mit hastigen Worten berichtete sie dem Alten von der häßlichen Szene, die Franz Schulte um ein Haar das Leben gekostet hätte.

„Darum machst du Augen wie ein Gespenst, Hanna! Ich verstehe alles. Rodewald hat dann auch nicht hierbleiben wollen, solange ich und der Fritz nicht daheim waren, der bösen Mäuler wegen. Ja, ja, man sieht immer, was wirklich ein Mann von Anstand und Bildung ist. Und Augen wirst du machen, wenn du erst das neue Haus auf dem Rodewaldhof siehst! Die Mauern sind schon ein gutes Stück hoch. — Was hast du denn, Mädchen? Na, leg dich schlafen! Der Schreck ist dir wohl in die Glieder gefahren. Und dieser Rüpel, dieser Schulte, soll froh sein, wenn er ohne Prügel aus der Kunkelschneiz kommt. Reichlich verdient hat er sie. Das nennt sich nun Lehrer und will gar Doktor spielen! Na, geh, Kind, leg dich schlafen! Gute Nacht, Hanna!"

VIII.

Ein großes Geschäftshaus war es nicht, in dem Pedro Cabral an der Rua Bandeira zu Porto Seguro seine Handelsbeziehungen pflegte; vielmehr ein ehemaliger Weinschank; zwei schmale Fenster und eine hohe Tür nach der Straße, ein enger Hof mit einem Schuppen, der als Speicher diente. Aber die Firma Pedro Cabral & Cia. befaßte sich in der Hauptsache auch nur mit Kommissionen, und wenn sie einmal um Lagerräume in Verlegenheit kam, halfen die befreundeten Großfirmen aus. Denn Pedro Cabral ging auf allen Kontoren ein und aus und war ein sehr liebenswürdiger und gewandter Herr von ausgesucht höflichen Formen.

In diesem Hause an der Rua Bandeira hatte Rudolf Schweizer eine Stellung gefunden. Er war da der Mann für alles, lief zur Post und Bank, arbeitete im Speicher, im Zollamt und am Hafen, wenn es Frachten für das Haus Cabral & Cia. gab, und erledigte nebenher verschwiegene Kommissionen, die ihm sein Chef hin und wieder aus besonderem Vertrauen übertrug. Denn Pedro Cabral hatte

sehr bald ein besonderes Zutrauen zu seinem deutschen Angestellten gefaßt, der auch nach Schluß des Kontors jederzeit dienstbereit und — immer verschwiegen war. Diese Dienstwilligkeit entsprang aber einem stillen Haß, den Schweizer gegen Dahlmann hegte und den er Cabral nicht verhehlt hatte.

„Sie dürfen sich natürlich keinerlei Inkorrektheit gegen das Haus Menezes & Dahlmann zuschulden kommen lassen, Rudolfo," hatte Cabral mit einem verständnisvollen Lächeln seinen Angestellten belehrt, „denn ich stehe nicht nur mit der Firma in Geschäftsverbindung, sondern bin auch mit dem Chef Frederico Dahlmann eng befreundet."

Was Schweizer außerhalb des Geschäfts trieb, kümmerte Cabral anscheinend wenig. Durch seinen Capataz Candoca war er auf Schweizer aufmerksam gemacht worden. Mit Candoca verkehrte Schweizer hin und wieder in den Schenken des Hafenviertels, und wenn Candoca Geld springen ließ, saßen sie auch im „Stern des Ozeans" bei Lola. Der Dritte im Bunde war meist der Soldat Olympio dos Santos, der erst kurz zuvor die Uniform angezogen hatte, weil er des Kamplebens satt sei, wie er erklärte.

„Ich bin überzeugt, daß diesem Banditen Olympio der Boden des Kamps zu heiß geworden ist," sagte selbst Schweizer, wenn er vertraulich mit Lola redete. „Vielleicht waren ihm die Gauchos auf den Hacken. Hier in Porto Seguro, zumal in Uniform, fühlt er sich sicherer."

„Genau wie Candoca, dessen Signalement der Polizei völlig aus dem Gedächtnis geschwunden sein muß. Sie würde den sauberen Vogel, der ihr damals entwischte, sonst längst wieder im Bauer haben. Nun, Pedro Cabral sitzt im Klub mit Herren am grünen Tuch, deren Telephon bis ins Privatkabinett des Polizeichefs und noch höher hinauf reicht. Wer Pedro Cabral zum Gönner hat, lebt hier wie der Vogel im Hanfsamen. Zum Wohl, Rudolfo!"

Die blonde Dirne spielte sich vor Schweizer und Candoca stets als Vertraute Cabrals auf. Aber Schweizer war vorsichtig und ließ sich nicht ausholen. Candoca hatte wochenlang den „Stern des Ozeans" gemieden; er traute der alten Hexe Mariocca nicht mehr über den Weg. Bis Lola für

den scheuen Vogel lieblich duftendes Anisöl auf ihren Schlag strich. Sie begegnete ihm wie zufällig auf dem Fischmarkt, schimpfte wüst auf die alte Gaunerin Mariocca, die jeden ehrlichen Mann für einen Spitzbuben hielt, blitzte ihn mit lockenden Augen an, und Candoca ließ sich wieder im „Stern des Ozeans" sehen. Da war er, wenn er getrunken hatte und nach dem blonden üppigen Weibe lüstern war, unvorsichtig. Rafaela war ihm entwischt. Nun hatte es sich der Heißblütige in den Kopf gesetzt, Lola zu besitzen.

„Lieben sollst du mich, schönes Mädchen!" forderte er und warf Geld auf den Tisch. „Die großen Herren brauchen es nicht zu sein."

„Aber wenn ich nun doch einen von ihnen liebte, Candoca?" reizte sie ihn.

Da blitzte er auf: „Carajo! In seinen Stiefeln soll er sterben wie Hilario Menezes!"

„Was willst du von Hilario Menezes wissen, lieber Junge?" fragte Lola lauernd. „Kein Mensch weiß, wer ihn erschossen hat; der Mörder sitzt wohl längst jenseits der Grenze in Sicherheit."

Candoca murmelte unverständlich in den Bart, warf einen scheuen Seitenblick auf Mariocca, die vom Schenktisch aus den Gast immer ein wenig im Auge hielt, stand auf, zahlte und ging. Lola aber sandte sofort einen Mulattenjungen mit einem Brief an Julius Schmitz und teilte diesem mit, was Candoca im Zorn herausgestoßen hatte.

Schmitz las und ging eilig zu Dahlmann hinein. Er reichte ihm das beschriebene Blatt. Dahlmann zuckte die Achsel.

„Was ein betrunkener Capanga brüllt oder droht, läßt mich kalt."

Der Fernsprecher schnarrte. Dahlmann schob das Blatt zurück, das Schmitz einsteckte, und nahm den Fernruf an.

Pedro Cabral bat um die Erlaubnis, eine Sendung Portwein bei Menezes & Dahlmann einlagern zu dürfen. Er habe in seinem Speicher für die Fässer keinen Platz.

„Kann gern geschehen, Senhor Pedro. Sie riskieren höchstens, daß wir mal eine Stichprobe nehmen, wenn die Marke lohnt. — Heute abend? Kaum, lieber Freund.

Heute und morgen ist die Post für Hamburg fällig. Da müßt ihr im Klub schon auf mich verzichten. — Danke, werde ich bestellen. Lassen Sie sich draußen bei uns sehen. Até logo!"

Schmitz ging verdrossen und schweigend hinaus. Ihm paßte diese Freundschaft seines Chefs mit Cabral nicht. Dieser „ölige Schurke", wie Schmitz ihn ingrimmig nannte, ging im Hause Dahlmanns wieder ein und aus, als sei er der erprobte Freund des Deutschen, streute den Damen Weihrauch und zog Frederico selbst immer mehr in den engsten Verkehr der Herren vom „Klub des fünfzehnten Novembers", der angeblich nur die wahre Vaterlandsliebe und Bürgertugend pflegte, aber nebenbei eine Spielhölle ärgster Art war. Und Schmitz wußte, daß Frederico Dahlmann schon mehrmals auf dem grünen Tuch sehr ansehnliche Summen gelassen hatte. Cabral dagegen saß meist im Glück, und kein Spiel war ihm zu hoch. Verlor er wirklich einmal, so machte er kurz darauf sicher einen großen Schlag, und man munkelte sogar im Klub, daß Cabral seine besonderen Kniffe haben müsse.

„Spieler und Falschspieler sind Nachbarskinder," hatte Schmitz seinem Freunde Frederico warnend gesagt. „Du besinnst dich wohl darauf, was Lola von diesem sauberen Herrn Cabral behauptete. Und sie hat sicher tief in seine Karten gesehen."

„Solange ich nicht Beweise habe, ist Dirnengeschwätz mir gleichgültig. Cabral benimmt sich geschäftlich korrekt gegen uns und hat in meinem Hause sich stets als Kavalier aufgeführt."

„Und der falsche Schein, der am Spieltisch gewechselt wurde? Merkwürdig, daß das zu jener Zeit geschah, als der Lump Candoca das gleiche Manöver in der üblen Spelunke am Hafen versuchte."

„Es fliegen viele falsche Vögel im Lande um, und meines Amtes ist es nicht, sie zu fangen." —

Seit der Zeit war Schmitz im Hause Dahlmanns ein seltener Gast geworden. Dona Jolita und Tia Amelia vermißten ihn nicht sonderlich. Sie sahen Pedro Cabral lieber. Aber Regina Martensen litt heimlich unter der

Entfremdung, die leise ihren Meltau auf alte Vertraulichkeit und Freundschaft zwischen Dahlmann und Schmitz legte und alle frischen Triebe absterben ließ. Und Cabral nutzte diese Zeit, um giftige Saat zu streuen, die schnell und üppig wucherte.

Wenn er im Salon Jolitas plauderte, stachelte er das Selbstbewußtsein der schönen Frau. Er wußte von unausstehlicher Ueberhebung der Ausländer anschauliche Beispiele zu erzählen. Er kolportierte mit harmloser Miene, mit einem Scherzwort Bemerkungen, die in deutschen Häusern über brasilische Damen gemacht sein sollten. Und wenn Dona Jolita empfindlich wurde, beruhigte er sie mit einem geringschätzigen Lächeln über die Fremden und überlegenem Bedauern mit diesen „Gringos", die es zwar verständen, Geld zusammenzuscharren, aber die wahre Vornehmheit brasilischer Familien nie begriffen, geschweige denn erreichten. Diese Selbstüberhebung der Fremden war aber trotzdem unerträglich, weil sie ihre Anschauungen und Sitten geschickt dem Nachwuchs der brasilischen Gesellschaft einzuimpfen verstanden. Gewiß, es war einem Einheimischen nützlich, die deutsche Sprache zu beherrschen. Als Kaufmann oder Diplomat konnte er sie verwerten. Aber die zarte Blüte weiblicher Jugend sollte man bewahren vor fremder Verbildung! Waren die brasilischen Frauen und Mütter nicht die Hüterinnen guter Sitte und aller Tugenden, die einem Manne das Haus schmückten? Und sie waren es nur, weil sie in der bewährten alten Weise von ihren Müttern erzogen waren, weil sie wirklich Töchter eines selbstbewußten Volkes waren, das selbst bestimmte, was einem Mädchen für das eigene Heim und den geliebten Mann an Herz und Geist mitzugeben sei.

Vorsichtig ging Cabral auf diesem Wege vor, Schritt um Schritt. Tia Amelia war natürlich begeistert von der edlen, echten, vaterländischen Gesinnung, die aus solchen Worten spreche. In Dona Jolita regte sich der Nationalstolz der Frau von altem, edlem Blut. Sie brach langsam den Verkehr mit deutschen Familien ab und scheute auch kleine Szenen mit dem Gatten nicht, wenn dieser empfindlich werden wollte. Sie duldete zwar immer noch, daß

Regina mit Iria deutsch sprach. Aber sie erklärte bald offen, daß Iria durchaus nicht deutsch erzogen werden dürfe, wenn sie heranwachse. Man würde sie vielleicht zu den Salesianerinnen zum Unterricht geben. Als Dahlmann aufbrausen wollte, hatte sie eine stolze und überlegene Abweisung zur Hand: „Als Mutter spreche ich für meine Tochter das letzte Wort, Frederico. Sie ist Brasilierin und wird als solche erzogen, wie ich erzogen bin. Wäre Iria ein Knabe, so würde ich dir vielleicht Konzessionen machen. Also erschwere es mir nicht, meinen Willen in die Tat umzusetzen!"

Von der Zeit an begann ein stiller Kampf um die Seele des Kindes zwischen den Eltern. Nur brasilische Spielgefährten wurden Iria erlaubt. Dafür nahm sich Dahlmann mehr als je der deutschen Schule der Stadt an und gab nicht nur reichere Unterstützung, sondern übernahm auch den Vorsitz des deutschen Schulvereins. Natürlich sprach man nun in den echt brasilischen Kreisen von ihm nur als dem „Frederico allemão", und Cabral trug Sorge, daß der Name stadtläufig wurde. Und dieser Frederico allemão, dieser Schrittmacher deutschen Wesens, dieser Gringo, der wohl die Sprache Brasiliens redete, aber der echte Deutsche geblieben war, wollte Deputierter werden? Ihn sollten gute brasilische Bürger ins Parlament wählen, damit er dort das fremde Gift offen streuen könnte?

So begann die stille Hetze gegen Dahlmann. Cabral betrieb sie meisterlich und unermüdlich. Aber im persönlichen Verkehr mit Dahlmann war er herzlicher als je. Im Klub wies er stolz auf den Mitbürger, der zwar den deutschen Namen, aber das brasilische Herz im Busen trage; der sein ganzes Können in den Dienst seines neuen Vaterlandes Brasilien setze und in seinem Hause lebe wie ein echt brasilischer Mann und Vater.

Diese Lobsprüche waren wohlberechnet. Sie vergifteten das Vertrauen der deutschen Blutsbrüder Dahlmanns. Ihnen wurde seine Mitarbeit an deutschen Bestrebungen bald als wohlberechneter politischer Stimmenfang verdächtig. Frederico Dahlmann, der sein Kind ängstlich vor deutscher Einwirkung hüten ließ, der wohl Geld für

deutsche Schulen und Vereine übrig hatte, aber im eigenen Hause das Deutschtum preisgab, war ihnen bald ein zielbewußter Streber nach Einfluß bei Deutschen und Brasiliern.

Diese Hetze trieb besonders Schweizer heimlich und zähe. Er vergiftete das Vertrauen der kleinen deutschen Leute, der Handwerker und Krämer, der kleinen Angestellten, mit denen er in Berührung kam; und er wußte sein Wort geschickt zu führen. Der alte Agitator erwachte in ihm. Ja, er wagte es sogar, Andeutungen über das Verhältnis zwischen Dahlmann und Regina zu machen, und giftige Zungen zischelten und wisperten in den deutschen Häusern bald tückisch und schadenfroh diesen neuesten Klatsch weiter. Man tuschelte in Kaffeekränzchen über diese „interessante Feststellung", und bei einem Basar des deutschen Schulvereins nahm Frau Weidemann die Gelegenheit wahr, Regina bedauernd auf die üble Nachrede aufmerksam zu machen, die ihr wohl erspart geblieben wäre, wenn sie nicht aus dem Hause Weidemann zu Dahlmanns übergesiedelt wäre. Blaß und rot wurde Regina. Sie bewahrte mühsam ihre stolze Abweisung solcher Erbärmlichkeit. Aber sie fuhr vorzeitig heim, und auf ihrem Zimmer weinte sie sich aus, und eine heimliche Feindseligkeit gegen ihre Umgebung erwachte in ihr.

Vergeblich quälte sie sich mit Fragen nach eigenem Verschulden. Nie hatte Dahlmann ein Wort gewagt, das vor den Ohren seiner Frau hätte verborgen bleiben müssen. Wenn er herzlich und gut zu ihr war, sprach aus ihm der Vater Irias und der deutsche Landsmann. Nie hatte er gewagt, die Erinnerung an jene unselige Nacht vor Santos zu wecken, die freilich nie in beiden ganz erstorben war. Aber Regina hatte tapfer überwunden, und Iria war ihr Schutz. Dona Jolita war ihr die gütige Freundin, die ihr alle Treue, die Regina an Iria übte, mit herzlichem Dank vergalt. Erst, seitdem Cabral der Vertraute der Damen Dahlmanns geworden war, hatte Regina eine leise Zurückhaltung Jolitas gespürt. Aber diese galt nur der Deutschen, nicht dem Mädchen Regina. Und selbst der Wille Jolitas, Iria gegen die Absichten Dahlmanns zu erziehen, löste in Regina keine

Kränkung aus. Sie unterschied mit sicherem Empfinden in Jolita die Brasilierin und die Mutter. Aber wie lange würde es dauern, bis der Schmutz heimlicher Verleumdung über die Schwelle des Hauses Dahlmann in den Salon Jolitas getragen würde? Jetzt, da ihre Augen durch die Kränkung geschärft waren, vergegenwärtigte sich Regina, daß Pedro Cabral in letzter Zeit eine eigentümliche Vertraulichkeit in seine Höflichkeiten legte, wenn er Regina begrüßte, jenen Ton, der verbindlich und korrekt klingt und doch auf stilles Mitwissen verbotener Dinge deutet.

Das war unerträglich, eine Infamie. Aber wer konnte seine Freude an dieser Niedertracht haben? Wer hatte dieses giftige Unkraut gesät?

Tagelang quälte Regina sich mit dieser Frage. Sie wies Dahlmann barsch ab, als er fragte, warum sie still und verschlossen sei. Nur an Iria verschwendete sie alle Fülle ihrer Liebe, hüllte sie in überströmende Zärtlichkeit und wollte hundertmal am Tage aus dem lieben Kindermund hören: „Gina, ich habe dich lieb!"

„Und wirst du Gina nicht vergessen, wenn sie von dir geht?"

Das Kind sah erstaunt auf, als höre es Unfaßbares.

„Du willst von mir gehen, Gina? Warum?"

Regina preßte das Kind an sich. „Nein, Liebling, Gina bleibt bei dir. Gina geht nicht von dir. Niemals!"

„Aber warum fragst du denn, Gina?"

Und Iria hatte nachdenkliche, ängstliche Augen, als sie sprach. —

Regina war in der Stadt, Besorgungen zu machen. Auf der Rua da Alfandega begegnete ihr Schweizer und grüßte, aber ein infames Lächeln lag auf seinem bleichen Gesicht, in dem die tiefen Augen flackerten. Über Regina zuckte es wie grelles Blitzlicht. Unwillkürlich blieb sie stehen und blickte zurück. Auch Schweizer sah sich noch einmal um und lächelte.

„Da geht er, der Judas, der Verräter!" murmelte sie mit bleichen Lippen. Und plötzlich sah sie diesen Schweizer wieder an Bord der ‚Tijuca' auf dem Vordeck, sah den haßerfüllten Blick, den er Dahlmann nachschickte. Dieser

Haß schlich ihnen nach, Dahlmann und ihr; er züngelte nach ihr wie eine giftige Viper, dieser tückische, heimliche Haß. Und nun hatte die Viper gebissen, und das Opfer mußte sterben. Ganz kalt überrieselte es sie, wie Todesschauer. Als sei sie gelähmt von giftigem Schlangenbiß, schleppte sie sich mühsam weiter.

Sie sah nicht, wie ein Herr auf der Gegenseite der Straße den Panama zog und stehenblieb. Sie achtete nicht auf ihn, bis er neben ihr ging und halb ärgerlich sagte: „Sie sehen wohl Gespenster am hellen Tag, Regina? Kind, Sie machen ein Gesicht, als hätten Sie den Tod gesehen!"

„Vielleicht sah ich ihn, Herr Schmitz."

Da schob er ihren Arm in den seinen und führte sie wie eine Kranke. Es war nur eine kurze Strecke Wegs bis zu seinem Kontor. Willenlos ließ sie sich führen, achtete nicht auf die erstaunten Gesichter der jungen Leute im Hauptkontor und kam erst zu sich, als Schmitz sie in einen Ledersessel in seinem Raum sanft niedersetzte. Dann rief er leise Dahlmann und holte ein Gläschen Kognak.

Regina trank und erholte sich.

„Um Gottes willen, Regina, was ist Ihnen geschehen?" fragte Dahlmann bestürzt und nahm ihre Hand. Sie war eiskalt.

„Ich werde Doktor Vieira de Castro anrufen — oder besser, Julius, du nimmst ein Auto und holst ihn."

Regina hob matt die Hand und wehrte ab. „Es geht vorüber. Ich bin nur erschrocken. Aber wenn Sie mich nach Hause fahren ließen, wäre ich dankbar, Herr Dahlmann."

„Ich bringe Sie selbst heim. Sofort."

Er rief ins Hauptkontor nach einem Wagen. Zwei Minuten später war das Auto vor der Tür. Dahlmann geleitete Regina.

Stumm saß sie neben ihm im gleitenden Wagen. Als sie vor dem Landhause ankamen, sagte Regina kurz: „Ich werde sobald als möglich in meine Heimat zurückkehren, Herr Dahlmann. Ich kann nicht länger in Ihrem Hause bleiben."

Dahlmann war so bestürzt, daß er keine Frage nach Gründen ihres Entschlusses tat. Er starrte sie an, als rede eine Irrsinnige. Dann lächelte er väterlich.

„Schon gut, Regina. Sie sind krank. Was würde Iria wohl sagen? Meine Frau wird Sie pflegen, und übermorgen sind wir wieder fröhlich. So, da wären wir daheim. Sachte, Kind! Ich halte Sie."

Aber sie lehnte seine Hilfe ab, als sie Cabral an Jolitas Seite im Garten erblickte. Mit aller Selbstbeherrschung grüßte sie und wollte ins Haus gehen. Da tollte Iria ihr entgegen, breitete die Arme aus und umschlang sie.

„Gina! Meine liebe, liebe Gina! Wo bleibst du so lange?"

Regina wollte ihren Liebling emporheben. Aber sie wankte und wäre auf den Rasen gesunken, wenn Dahlmann sie nicht aufgefangen hätte.

„Sie ist krank, Jolita," rief er seiner Frau zu und trug die Ohnmächtige ins Haus.

„So heiße Sorge eines Mannes müßte eine Sterbende gesund machen!" sagte Cabral, aber Jolita sah das spöttische Lächeln seiner Augen. Das Blut schoß ihr in die Wangen. Ein heftiges Wort drängte sich auf ihre Lippen.

Aber Cabral sah die Gefahr rechtzeitig. „Frederico wäre mein Freund nicht, sollte ich anderes von ihm erwartet haben."

Das klang ehrlich und anerkennend.

Jolita eilte ins Haus. Aber die spöttischen Augen Cabrals ließen sie nicht mehr aus geheimem Bann.

Der Arzt kam und erklärte, eine nervöse Überreizung habe der jungen Dame einen bösen Streich gespielt. Keine ernstliche Gefahr. Ein paar Tage Ruhe. —

„Gina will von uns gehen," sagte Iria bei Tisch. „Sie hat es mir gesagt."

„Und was meintest du dazu, Iri?" fragte Dahlmann lächelnd. Aber eine innere Unruhe bohrte in ihm.

„Ich habe gefragt: Warum, Gina? Nun wird sie wieder bleiben."

„Da bist du froh, Iri, nicht wahr?"

„Sehr, Papai, und du auch. Du hast Gina lieb."

Die Kleine sagte es ernsthaft und sah den Vater überzeugt an.

Dahlmann erwischte ein kleines, spöttisches Zucken in den Augen der Tia Amelia, und das Blut stieg ihm in die Stirn.

„Gewiß habe ich Fräulein Martensen lieb. Man muß alle guten Menschen lieben, Iri. Und unsere Gina ist gut."

Jolita schälte eine Banane und meinte gleichmütig: „Wenn Dona Regina uns wirklich verlassen will, soll Iri sie nicht halten. Das Kind wird sich ohnehin einmal von ihr trennen müssen."

„Es ist mein Wunsch, daß Dona Regina im Hause bleibt, bis Iris Erziehung vollendet ist. Du weißt es, Jolita."

Das klang gereizt. Jolita nahm gelassen ein Stückchen der Banane und schob es Iria in den Mund.

„Dona Regina ist Dame genug, selbst zu entscheiden, wie lange sie sich bei uns wohlfühlen will, Frederico, und es wäre lediglich meine Sache, sie zum Bleiben zu bewegen. Zu einer solchen Bitte würde ich mich aber niemals verstehen."

Dahlmann hörte aus den Worten mehr heraus, als Jolita vielleicht hineinlegen wollte. Er lächelte spöttisch, trank hastig sein Glas aus und verließ die Tafel.

„Vorläufig ist Dona Regina krank, und ich erwarte die nötige Rücksicht für sie. — Den Kaffee in mein Zimmer, Zefirina!"

Er ging brüsk aus dem Speiseraum.

„Papai ist sehr böse. Warum, Mamai?" fragte Iria schüchtern.

„Stopfe dir die Banane in den Mund und sei nicht naseweis!" schalt Jolita. Tia Amelia aber meinte spitz: „Welche Rücksicht erwartet Frederico denn noch für diese deutsche Prinzessin, Jolita? Geschieht nicht alles, was sie erwarten darf, und mehr als das? Ich muß gestehen — ich finde Fredericos Erregung höchst sonderbar."

Jolita verstand. Sie herrschte die gelbe Zefirina an: „Was stehst du da wie ein Dieb auf dem Markt, neugierige Gans? Gehe zu Dona Regina hinauf und frage, ob sie Wünsche hat!"

Die Gelbe verschwand eiligst. Tia Amelia lächelte befriedigt. Bisher hatte Jolita selbst nach der Patientin gesehen.

„Ich werde auch zu Gina gehen," erklärte Iria und glitt vom Stuhl auf den Teppich. „Und eine Banane werde ich ihr mitnehmen."

„Du bleibst, bis ich es erlaube, Iri!“

Das Kind sah betroffen zurück. So scharf und streng hatte die geliebte Mamai nie etwas verboten.

„Komm zu mir, mein goldener Schatz!“ lockte Tia Amelia süßlich. „Komm zu Tia Amelia!“

Die Kleine rührte sich nicht und sah trotzig auf. „Ich will nicht zu dir. Ich will zu Gina.“

Da fuhr Jolita auf, ergriff das Kind bei der Hand und zerrte es zu Tia Amelia.

„Hierher gehörst du! Verstanden? Soll ich dich einsperren, du deutscher Dickkopf?“

„Nicht schelten, Jolita! Komm, mein süßer Engel!“ schmeichelte Dona Amelia. Iria brach in Tränen aus. Da preßte Jolita ihr Kind an sich, küßte und herzte es.

„Nein, mein Goldherz, du bist kein deutscher Dickkopf! Weine nicht! Du bist mein Kind, mein süßes Lamm. Komm, Mamai gibt ihrem Engel Schokolade, und wir fahren zur Stadt und kaufen bei Juca Soares die große, große Puppe und den schönen Wagen mit den Gummireifen, nicht wahr? Wir kaufen alles, was du willst, mein Herzblatt. Nur nicht weinen, Liebling!“ —

Regina Martensen empfand es schmerzlich, daß Iria nicht auf ihr Zimmer kam. Das Kind sollte nicht stören mit seiner Unruhe. Das war Tia Amelias Werk. Daß Dona Jolita durch das gelbe Zimmermädchen nach Reginas Wünschen fragen ließ, ohne selbst zu kommen wie bisher, schmerzte schon weniger. Die Damen waren zur Maiandacht gefahren, erfuhr sie von Zefirina.

Das gelbe Ding wollte weiterschwatzen. Dona Jolita sei sehr heftig gewesen, und die alte Hexe Amelia —

„Kein Wort mehr, Zefirina! Du kannst gehen. Und achte wohl auf Iria!“

„Die Damen haben das Kind mitgenommen.“ —

Durch die Stille des Nachmittags kam von ferne das dumpfe Signal eines Dampfers. Vielleicht fuhr ein gutes Hamburger Schiff heimwärts. Zur Elbe. Zum deutschen Strande.

Wie ein mahnender Gruß kam es: „Was willst du in der Fremde, Regina Martensen? Komm mit! Heimwärts!“

Lockend stand das Bild der Heimat vor ihrer Seele. Da lachte jetzt der Wonnemond, in dem alle Knospen sprangen. Da duftete der Flieder, da leuchtete der Goldregen, da hallte Finkenschlag im grünen Buchenwald am Ostseestrand, da ging das Vieh grasend auf der grünen Koppel, und muntere Pferde, überdrüssig des dumpfen Stalles, sprangen mit wehender Mähne, da reckten die Bauernhöfe behäbig das altersgraue Dach mit dem Storchnest in den blanken, lustigen Tag, und um die schneeig-rosige Apfelblüte summten die fleißigen Bienen.

Geh heim, Regina Martensen!

In heißem Heimweh krampfte sich das schwere Herz. Sie horchte mit schmerzlichem Lächeln.

Wieder das langgezogene Signal des Dampfers, der nun wohl langsam hinausteuert durch die weiß schimmernden Dünen in den schwarzblauen Ozean, auf das freie Meer, der Heimat zu.

Komm mit, Regina Martensen!

Sie saß im bequemen Madeirastuhl an der weitgeöffneten Balkontür. Der Blick ging auf den Garten, der in der Pracht südlichen Herbstes stand. Da leuchteten die goldenen Äpfel der Hesperiden im dunkelglänzenden Laub, Trauben hingen in üppiger Fülle an rankenden Reben, Feigenbäume reckten früchteschwere Zweige, immergrün bildeten Myrte und Lorbeer schattige Hecken, majestätische Palmen reckten die Wedel gegen den tiefblauen Himmel, Bananen hoben die saftgrünen, breiten Blätter vor hochschnellendem Bambusrohr, dessen feine Fähnchen im linden Seehauch zitterten, Rosen prangten in verschwenderischer Fülle, Nelken, rot und weiß, dufteten köstlich und sinnereizend, die Kalla hob ihre schneeigen Trichter am breiten Wasserbecken, in dem die Schwertlilien sehnsüchtig zum silbernen Springquell auflugten, der plätschernd mit verschwiegenen Nymphäen plaudern wollte. Große blaue Falter gaukelten und schwebten durch den Frieden des Tages. Kolibris standen goldiggrün und rubinglänzend flügelsurrend vor duftigen Kelchen und schnellten von Blüte zu Blüte. Auf dem grünen Rasen leuchtete und duftete es von Stiefmütterchen und Heliotrop. Brennendrote Pelargonien flammten, und ein

ragender Säulenkaktus am Zaun war über und über mit Scharlachblüten besetzt, als flackere das Opfer des Dankes für die Fülle des Segens und des Reichtums in diesem Paradies.

Wie wirst du dich sehnen nach dem sonnigen, wonnigen Süden, Regina Martensen, wenn du wieder daheim bist im nebligen Norden, wenn der Regen einförmig die Scheiben peitscht, wenn der Novembertag trübe und grau die Sonne verhüllt, wenn der Sturm die kahlen Kronen der Buchen zaust, wenn der Wind sein schauriges Klagelied im Schlote heult, die knarrende Wetterfahne die Schiefer zerrt und klappern läßt. Wie wirst du sehnend ausschauen nach dem verlorenen Paradies im Süden! Wie wirst du sie entbehren, die duftenden Nächte unter dem Sternenglanz, da der Mondschein silbern im hohen Oleanderlaub lag und die Pinien und Zypressen träumend in balsamischem Hauch standen — die wonnesamen Nächte, in denen lockendes Saitenspiel und süße Lieder der Liebe das Herz schneller und sehnsuchtsvoller schlagen ließen!

Bleibe, Regina Martensen!

Willst du mit brennender Seele lauschen in den sausenden Sturm nach der klaren Stimme des Mannes, bei dem dein Herz blieb? Ach, das Meer rauscht und der Sturm heult, und höhnisch lacht der Wind über dich und dein armes Herz!

Wie wirst du bangen nach dem Manne, der dein Herz stahl in jener Nacht des Südens, dem du deine Liebe gabst wie einen Strauß taufrischer Rosen, und der sie nahm und verwelken ließ! Der die Granatblüte des Südens in ihrer Glut und Schöne mehr liebte als das armselige deutsche Heckenröslein.

Es klopfte. Regina achtete nicht darauf. Sie sah die Feuer von Santos.

Die Tür öffnete sich. Dahlmann stand auf der Schwelle, als habe sie ihn hergezwungen.

„Darf man nach der lieben Patientin sehen? Meine Frau läßt sich entschuldigen. Sie wissen, die Novenas —"

Sie sah die liebenswürdige Lüge auf seinem Gesicht. Warum wollte er vertuschen, was doch scharf zu sehen war? Sie ließ ihn auf der Schwelle stehen.

„Dona Jolita beauftragte Sie, mir diese Entschuldigung zu sagen?"

Er wurde rot und biß ärgerlich auf die Unterlippe.

„Nein. Es gab einen kleinen Verdruß. Das Kind schwatzte bei Tisch, Sie wollten uns verlassen."

„Iria sprach die Wahrheit. Mit dem nächsten Dampfer fahre ich in die Heimat zurück. Ich denke, Dona Jolita wird einverstanden sein."

Er trat ein. Trotzig und fordernd stand er vor ihr. „Und nach mir fragen Sie nicht?"

„Nein, ich habe es reiflich überlegt. Es ist besser, ich gehe."

Er haschte nach ihrer Hand. Sie barg sie vor ihm.

„Haben Sie die Freundlichkeit, Herr Dahlmann, mir Zefirina zu schicken!"

Er stutzte und sah ihr in die Augen. Ruhig hielt sie den Blick aus. Da ging er langsam. In der Tür wandte er sich noch einmal um.

„Sie bleiben mir die Erklärung schuldig, Regina. Ich fordere sie. Nicht heute. Verzeihen Sie — ich vergaß, daß Sie der Ruhe bedürfen."

Die Tür schloß sich hinter ihm. Regina seufzte tief auf. Der Mann, den sie fliehen wollte, hielt sie noch immer. Wie ein Habicht die geschlagene Taube.

Zefirina kam. „Dona Regina befiehlt?"

„Sobald Dona Jolita heimkommt, bitte ich um ihren Besuch. Du wirst es nicht vergessen?"

„Sicherlich nicht, Senhora."

Dona Jolita war weder erstaunt noch unwillig, als sie aus Reginas Munde die Absicht, heimzureisen, vernahm.

„Sie bleiben natürlich bei uns, bis Sie wieder gesund und kräftig sind, liebe Regina. Und ich werde nie vergessen, was Sie Iria gewesen sind — und uns allen."

Das letzte kam zögernd heraus. Dann aber umarmte Jolita sie in aufquellender Zärtlichkeit. „Ich werde Sie nie vergessen, meine liebe Gina. Und wenn Iria weinen will, werde ich ihr sagen, daß Sie an sie denken und für sie beten. Immer, nicht wahr, meine Freundin?"

„Immer und ewig, Dona Jolita."

Tränen perlten, als Regina es gelobte. —

„Ich habe mich in Dona Regina nicht getäuscht," sagte Jolita befriedigt, als sie in den Salon trat, in dem Tia Amelia noch wartend saß. „Regina ist eine Dame von echtem Taktgefühl. Sie will es mir und sich selbst nicht schwer machen: sie geht in die Heimat zurück."

Dona Amelia hatte ein dünnes, boshaftes Lächeln auf den Lippen.

„Vielleicht steht der letzte Besuch deines Gatten bei ihr in einem gewissen Zusammenhang mit diesem Entschluß, mein Kind."

Jolita sah sie mißtrauisch an. Tia Amelia aber klingelte und ließ Zefirina wiederholen, daß der Hausherr am Nachmittage auf dem Zimmer Reginas gewesen sei. Das gelbe Mädchen bestätigte es mit befriedigtem Lächeln.

„Was hattest du zu lauschen und zu lauern, du gelbe Affin?" fuhr Jolita sie an. „Ich werde dich lehren, du Giftkröte! Hinaus mit dir!"

Aber das Gift wirkte. Mit brennenden Augen, erbleichend vor Wut und Eifersucht, zitternd vor verletztem Stolz, starrte sie Tia Amelia mit schrecklichem Blick an, daß diese ängstlich in sich zusammenkroch.

Dann raste Jolita hinaus. In Dahlmanns Arbeitszimmer. Tia Amelia hörte zitternd ihre schrille Stimme und die laute Gegenrede des Mannes. Dann ein Zuknallen der Tür, daß es durchs Haus hallte. —

* * *

In zwei Tagen sollte die „Parthia" von Porto Seguro ausgehen. Für Regina Martensen war der Kajütplatz für Hamburg belegt. Schmitz hatte in treulicher Fürsorge alles erledigt, was die Reise erforderte.

„Es ist gut, daß Sie gehen, Kind," sagte er schlicht, als Regina ihm dankte. „Freilich, mir werden Sie jeden Tag fehlen."

Er zündete eine Zigarre an und besah aufmerksam den Brand des Deckblattes, wie er es zu tun liebte, wenn er Betrachtungen anstellte.

„Sehen Sie, Regina, unsereiner ist ein alter Ginster, der in Sonne und Sand steht und auch das schön finden muß.

Man könnte hier zwar die Frage aufwerfen, ob der Boden die Pflanze oder die Pflanze den Boden verlangt. Na, keine Sentimentalitäten zum Abschied! Wir bringen Sie natürlich in großer Gala an Bord. Ihre Koffer lasse ich morgen holen. Und lassen Sie nicht als Tränenweide die Zweige hängen! Diese Freude gönne ich dem giftigen Bilsenkraut Amelia und anderen Leuten nicht. Wenn Sie erst wieder in Apenrade sitzen, werden Sie mit einem ehrlichen Gottseidank auf die Episode im sonnigen Süden lächelnd zurückblicken und hoffentlich einen gewissen Julius Schmitz bedauern, der in Porto Seguro zwischen trockenen Ochsenhäuten, Tabakballen und Schmalzblechen die Poesie des Lebens sucht, bis die Weisheit des milden Greisenalters die wohlerworbene Klapprigkeit der müden Glieder wohltuend und versöhnlich umhüllt. Schön gesagt, Reginchen, wie? Ja, ja, es geht nichts über ein bißchen Poesie im Leben." —

Als Regina gegangen war, verwandelte sich seine Laune in ehrlichen Grimm und Groll, und er fluchte grob: „Die ganze Schwefelbande bei Dahlmann soll die Kränke kriegen! Und mein Freund Frederico ist ein Waschlappen. Hagel und Wetter! — Ich wäre dazwischengefahren wie Ziethen aus dem Busch, daß ihnen das Maul offen stehen geblieben wäre! Aber er? Er hockt im Klub und in der Germania und kühlt seine stille Wut aus der Sektflasche. — Na, das kann ein liebliches Familienidyll werden, wenn es so weiter geht. Ich danke. Und der alte Eusebio Menezes wird seine sonderliche Freude an diesem eigenartigen Glück im Winkel haben."

Schmitz nahm einem jungen Mann die Posteingänge ab. Ein Brief von Alypio Souza in S. Nicolau war darunter. Der Krämer schrieb, es gehe Eusebio Menezes nicht gut. Er verfalle von Woche zu Woche zusehends. Aber er wolle seine Tochter nicht durch Briefe ängstigen.

„Es wäre gut, wenn mein verehrter und hochgeschätzter Freund Frederico sich auf alles vorbereitete, damit nicht unversehens eine schwarze Nachricht in sein glückgesegnetes Haus fliege. Übrigens bin ich mit meinen Mitbürgern in Sorge wegen der Fanatiker, die sich heimlich in den Trümmern der alten Jesuitenmission wieder zusammengefunden

haben und den offenen Kamp beunruhigen. Vielleicht gelingt es dem Einfluß des vielvermögenden Freundes Frederico, die Staatsbehörde rechtzeitig von der Notwendigkeit eines energischen Vorgehens gegen die Schwärmer zu überzeugen, ehe neue Gewalttat blutige Opfer fordert —"

Schmitz überlegte nicht lange. „Das ist die beste Lösung. Dahlmann muß nach Estrella! Die Krankheit des alten Herrn ist Grund genug, und die Fanatikergefahr verbietet die Reise der Damen. Sehr gut. Zeitweilige Trennung der liebenden Gatten mit plausiblem Grund. Regina schwimmt längst auf dem Ozean, wenn Dahlmann wiederkommt, und der eheliche Friede wird neugekittet. Sehr gut. Es lebe die Diplomatie des Zufalls! Fort mußt du, Frederico! Da hilft dir kein Gott." —

Dahlmann war über die Nachricht aus S. Nicolau bestürzter, als er zeigen wollte. Auch im „Klub des fünfzehnten Novembers", in dem er seit dem bösen Auftritt mit Jolita Nacht für Nacht mit einer gewissen ingrimmigen Wut verbrachte, um morgens verdrossen und schweren Kopfes mechanisch und halbzerstreut seine Geschäftsarbeit zu erledigen, war die Rede von aufflackernden Fanatikerunruhen gewesen. Wenn Eusebio krank war, durfte man ihn nicht allein lassen.

Seine Pflicht gegen den Vater Jolitas erkannte Dahlmann. „Ich reise selbstverständlich, Julius."

„Sehr vernünftig, mein Freund. Wenn die Dinge schlimm stehen, bringst du den alten Herrn her. Das wird auch für dein Haus gut sein."

Plötzlich stutzte Dahlmann. Eigensinn und Mißtrauen erwachten.

„Das hast du sehr hübsch inszeniert, Julius. Die Regie des Spiels verrät den klugen Meister. Also weghaben willst du mich! Nun, ich werde nicht Hals über Kopf wegstürzen, nicht sozusagen auf dein Stichwort gleich durch die Mitte."

Da faßte Schmitz den alten Freund aber scharf an.

„Billige Witze sind hier nicht am Ort, mein Lieber. Du solltest froh sein, daß der Zufall oder die Vorsehung oder dein alter Dusel, der dich — leider — nie verlassen hat, dir diesen Abgang durch die Mitte gerade zur rechten Zeit in die Rolle gesetzt hat. Oder willst du vielleicht Regina

Martensen einen Abschied bereiten, der ihr ähnliche Freuden bringen könnte wie in Santos? Laß mich nicht an jenen Morgen denken, an dem du den Lord Leicester höchst kläglich und erbärmlich mimtest! Oder ich könnte dir noch heute dafür grob kommen, mein Lieber! Nein, spiele heute nicht den tiefgekränkten Achilleus, mein Teurer! Oder soll Regina durch dich vielleicht zum allerletzten Abschied noch einmal alle spitzen Dornen der Rosen spüren, die ihr in deinem Garten wuchsen? Sieh mich nur nicht wütend an, edler Freund! Einmal sollst du die Wahrheit hören. Was hast du denn getan, um das Mädchen vor aller Niedertracht zu schützen, die hinter ihr hertuschelt? Hast du etwa fest hineingegriffen in die Nesseln der Verleumdung, sie ausgerissen und den Lästerern ums Maul geschlagen? Du hast deinen Groll in den Klub getragen und dich den Teufel darum gekümmert, daß ein gutes, deutsches Mädel mit zusammengebissenen Zähnen und Tränen im Herzen die letzten Tage in diesem gottsjämmerlichen Nest und deinem friedenumhegten Hause tapfer trägt. Und nun nimm Vernunft an, setze dich morgen auf die Eisenbahn, und wenn dir erst in Estrella die Luft des freien Kamps um die Ohren streicht, werden alle dummen Gedanken aus dem Kopfe fliegen, und du kommst zurück als der alte, verständige, brave Kerl. Und nun gib mir die Hand, Frederico, und sage Dankeschön! Ich meine es am besten mit dir." —

Der Abend war schwül, und Wetterleuchten huschte am Horizont, als Dahlmann heimkam.

Der Tisch war für ihn auf der breiten Veranda gedeckt. Zefirina trug auf und gab schüchterne Antworten. Sie fürchtete den Herrn des Hauses seit jenem bösen Tage, an dem sie geschwatzt hatte.

Die Damen seien bei Dona Felisberta Ennes zu einem musikalischen Abend und Antonio mit dem Wagen erst auf elf Uhr bestellt. Dona Regina habe gepackt und bringe jetzt Iria zur Ruhe, die sehr geweint habe, weil das Schiff schon morgen aus dem Hafen gehe. Alle im Hause seien sehr traurig, auch der schwarze Antonio, und die dicke Sarah, die in der Küche ihre Palha rauche und Hühner rupfe, unke Unglück fürs Haus. Denn Sarah sehe alles im Traume

voraus. Sie habe aber von einer Korallenschlange, einer richtigen „Cobra allemâ", geträumt —

„Unsinn! Weil Antonio vorgestern im Garten eine solche Schlange totgeschlagen hat, als sie die Treppe hier heraufschleichen wollte. Die schwarze Küchenfee soll lieber träumen, daß die Madeiraflasche nicht immer ganz ausläuft, wenn sie einen Löffel voll zur Tunke braucht."

Er aß wenig und hastig, ging in sein Zimmer und machte sich seine eigenen Gedanken. Jolita und Tia Amelia hatten natürlich die gute Gelegenheit der Abendgesellschaft benutzt. Der letzte Abend mit Regina wäre ihnen ja peinlich gewesen unter diesen Umständen —

Dahlmann lachte grimmig auf.

„Der Teufel hole diese Umstände!"

Er ging ruhelos auf und ab, stand am Fenster und sah in den Garten, wo Glühkäfer zogen. Das Wetterleuchten verzuckte matt im Westen. Die Grillen zirpten. Müde Dämmerung hüllte Haus und Garten, regungslos standen die Bäume.

Eine bleierne Mattigkeit lastete auf Dahlmann, und trotzdem litt es ihn nicht im bequemen Ledersessel. Unbeachtet ließ er die Zeitungen, denen sonst sein erster Griff galt. Die Zigarre legte er unangebrannt in die Kiste zurück.

Er ging ins Speisezimmer, an die Anrichte. Im Flaschenkorb stand alter Burgunder. Er füllte einen Pokal und trank den rubinroten Wein.

Das half über verdrießliche Anwandlungen hinweg.

Er hörte die Stimme Reginas aus dem Kinderzimmer, das auf den Garten ging. „Nun schlafe wohl, Iria, und träume süß! Ich gehe nur noch einmal durch den Garten und komme dann auch. Ja, Gina schläft heute bei dir im Zimmer. Nun mache die müden Gucker flink zu, mein Liebling! Gute Nacht, Iri!"

Dahlmann löschte das Licht im Speiseraum und ging in sein Zimmer zurück.

Er sah unbemerkt, wie Regina im leichten, weißen Gewande über die Veranda und die breite Freitreppe in den Garten schritt. Langsam wandelte sie auf dem Kieswege

um das Wasserbecken, dessen springender Strahl bei sinkender Nacht zur Ruhe gegangen war.

Die Grillen zirpten. Ein Vogel flatterte im Weinlaub. Glühkäfer zogen schweigend ihre grüngleißenden Bahnen. Der Jasmin duftete, und Nachtviolen sandten ihren süßen Hauch.

Wenn die folgende Nacht niedersank, rauschte die „Parthia" durch die Wogen des Ozeans. Nordwärts. Und er, Frederico Dahlmann, saß im ratternden Zuge, der über den Kamp brauste, bis die Sonne hinter Sant' Anna aufging.

Das war nun der Abschied. Der freudlose, trübselige Schluß eines Kapitels, das so frisch und lebensvoll begonnen hatte. Damals, an Bord der „Tijuca".

Regina ging und Jolita blieb. Und zwischen ihm und seinem Weibe würde verbissene Erinnerung als böser Gast am Tische sitzen.

Das Blut kreiste schneller durch seine Adern. Das alte heiße Herz regte sich.

Warum ließ er Regina gehen? Warum sah er feige zu, wie sein Glück für immer Abschied nahm? Warum hielt er es nicht fest mit hartem, kühnem Griff?

„Torheit!" murmelte er und wandelte wieder auf und ab in quälenden Gedanken und nutzloser Pein.

Das blonde deutsche Mädchen ging zur rechten Zeit. Schmitz hatte recht. Es war ihm leid, daß er den erprobten Gefährten mißtrauisch und schlecht behandelt hatte.

Aber Regina sollte den letzten Abend nicht freudlos und einsam unter seinem Dache verleben.

Er machte Licht und klingelte. Zefirina kam eilig.

„Eine Flasche Champagner in den Kühler und auf den Tisch der Veranda!"

„Sofort, Herr."

Die Gelbe huschte hinaus. Dahlmann folgte, blieb auf den Stufen der Freitreppe stehen und rief in den Garten: „Regina!"

„Hier, Herr Dahlmann."

„Wollen Sie mir die Freude machen, ein deutsches Lied zu singen?"

Sie kam zögernd herauf und reichte ihm die Hand.

„Wenn Sie es wünschen, gern."

Während Zefirina den Sekt im Kühler brachte, nahm Dahlmann einen bequemen Madeirastuhl und rief in die geöffnete Tür des erleuchteten Zimmers: „Am Brunnen vor dem Tore, Regina! Aber alle Strophen!"

Die Klänge des Liedes kamen. Er sang leise mit. Strophe um Strophe.

Als Regina aufstand, bat er warm und herzlich: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald — bitte, Regina!"

Sie gehorchte. Er stand auf und füllte die Kelche mit schäumendem Edelwein.

„— Grüß mein Liebchen, goldner Schein, grüß mir meinen grünen Rhein! Nur in Deutschland, da wohnet Freud und Wonne —" Er sang laut in die Nacht, als sei es ihm froh ums Herz. Und es krampfte sich doch so zag und erbärmlich in heimlicher Not!

„Kommen Sie, Regina!"

Sie trat auf die dämmerige Veranda. Aber sie zögerte, als er ihr den gefüllten Kelch bot.

„Des Abschieds Minne!" bat er.

Da tat sie ihm Bescheid unter einem langen Blick, und eine Träne blinkte und fiel in den perlenden Wein.

„Wozu uns das Herz schwer machen, Regina? Vielleicht bin ich übers Jahr wieder im alten Vaterland, und Sie bieten mir im eigenen Heim den Willkommengruß als glückliche junge Frau."

Sie antwortete nicht. Er verstand und sah den schmerzlichen Zug um ihre Lippen. Sein unbedachtes Wort reute ihn.

„Seien Sie nicht böse, Regina! Man möchte über den bitteren Abschied hinwegkommen und schwatzt ins Blaue. Nehmen Sie einen Stuhl, und reden wir als zwei gute Freunde, die Abschied nehmen. Vielleicht für immer. Ein bitteres Wort, ein verdammt bitteres Wort, dieses ‚für immer', Regina."

Sie nahm Platz und nickte. Er trank hastig sein Glas aus und schenkte wieder ein.

„Mir nicht mehr, Herr Dahlmann!"

„Nicht zimperlich sein, Regina! Zum deutschen Abschied gehört ein gutes Glas. Besser perlenden Wein als

perlende Tränen. Schade, daß Julius Schmitz nicht hier ist! Der alte Bursche hilft einem immer über alles Schmerzliche hinweg. Er hätte Zahnarzt werden sollen."

Er trank wieder aus. Sie nippte ein wenig.

Dann plauderte er, hastig und nervös, als müsse er mit seinen Worten heimliche Gedanken übertönen und ersticken. Von ihrer Seereise sprach er und wider Willen, wie unter einem Zwange dachte er an die schönen Tage auf der „Tijuca".

„Ihr Dampfer läuft diesmal Santos nicht an, Regina," sagte er endlich.

„Nein. Aber es würde mich nicht kümmern, wenn die Feuer von Santos mir wieder durch die Nacht leuchteten."

Da waren sie wieder am bösen Kreuzwege der Erinnerung. Schweigend saßen sie. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme:

„Ich fahre morgen nach Estrella, Regina, wenn ich Schmitz gehorche. Sie müßten dann ohne mich an Bord gehen."

„Es würde mir leichter werden, Herr Dahlmann."

„Und wenn ich zurückkomme, finde ich Sie nicht mehr."

Sie schwieg.

„Sie glauben, daß ich das ertrage, als sei eine Dame hier zum Tee gewesen, die ich leider nicht mehr an den Wagen geleiten konnte? Wollen Sie es nicht wissen, daß ich ohne Sie einsam und verlassen sein muß? Ich bin kein Kind wie Iri, das sich tröstet mit einer Puppe, einem schön angeputzten Spielzeug —"

„Herr Dahlmann!"

„Warum taten Sie mir das an, Regina? Warum gehen Sie von mir und nehmen mit sich, was mir Sonne und Leben war?"

„Was für ein armer Mann wären Sie, wenn Sonne und Leben für Sie und Ihr Haus an einen einzigen Menschen gebunden wäre! Sie haben vorhin gesagt, wir wollten reden als zwei gute Freunde. Ich will es versuchen. Ich darf es jetzt, wo ich Abschied nehmen will. In dieser Stunde, die ich niemand stehle. Ich gehe, Frederico, denn es ginge über meine Kraft, am Abgrunde zu wandeln, scharf am Rande

der Tiefe, die blaudämmernd zum Absturz lockt. Nun wissen Sie, warum ich gehen muß. Und machen Sie mir das Herz nicht schwer und wund!"

Sie stand auf, um an den Flügel ins Zimmer zurückzugehen.

„Regina! Nicht so lasse ich dich!"

Er stand neben ihr. Sein Gesicht zuckte, als dränge er Tränen zurück.

„Mein Freund, mein armer Freund!"

Sie brach plötzlich in bitteres Schluchzen aus.

Er riß sie an sich und küßte sie auf den schimmernden Nacken.

„Geh nicht von mir, Regina! Bleibe! Du darfst nicht gehen — alles Unrecht, was ich an dir getan — tausendmal will ich es an dir gutmachen! Nur für dich, Regina, nur für dich will ich leben — hörst du? Nur für dich!"

Er stieß es hervor, hastig, als seien die Sekunden kostbar. Zwischen stammelnden Worten der Leidenschaft küßte er sie mit verzehrender Glut. Und sie lag in seinen Armen, als banne ein Zauber ihre Glieder.

Wohlig und aufseufzend dehnte sie sich in seiner Umarmung. Sie richtete sich auf, legte die Hände an seine Schultern und drängte ihn ein wenig zurück. Sie sah ihm tief und innig in die flackernden Augen.

„Für immer, Frederico, lebe wohl! Für immer!"

Und sie warf sich an seine Brust, umklammerte seinen Nacken und küßte ihn mit heißer Inbrunst.

„Ich liebe dich, Frederico, ich liebe dich —"

Sie sahen nicht den Schatten, der am Tore auf der Straße stand und zur Veranda lugte. Sie sahen nicht die tückischen Augen, die das Ziel für den mattblinkenden Gewehrlauf suchten.

„Carajo! — Es ist verdammt dunkel. Aber er wird wieder vor das Licht treten. Den verdammten deutschen Hund liebst du noch immer, Lola? Über uns lachst du Hohn, über uns Affen, sagst du, verdammte Hexe? — Für eine einzige Nacht mit ihm würdest du uns alle mit Wonne vergiften, du Satan? — Und wenn erst das deutsche Weib auf dem Schiffe sei, werde er schon wieder den Weg zu dir finden? — Deine

süße Nacht soll nicht kommen, Lolita! Du sollst ihm nicht am Halse hängen, du geile Hündin! — Aber seine letzte Nacht ist da —"

Der Schuß blitzte am Tor auf und knallte in die Nacht. Der Schatten glitt vom Tore die Straße hinab.

Kalkbewurf spritzte von der Wand.

Dahlmann fuhr auf. Er hatte die Kugel dicht am Kopfe vorbeisirren hören.

Durch den Garten raste der schwarze Antonio zum Tor. Kreischende Weiberstimmen kamen unten aus der Küche.

Bleich und zitternd stand Regina in der offenen Tür. Entsetzt starrte sie Dahlmann an.

„Meine Sünde!" stöhnte sie. „Mein Gott!"

Dann horchte sie jäh auf.

„Das Kind! Iri!"

Das Weinen der aufgeschreckten Kleinen kam aus dem Fenster des Kinderzimmers. Dahlmann stürzte Regina nach.

„Regina!"

Er rüttelte an der verriegelten Tür. Sie blieb verschlossen. Er sah durch das Schlüsselloch, wie sie Licht machte. Vom Garten her kamen Rufe des Negers. Dahlmann achtete nicht darauf. Er schlug mit der Faust gegen die Tür. Er forderte eine Antwort. Er verlangte Iria zu sehen. Regina antwortete ihm nicht.

Plötzlich hörte er ihren Schrei des Entsetzens.

„Rühre dich nicht, Iri! Um Gottes willen! Liege ganz still! Ganz still!"

Dann wieder ein schriller Schrei, voll Grauen und Not.

„Was ist geschehen, Regina? Öffnen Sie! Sofort!"

Er hörte einen dumpfen Schlag, dann ein qualvolles Stöhnen, dazwischen das angstvolle Weinen des Kindes und tröstende Worte Reginas. Aber die Tür blieb verschlossen.

Eine jagende Angst packte Dahlmann. Was bedeuteten diese Laute des Entsetzens? Diese Schreie der Qual? Und nun dieses furchtbare Schweigen, nur hin und wieder durch leises Weinen des Kindes unterbrochen!

Dann erstarb auch dieses.

Allein saß Dahlmann vor dem schalen Wein.

Er verstand kaum, was Antonio meldete. Der Bandit sei entkommen. Aber man müsse die Polizei anläuten.

„Morgen, Antonio," kam es mechanisch. Dahlmann sah nur nach dem Licht in dem Fenster des Kinderzimmers. Es blieb brennen.

Er gab es endlich auf, Regina noch einmal zu sehen.

* *
*

Antonio brachte die Damen des Hauses gegen Mitternacht heim. Ganz aufgeregt stürzte Jolita durch den Garten auf die Veranda.

Ein Meuchler hatte auf Frederico geschossen?

Sie fand ihren Mann in seinem Arbeitszimmer.

„Frederico! — Gott sei ewig Lob und Dank!"

Er sah sie an wie eine Fremde und starrte wieder auf die Tischplatte. Tia Amelia kam herbei, zitternd vor Angst.

„Dona Regina meldet sich nicht. Iri sitzt in ihrem Bette, Regina liegt neben ihr und regt sich nicht. Zefirina hat ins Fenster geschaut. Was bedeutet das?"

Dahlmann sprang auf und rief durchs Haus.

„Die Tür sprengen, Antonio!"

Er stemmte sich mit dem Schwarzen gegen die verschlossene Tür. Sie gab endlich nach.

Regina lag im Starrkrampf.

„Die Schlange!" schrie Iria auf. „Papai, schlag die Schlange tot!"

Eine Sekunde lang standen alle versteinert.

„Vorsicht, Herr!"

Antonio deutete auf das Reptil, das sich auf dem Teppich züngelnd und kraftlos bewegte. Der kleine eiserne Stiefelknecht lag neben der Schlange, deren schwarz-weiß-rote Zeichnung sich scharf im Lichte abhob.

„Gina hat die böse Schlange gegriffen, Mamai!" stieß Iria heraus und barg sich in die Arme der Mutter, die ihr Kind über das Fußende des Bettes hob und mit ihm aus dem Zimmer stürzte. Jammernd folgte Tia Amelia.

Blau geschwollen war der rechte Unterarm Reginas.

„Sofort zu Doktor Vieira de Castro, Antonio!"

„Es ist zu spät, Herr. Sie stirbt doch."

Der Schwarze sagte es einfach und zerschlug dann mit jähem Hieb dem züngelnden Reptil den Kopf.

„Sie hätte sonst noch bis Sonnenaufgang gelebt, die Giftnatter, Herr. Sie ist aus dem Garten gekommen und hat sich ins warme Bett geschlichen. Die Schlangen tun das, Herr. Dona Regina hat Iria gerettet. Sie hat die Cobra im ersten Schreck gegriffen, und das Tier hat gebissen. Dann hat Dona Regina sie auf den Boden geschleudert und den Stiefelknecht mit aller Kraft auf sie geworfen. Aber warum hat sie nicht um Hilfe gerufen, Herr?"

„Hole den Arzt, Antonio! Oder bei Gott, du sollst — Nein, ich fahre mit dir —"

Als die Sonne aufging, war Regina Martensen tot.

* * *

Auf dem frischen Grabhügel des deutschen Friedhofes vor den Toren der Stadt welkten die Rosen, die Julius Schmitz als letzten Gruß auf die Erdschollen gelegt hatte.

Auge in Auge stand ein Mann seinem Weibe gegenüber.

„Der Tod ist der Sünde Sold, heißt es doch, mein Freund? Der Champagner bekommt dir anscheinend nicht mehr. Du siehst elend aus, mein Lieber."

Jolita Dahlmann rief es ihrem Gatten mit schneidendem Hohn zu.

„Hüte dich, Jolita! Besudle das Andenken eines reinen Mädchens nicht! Ich warne dich. Und Rache an den elenden Verleumdern, den Ehrabschneidern, den Lästerzungen, die den guten Engel meines Lebens —"

Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht.

„Du bist offenherzig, mein Verehrter, sehr offenherzig."

Er warf ihr einen Blick zu, daß sie in jähem Schreck verstummte. Dieser Mann vor ihr, den sie mit Nadelstichen des Hohnes reizte, hatte plötzlich die Augen eines Verzweifelten, der seinen Todfeind an der Kehle packt, sie zusammenpreßt mit wutverkrampfter Faust.

„Rache für Regina!" stöhnte er. „Beim Andenken meiner Mutter! Ich will nicht rasten, bis ich den elenden Verleumder finde!"

Jolita überwand den Schreck. Sie musterte ihn prüfend. Dann kam es langsam und aufreizend von ihren Lippen: „Wer wollte Hilario Menezes rächen? Wer schwur, nicht zu ruhen, bis er den Mörder Hilarios fände? Wer hat diesen Schwur, mit dem er mich fing und band, vergessen? Frederico Dahlmann heißt der Mann, der Meineidige!"

Er hörte es und wurde bleich bis in die Lippen. Er starrte sie an, als sehe er plötzlich in ihr einen Meuchler, der Mantel und Maske fallen läßt.

„Hast du den Mörder Hilarios gefunden, daß du die Jahre hindurch hier ein Leben führen durftest, das dir gefiel? Deine Geliebte willst du rächen? Rolle die Augen nur — ich fürchte dich nicht! Deine blonde Liebste willst du rächen, du, der seinem Freunde den Schwur brach, der an mir zum Meineidigen wurde? Das Blut Hilarios schreit noch immer gen Himmel, du Feigling! — Aber wozu soll ich's dir ins Gesicht schreien! Du hast große Worte und ein kleines, erbärmliches Herz! Du bist eben ein Gringo!" Und die verachtende Wut sprühte ihn schillernd aus ihren flammenden Augen an.

* * *

Auf dem frischen Grabhügel Reginas verwelkten die Rosen. —

Im „Klub des fünfzehnten Novembers" saßen Spieler am grünen Tisch. Hinter ihnen standen Herren im Frack, korrekte Männer von guten Manieren und höflichen Sitten. Zigarettenqualm wolkte und webte blau um die Glühbirnen des Kronleuchters.

„He, Joaquim, dein Sekt ist lauwarm wie Spülicht! Der Teufel hole dich, wenn du das Eis sparst! — Geben Sie, Pedro! — Hier, Kreuzdame und Herzkönig. — Sie haben mehr? Sie haben ein auffallendes Glück. Aber das haben Sie ja immer. Haha! Es muß schließlich auffallen, mein Herr, sogar einem Gringo!"

Geldscheine wanderten über das grüne Tuch. Bedenkliche Blicke fragten über die Köpfe der Spieler hinweg von Auge zu Auge. Dieser Frederico Dahlmann trank in letzter Zeit zuviel. Und dieser Pedro Cabral plünderte ihn aus wie ein Brigant.

Man raunte miteinander in den Fensternischen. Die Nerven Dahlmanns waren überreizt. Mußten überreizt sein! Nacht für Nacht bis in den grauen Morgen mit Pedro Cabral und anderen Jeuratzen am grünen Tuch — die Szenen zu Hause — der Alkohol —

„Diese Gringos können das Saufen ja nicht lassen."

„Und Dona Jolita soll wie eine fauchende Tigerkatze einhergehen."

„Diese mysteriöse Schlangengeschichte und der Schuß des Capanga — ich danke. Wenn das nicht auf die Nerven gehen soll! Ich möchte —"

„Caramba! Was gibt's da am Tisch?"

„Die Explosion, mein Lieber!"

Eine wilde Szene am Spieltisch. Aufflammend wie eine Pulvermine.

„Verdammter Gauner! Noch einen König hattest du? Wohl in der Hemdstulpe? Wie, Pedrinho? Aber hier hast du noch diesen und noch diesen — du verdammter Gauner und Betrüger — du Räuber und Bandit —"

Kartenblätter, von wütender Faust geschleudert, flogen dem Bankhalter ins Gesicht und stoben auf das grüne Tuch.

Die Spieler fuhren von den Stühlen empor. Totenbleich saß Cabral. Ein Lächeln verzerrte seine Miene.

„Sie sind betrunken, mein Lieber," sagte er eisig. „Betrunkene wissen nicht, was sie tun."

Dahlmann stürzte auf ihn ein. Aber man riß ihn zurück. Ein Stuhl polterte zu Boden. Empörte Ausrufe und beruhigende Worte. Ein Kreis schwarzgekleideter Herren um einen Tobenden.

„Sie werden ihn fordern, Pedro," sagte Major Augusto da Fonseca empört.

„Ich werde Ihr Zeuge sein."

Cabral verbeugte sich. „Sehr liebenswürdig. Aber Frederico Dahlmann ist mein Freund. Er wird sich darauf besinnen — und er wird bereuen, was er getan hat."

Er betonte die letzten Worte. Ruhig und mit einem verbindlichen Lächeln wehrte er die empörten Zustimmungen ab und zündete die Zigarette an.

Vor dem Klubgebäude drängte man einen Wütenden in den Kraftwagen. Zwei Herren stiegen mit ihm ein und hielten ihn auf dem Sitz.

„Vorwärts, Fahrer! Zum Hause Dahlmann!"

* * *

Auf dem Grabhügel Reginas verwelkten die Rosen, die letzten Grüße irdischer Liebe. —

Im Westen sank die Sonne. Der Abendzug hielt zur Abfahrt bereit, mit zischenden Ventilen und wolkendem weißen Dampf ungeduldig in der Halle.

Julius Schmitz stand vor dem Abteil, in dem Dahlmann aus dem Fenster lehnte.

„Es ist das Vernünftigste, was du tun kannst, Frederico. Wärest du nur gestern schon gefahren — es wäre besser gewesen. Aber was hilft's, um den Topf zu jammern, wenn er in Scherben liegt! Und ich alter Esel mußte dich allein gehen lassen! Das vergebe ich mir mein ganzes Leben lang nicht! Also grüße Eusebio! Und lasse mich hier nur machen! Wenn du zurückkommst, ist Gras über mancherlei gewachsen. Verlasse dich auf mich, Frederico! Ich bin gut gedörrt und zähe, an mir wird mancher sich die Giftzähne ausbeißen. Also auf Wiedersehen und weg mit allen bösen Gedanken! Behüt dich Gott, Fritz Dahlmann, und komme mir mit blanken Augen wieder!"

Schmitz schwenkte den Hut, als die Lokomotive anzog und der Zug klirrend und ruckend aus der Station zischte.

Er sah nicht, daß Candoca, der Capataz Cabrals, verstohlen aus dem letzten Wagen lugte.

„Du wirst ihn nicht wiedersehen, deinen Freund Frederico, du dummer deutscher Hund!" murmelte der Mischblütige und tastete heimlich an den Gurt, wo die Pistole und das Messer wohlverwahrt unter dem Wams steckten.

Die Lokomotive schrie in den Abend. Auf blanken Schienen glitt der Zug westwärts, hinaus auf den freien Kamp.

IX.

„Rafaela!“ kreischte eine Weiberstimme durch das Trümmerwerk der zerfallenen Jesuitenkathedrale von S. Nicolau, daß die grünen Papageien, die verstohlen und verschwiegen in den Orangen räuberten, krächzend das Weite suchten.

„Rafaela! — Wo steckst du, böse Hexe?“

Keine Antwort kam.

Hoch oben auf der massigen Wand, wo Gesträuch in den klaffenden Rissen des Mauerwerks wucherte und wilde Bäume mit zähen Wurzeln absturzwillige Quadern umklammerten, wo verwitterte Reste des Glockenturms einen schattigen Winkel gegen den sengenden Mittag boten, hockte Rafaela und träumte hinaus auf den sonnenflimmernden Kamp.

Wenn Cypriano und die Männer unterwegs waren, die Botschaft vom Guten Jesus zu predigen, den Feuerbrand der Schwärmerei in den einsamen Ranchos und zerstreuten Kampnestern zu zünden und flackern zu lassen, stahl Rafaela sich gern aus der dürftigen Lehmhütte im verwilderten Orangengestrüpp, wo die alte Cyrina die Aufsicht über die „Jungfrauen“ führte.

Wie eine junge Katze kletterte die junge Cabocla über moosbewucherte Quadern, zog sich an den Wurzeln im Gestein aufwärts, kroch wie eine Schlange über die bröckelnde Mauerkante, lag wie eine Eidechse behaglich in der silbernen Sonne und suchte endlich den schützenden Winkel.

Sie haßte die alte Cyrina und fürchtete sie. Verbissen und mißtrauisch hockte die runzlige gelbe Hexe am Feuer und rauchte. Aber ihre stechenden Augen gingen unruhig wie die einer Schlange, sie waren scharf wie die der Geier, die vom Turmgemäuer den Kamp absuchten. Und Cyrinas Ohren waren fein wie die des Kampwolfes und lauschten auf jedes Wispern.

Sie beherrschte Cypriano und die Männer, und der Bote des Guten Jesus hatte nicht einen Finger gerührt, als Cyrina zur Peitsche griff und die widerspenstige Rafaela mit scharfen Hieben strafte. Und Rafaela gehörte doch zu den auserwählten „Jungfrauen“ Cyprianos! —

Wieder kam der scharfe, keifende Ruf von unten.

„Du kannst lange warten, alter Satan!“ lachte das braune Mädchen boshaft. „Komm doch herauf, wenn deine alten Schienen nicht eingerostet sind! Komm doch und schlage mich!“

Sie sah höhnisch hinab auf das morsche Dach der Hütte, das aus grünem Glanzlaub heraufl ugte. Wenn man doch eine der schweren Quadern hinabschleudern könnte — um die Hexe Cyrina sollte es ihr nicht leidtun. Höchstens um den alten Severo, der schon zu steif war, um mit den anderen zu reiten. Und dazu gemahnte der verwitterte Alte Rafaela immer an den Großvater Pepe Caraya, den armen, verlassenen Greis auf dem weiten Kamp.

Sie ließ den Blick von der Höhe mittagwärts fliegen. Über die weithin gedehnte Öde, die grünen Buschinseln im Grasmeer und das weidende Vieh. Dort, wo der silbrige Dunst der Ferne am Sehkreis webte, lag der Rancho des alten Pepe Caraya.

Ob der Alte noch lebte und unter seinem Schattenbaume den Maté aus der Bombilha sog? Ob man ihn schon eingegraben hatte am stachligen Aloezaun?

Warum hatte sie ihn verlassen, den guten Alten?

„Der Geist ruft.“

Sie war Cypriano nachgelaufen und bei ihm geblieben, war mit ihm an den Rio da Vacca gegangen. Sie hatte das Haus des Deutschen flammen und die Schüsse blitzen sehen und war willenlos dem Schwärmer gefolgt, als er den Rio da Vacca verließ und das alte Versteck im Gemäuer von S. Nicolau wieder aufsuchte. Weil sie ihm gehörte, weil er sie genommen hatte, wie der Gaucho dem Fohlen den Lasso um den Hals wirft und es mit sich zerrt; wie der Jäger das Waldhuhn in der Schlinge findet und heimträgt.

Nie war Rafaela der Gedanke gekommen, daß ihre Flucht ein Unrecht gewesen sei.

„Der Geist ruft.“

Sollte sie sich etwa dem wüsten Candoca in die gierigen Klauen liefern lassen? Diesem unheimlichen Banditen, von dem die alte Cyrina schlimme Dinge zu erzählen wußte?

Candoca war in jungen Jahren schon ein verrufener Spieler und Raufbold gewesen. In allen Schenken an der Grenze war er zu Hause. Wo in einer Posada dunkler, süßer Spanierwein und scharfer Aguardiente in Gauchokehlen floß, wo Schmuggler und Viehdiebe schmierige Karten und unredlich erworbene Patacões aus dem Gurt nestelten, wo das Violão klang und die Gaita dudelte, wo unter Sporenklirren und Fingerschnalzen der Fandango und die Habanera mit erhitzten Weibern getanzt wurde, war Candoca zu Hause.

In der Posada des Lucilio Hernandez, dicht an der Grenze nach Argentinien, war es gewesen, wo er beim Kartenspiel seinen Freund Ramon über den Haufen geschossen hatte. Den alten Lucilio, der dazwischenspringen wollte, hatte er an die Wand geschleudert, sich auf den Gaul geschwungen und aus dem Staube gemacht. Zwei Jahre lang war er jenseits der Grenze geblieben, bis er mit dem großen Herrn Pedro Cabral zurückkam.

Rafaela wandte den Blick ostwärts, wo sich deutlich die schwarzen Balken eines plumpen Holzkreuzes abhoben. Das Mordmal hatte Eusebio Menezes an der Stelle aufrichten lassen, an der man seinen Sohn Hilario gefunden hatte.

Ob der schwarze Luciano immer noch auf dem Wege nach Tres Vendas den Mörder seines Herrn suchte?

„Die Kugel für Hilario Menezes ist aus dem Laufe gekommen, der für Ramon Galvez in der Posada des Lucilio Hernandez geladen war," behauptete Cyrina, wenn die Fanatiker abends beim Maté von Eusebio Menezes und seiner Estancia redeten. Und sie sprachen in letzter Zeit öfter als je von Estrella, aber sie verstummten, wenn Rafaela zu ihnen kam. Trauten sie der Enkelin des alten Pepe Caraya nicht?

Doch Rafaela war oft ungesehen in ihrer Nähe gewesen, wenn die Männer sie bei den „Jungfrauen" glaubten. Wenn das Mauerwerk im Mondlicht seine schwarzen Schatten warf, schlich Rafaela sich wie ein Marder an und horchte mit klopfendem Herzen.

Cypriano hatte gesprochen.

Die Reichen, die dem Guten Jesus widerstrebten, sollten vor Schreck heulen und ohnmächtig zusehen, wie man ihnen den Raub der Armen wieder abjagte. Und als José Beriba, sonst ein schlimmer Geselle, dem man nachraunte, daß er seinen Todfeind im Lasso über den Kamp geschleift habe, bis nur eine leblose Masse voll Blut und Schmutz in der schrecklichen Schlinge hing — als dieser José Beriba von dem guten Herzen des alten Eusebio gesprochen hatte, war Cypriano ergrimmt aufgefahren und hatte mit bösen Augen José angeblitzt.

„Das Herz der Reichen ist böse und hart. Wenn der Geist es befiehlt, muß Eusebio Menezes hergeben, was er besitzt. Und wenn er sich wehrt, wird er bald bei seinem Sohne sein. Soll der Feind des Guten Jesus Herr auf dem Kamp bleiben, soweit das Vieh darauf läuft? Sollen die Bedürftigen hungern und die Reichen prassen? Soll dem Armen nie ein Silberstück im Gurt stecken, aber der Beutel des Reichen straff sein vom Golde? — Der Geist spricht: Rottet sie aus, die Herren dieser Welt!"

José aber hatte widersprochen. Der alte Herr Eusebio bedrückte die Armen nicht, er sei kein Prasser noch Geizhals. Gehe man ihm ans Leben, so würden seine Gauchos blutige Rache nehmen. Und ob Cypriano nicht wisse, daß Eusebio den Tochtermann in Porto Seguro habe, den großen Herrn? Senhor Frederico werde den Feinden Eusebios das Militär auf den Hals schicken.

Die Männer am Feuer hatten nachdenkliche Gesichter gemacht. Aber Cypriano hatte José einen feigen Hund gescholten, der den Schwanz einkneift, wenn er die Peitsche sieht.

Ein anderer aber hatte roh gelacht: „Der alte Eusebio liegt krank. Kranke Wölfe beißen nicht mehr. Man gibt ihnen den Gnadenschuß, wo man sie findet. Und seine Gauchos werden lieber mit uns die Herren auf Estrella sein, als bei Eusebio Knechte."

Als Rafaela sich davonstahl, wußte sie, daß Cypriano den Überfall auf Estrella beschlossen hatte.

Lange noch lag sie damals mit offenen Augen in der dunklen Hütte. Nie hatte ihr sonst das Herz geschlagen,

wenn die Männer ausritten zu Gewalttat und Raub. Gleichmütig hatte sie zugeschaut, wenn sie mit Beute heimkamen und sich rühmten, ihre Feinde mit der Kugel gestreckt zu haben. Der Gute Jesus wollte es so, und oft genug hatte Cypriano den „Jungfrauen" seidene Tücher und bunten Tand geschenkt, wenn er zurückkam. Gute Pferde mit teurem Sattelzeug standen nun in den Trümmern von S. Nicolau, fettes Ochsenfleisch wurde am Spieß geröstet und roter Wein war im Garrafão.

An nichts ließ Cypriano es seinen Leuten fehlen. Nur das bare Geld behielt er für sich.

Geldgierig waren sie beide, Cypriano und Cyrina. Das hatte Rafaela bald gemerkt. Oft genug hatte sie den Schwärmer Cypriano in den rankenübersponnenen Löchern des Gemäuers suchen sehen. Oft genug hatte er in den verwilderten Gärten der Padres den Boden aufwühlen lassen. Denn jeder glaubte fest, daß Schätze darin vergraben waren. Truhen voll Goldstücke und kostbares Gerät. Indes nur einen alten spanischen Degen mit verrosteter Klinge hatten sie gefunden. Cyrina aber achtete auf ihre Träume, ob ihr darin nicht einer der toten Padres den Ort anzeige, wo der Schatz verborgen sei.

Rafaela hatte das alles gleichmütig gehört und gesehen. Was kümmerte es sie?

Nun aber ließ das brennende Blut ihr keine Ruhe. Sie hatte den Herrn Eusebio verehrt, solange sie denken konnte. War er nicht stets gütig und freundlich gewesen? Hatte er nicht wie ein Vater für den alten Pepe und das Kind Rafaela gesorgt? Und hatte nicht Dona Manuela Menezes die kleine Rafaela aus der Taufe gehoben?

Rafaela wußte, daß Cypriano erbarmungslos seine wilden Fanatiker auf die Opfer seines Hasses losließ, wenn der Geist es befahl. Willenlos hatte sie selbst den lauschenden Schwärmern morgens sagen müssen, was Cyrina ihr in der Nacht eingegeben hatte. Die Alte hatte es im Traum vom Geiste vernommen, und Rafaela mußte es den Männern wiederholen. Und fast immer war es Raub und blutiger Mord, Gewalttat und Brandlegung, Überfall und Plünderung, was der Geist durch den Mund der „Jungfrau" befahl.

Der Tag würde kommen, an dem eine der „Jungfrauen" befehlen mußte, gegen Estrella zu reiten und den alten Herrn Eusebio zu töten. Klar stand das grausige Bild vor der verwirrten Seele des Mädchens.

Aber sie sträubte sich gegen diesen Zwang des Geistes. Sie wollte nicht, daß Eusebio Menezes erschossen werde wie sein Sohn, der arme Hilario. Sie mußte es verhüten!

Wenn sie entwischte und die Leute auf Estrella warnte? Man würde sie mit Hohn davonjagen, die Landstreicherin, die den alten Pepe Caraya verließ. Die dem Fremden nachgelaufen war wie eine Verworfene. Man würde sie mit den Hunden von der Estancia hetzen als eine Späherin, wenn man ihr nicht Schlimmeres antat. Sie kannte die wilden Gauchos ja zur Genüge.

Und dennoch mußte sie Eusebio Menezes warnen, ehe das Unheil über Estrella heraufzog.

Woche um Woche waren neue Schwärmer zu Cypriano gekommen. Über zweihundert verwegene Männer lagerten in den Trümmern von S. Nicolau. Morgen um Morgen feuerten sie die Gewehre ab und schrien ihr „Viva José Maria!", daß es in den Mauern widerhallte. Aus dem Mauerwerk hatten sie Steine gebrochen und sie zu plumpem Wall gegen den offenen Kamp gefügt. Hinter ihm wollten sie Widerstand leisten, wenn racheschnaubende Gauchos oder Soldaten gegen das Fanatikernest anrückten. Gute Gewehre hatten sie, Munition lag zur Genüge im festen Gewölbe, zu dem Cypriano den Schlüssel führte. Und Woche um Woche wurden sie verwegener, immer weiter dehnten sie ihre Streifzüge aus, und die Leute in den einsamen Ranchos waren aus Furcht die willigen Späher und Zuträger für Cypriano.

Auch Chico Bobo hielt es längst mit den Fanatikern. Sie gaben gutes Geld bei ihm aus, und er horchte die Gauchos aus und verriet oft genug gute Gelegenheit zu Raub und Überfall. —

Rafaela suchte die Schenke des Chico Bobo von ihrer luftigen Warte aus. Dort, unter den Weiden, die schlaff in der Mittagsglut die Zweige hängen ließen, lag der Rancho, klein wie ein Spielzeug, am Wege.

Ein Reiter trabte von der Tür Chicos, winkte noch einmal zurück und gab seinem Pferde die Sporen, daß es in Galopp fiel.

Wer wagte es, einsam über den Kamp zu reiten, über den Kamp bei S. Nicolau?

„Rafaela!" kam Cyrinas Stimme wieder herauf.

Das Mädchen achtete nicht auf den zornigen Ruf. Es schärfte den Blick und hielt den einsamen Reiter in den Augen, die wie Raubvogellichter nach Beute spähten. Noch war die Strecke zu weit, um den Mann im Sattel zu erkennen. Das Pferd war ein Tier vom Kamp. Der leichte Galopp auf dem rohen Wege verriet es.

Langsam wuchs das Bild. Schon unterschied Rafaela die Farbe des Pferdes. Es war ein hoher Brauner. Und der Reiter war auf dem Kamp zu Hause. Er hätte sonst lange vor dem hohen Balkenkreuz den Weg nicht verlassen und sein Tier nicht über den offenen, pfadlosen Boden gelenkt.

Oder scheute er das schwarze Kreuz?

Rafaela richtete sich auf, um freier zu sehen. Der Fremde schnitt im Galopp ein gutes Stück Wegs ab. Er hielt gerade auf die Lehmhütten zu, die einen Steinwurf von der zerfallenen Kathedrale ablagen. Er kannte also die Trümmer von S. Nicolau genau.

Ein Späher?

Rafaela spottete sich selbst aus. Wer ritt dem Verderben in den Rachen? Am hellen Mittag über den offenen Kamp?

Vielleicht war es ein Reisender, den Chico Bobo in die Falle schickte. Man würde ihn ausziehen, und wenn er das weiße Tuch der Fanatiker nicht willig um den Nacken legte, wenn er nicht das „Viva José Maria!" rief, so stellte man ihn an die Wand und gab ihm die Kugel, warf ihn auf den Kamp und ließ ihn den Geiern.

Mancher Gefangene hatte in bleicher Furcht das weiße Tuch genommen, um die liebe Seele zu retten. Ritt nicht Carlito, der hübsche Italienerjunge, jetzt mit Cypriano? Vor S. Angelo hatten sie ihn erwischt, als er mit seinem Wagen Fracht fuhr. Und bleich wie Kalk war er geworden, als man den Neger Armando, der mit ihm auf dem Wagen

gesessen hatte, vor seinen Augen abschlachtete. Ihn selbst hatte man gebunden und eine ganze Nacht warten lassen auf den Willen des Geistes, der aus dem Munde Rafaelas reden werde.

Die angstvollen Augen des Gefangenen hatten Rafaela zittern lassen. Als Cypriano sie in dieser Nacht bei sich behielt und sie an sich preßte in heißem Begehren, hatte sie ihn um das Leben Carlitos gebeten. Zwischen wilden Liebkosungen und heißen Umarmungen hatte Cypriano es ihr geschenkt.

In den Nächten, wenn er die „Jungfrauen" zu sich nahm, war Cypriano ja ein anderer als am Tage, wo er verschlossen grübelte oder seine seltsamen Worte sprach.

Rafaela hatte am Morgen kundgetan, daß der Geist befehle, den Gefangenen leben zu lassen, und Carlito hatte ihre Knie umklammert und ihre Füße geküßt. Seit jener Stunde war er ihr ergeben wie ein Hund.

Rafaela überrieselte es plötzlich heiß.

Wenn sie Carlito heimlich nach Estrella schickte, um Eusebio zu warnen? Wenn sie in der Nacht ihm ihren Mouro gab, der schneller war als die Pferde der anderen und den Weg nach Estrella in tiefster Finsternis fand? Carlito würde reiten. Ihr zuliebe. Und wenn er die Botschaft ausgerichtet, mochte er auf ihrem Mouro weiter über den Kamp sausen, immer weiter auf Santa Anna zu, bis er sicher war vor der Rache Cyprianos.

Sie legte die Hand auf das pochende Herz. Carlito würde reiten.

Wie eine Erlösung war das für sie. Eusebio würde nicht sterben durch die Hand der Fanatiker! — — —

Nun spähte sie wieder nach dem Reiter. Näher und näher kam er. Sie kniff die Lider leicht zusammen, um das Bild noch schärfer zu fassen.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

„Candoca!"

Sie ließ sich aufs Knie nieder und glitt auf der Mauer zwischen dem wuchernden Gebüsch hin, fand die Stelle des Abstiegs und ließ sich an einer zähen Wurzel hinab, bis die nackten Füße die Quadern einer zerfallenen Treppe fanden,

die einst zum Glockenturm geführt hatte. Vorsichtig nahm sie den Weg über die moosigen Stufen abwärts. Einen Augenblick stand sie horchend an einem gestürzten Heiligenbild. Geräusch kam von draußen, als ob ein Reiter, im Sattel sich duckend, dennoch belaubte Zweige streifte, unter denen sein Pferd hineilte.

Kein Zweifel — Candoca ritt an.

Sie rannte, so schnell sie vermochte, durch den stillen Raum des öden Gotteshauses, wand sich durch das grüne Wirrsal draußen und stand vor ihrer Hütte, als der Reiter aus dem Sattel sprang.

Es war Candoca, der höflich vor Cyrina und Severo sein „Boas tardes!" sprach, den hellen Poncho zurückschlug und die Hand reichte.

Cyrina wollte auf Rafaela losfahren. Aber trotzig sprach das Mädchen: „Cypriano wird nicht schelten, daß ich einen Fremden erspähte, der über den Kamp zu uns kam."

Candoca wollte ein Scherzwort an sie richten. Aber Rafaela sah ihn böse an und ging in die Hütte.

Auch Cyrina musterte den Gast nicht freundlich. Hatte er vergessen, daß Cypriano ihn einst aus den Trümmern gejagt hatte wie einen Hund, den man beim Fleisch ertappt hat?

Aber Candoca hockte unbefangen neben Severo, der ihm die Cuya reichte.

„Ich habe an den Santo eine Botschaft, die er gern hören wird," sagte er zuversichtlich.

Rafaela hörte das Wort. „Estrella — Eusebio —" zuckte es durch ihr Gehirn. Carlito mußte reiten. Und wie gut, daß Neumond war! —

* * *

Der Santo kam mit sinkender Sonne heim. Mit ihm die Fanatiker, und Candoca sah mit Erstaunen, wie groß ihre Zahl war.

Als das Abendrot am Himmel flammte, donnerten die Schüsse und rollten die Schreie gegen das Gemäuer: „Viva José Maria!"

Feuer brannten, und ihr Schein lief gespenstisch an den düsteren Steinen hin. Die Pferde grasten auf dem Kamp. Die Männer aßen und tranken.

Lange genug ließ der Santo seinen Gast warten. Dann befahl er ihn vor sich.

Finster sah er ihn an.

„Habe ich dir nicht verboten, uns zu begegnen?" Aber Candoca duckte sich nicht feige. Er reichte dem Santo einen Brief.

„Dein Freund Rudolfo vom Rio da Vacca sendet ihn dir," sagte er ruhig. Aber seine Augen lauerten.

Der Santo bewahrte seine Miene.

„Warte, bis ich gelesen habe!"

Beim Schein des Feuers las Cypriano, und seine Miene leuchtete auf.

„Setze dich zu uns, Candoca," lud er ein. „Und hört zu, was dieser Mann uns zu sagen hat, meine Freunde!"

Candoca hockte sich zu den erwartungsvollen Schwärmern. Er war von Rudolf Schweizer wohlbelehrt worden, wie er zu reden habe.

Der Tochtermann des reichen und stolzen Eusebio Menezes sei nach Estrella geritten. Jetzt sitze er wohl im Städtchen S. Nicolau, um das Militär dort und die Leute gegen den Santo und seine Gemeinde zu hetzen. In Porto Seguro habe dieser „Frederico Allemão" alles getan, um Truppen gegen den Santo in Marsch zu setzen.

„Seid auf der Hut, meine Freunde! läßt Rudolfo Schweizer euch sagen, sie wollen euch totschlagen wie einen gefangenen Wolf, mit Mord und Greueln wollen sie euch umbringen bis auf den letzten Mann. Er selbst, Frederico Allemão, will eure Feinde führen, die Gauchos von Estrella und die Truppen, die schon auf der Bahn sind. Kommt ihm zuvor! Laßt euch nicht fangen und abschlachten wie Ochsen auf dem Kamp!"

Zorniges Murmeln begleitete seine aufstachelnde Rede.

„Hast du es gehört, José Beriba?" fragte Cypriano, als Candoca geendet.

Der Gaucho schwieg. Er kniff die Brauen finster zusammen.

„Und wenn dieser Candoca lügt?“ warf er ein.

„Es steht hier geschrieben, was er uns gesagt hat,“ entgegnete der Santo und hob den Brief. „Mein Freund Rudolfo lügt nicht. Er hat diesen Mann gesandt. Tod allen Feinden! So spricht der Geist: Rottet aus, die euch widerstreben! Schlagt zu Boden, so die Faust wider euch heben wollen! Siehe, ich habe sie in eure Hände gegeben.“

Beifall kam aus dem Kreise der Männer.

„Tod Eusebio Menezes!“

Und man plante, wie man Estrella überfallen wollte.

* * *

Die Nacht deckte die Trümmer von S. Nicolau. Im tiefen Schlaf lagen die Fanatiker nach langem Gespräch und einem Trunk Weines, den der Santo gespendet. Er selbst weilte in heimlichem Beraten mit Cyrina in seinem Raum, der im Kreuzgang für ihn abgeschlagen war.

Die Wache saß am Feuer auf dem gepflasterten Hofe, den der Kreuzgang umrahmte. Zwei Fanatiker, die rauchend und leise redend, in ihren Poncho gehüllt, noch einmal die Botschaft Candocas überlegten.

Sie hörten es nicht, als in mondloser Finsternis zwei Gestalten sich aus dem Orangengebüsch stahlen und auf den Kamp schlichen. Sie hörten nichts von hastigem Flüstern und einem heißen, heimlichen Abschied, den ein Jüngling von einem braunen Mädchen nahm, ehe er die Zügel des Mouro faßte.

Durch die Nacht, den Sternen folgend, die ihm Rafaela zeigte, sprengte Carlito.

Lange lauschte Rafaela ihm nach. Dann glitt sie zurück und lag lauschend an der Schwelle ihrer Hütte. Cyrina war noch nicht zurückgekommen.

Wie ein Schatten huschte Rafaela hinein und lag in tiefem Schlaf, als Cyrina mit brennendem Span durch die Finsternis den Weg suchte, auf der Schwelle stand und die schlafenden Mädchen ableuchtete.

Die Alte stieß den flackernden Span aus und suchte selbst das Lager.

„Man wird bald neue Kreuze auf dem Kamp richten,“ murmelte sie. „Auf dem Kamp bei Estrella “ — —

Am folgenden Morgen, sobald die Gewehrsalven abgefeuert waren, als das wilde „Viva José Maria!“ verhallt war, gab der Santo seine Befehle.

Berittene Streifen wurden nach allen Richtungen gesandt, um den Kamp auszuspähen. Bis Cachorro Morto und Santa Anna sollten die Fanatiker vorsichtig reiten, um zu erfahren, ob Militär auf der Eisenbahn komme. In den Ranchos, bei den Posteiros, in den kleinen Kampnestern sollten sie horchen, ob die Gauchos der Fazendeiros sich sammelten. Gefährlich war der Ritt nach S. Nicolau, wo immer noch eine Handvoll Infanterie lag. José Beriba erbot sich. Candoca wollte ihn begleiten.

„Du bleibst hier, Candoca!“ befahl der Santo.

Candoca fühlte das Mißtrauen. Aber er fügte sich willfährig.

Die zurückbleibenden Fanatiker sollten den Tag zur Arbeit benutzen. Der Steinwall sollte verstärkt, Verhaue von Quadern und Dornen an den Eingängen zur Kathedrale aufgeführt werden.

Wurde der Santo in seinem Lager angegriffen, so fanden die Feinde ihn wohlverschanzt. Auch die Weiber halfen eifrig bei der Arbeit.

Rafaela aber tat vor dem Bilde der Madonna ein heißes Gebet für Carlito. —

Am heißen Mittag ruhte alles nach der Gewohnheit des Lagers. Man aß die Bohnen und das Fleisch, trank heißen Maté und streckte sich in den Schatten.

Auch Candoca hatte einen schattigen Platz zum Schlummern gefunden. Im dichten Busch, wo verwilderte Orangenbäume zwischen Dornen mühsam die Zweige freihielten. Da lag er, gegen einen gestürzten Säulenstumpf gelehnt, rauchte, wehrte die lästigen Fliegen ab, warf den Stummel in die Dornen, zog den Hut über das Gesicht und schlief laut gähnend ein.

Aber er horchte auf jedes Geräusch. Seine Sinne waren wach, obwohl er tief und ruhig atmete wie ein müder Mann.

Wohl eine halbe Stunde lang lag er so. Dann rückte er den Hut ein wenig, lugte unter ihm nach allen Seiten

hin, drehte sich langsam um und kroch vorsichtig am Boden, bis er hinter dem großen Säulenstück verschwand. Da lag der Lasso, den er in der Morgendämmerung dort verborgen hatte.

Gierig spähte er durch die Dornen, die er vorsichtig auseinanderbog. Der Balken lag noch quer über dem gähnenden Schacht. Hastig, immer aufhorchend, schlang Candoca den Lasso um das braune, moosfleckige Holz und glitt lautlos am abgelassenen geflochtenen Lederriemen in die Tiefe.

Ein braunes Mädchengesicht lugte vorsichtig um den Steinblock. Aufleuchtende Augen erspähten den Balken, das Loch zwischen den Dornen, den gestrafften Lasso.

„In den Steinen!"

Rafaela sah hastig um sich. Hatte einer ihr die Worte zugeraunt?

„In den Steinen!"

Die Mondnacht am Rancho Pepes — der schlafende Candoca, dem sie leise Fragen zuraunte —

Eine wilde, tückische Freude glitt über ihre Miene.

Lautlos eilte sie zurück und verschwand im Gebüsch. —

Hinter dem Säulenklotz zog Candoca den Lasso vorsichtig herauf, tastete noch einmal an seinen Gurt, lächelte befriedigt und lugte zu seinem Schlummerplatz.

Die Stelle im Schatten war still und verlassen.

Den Lasso barg er wieder an seinen Ort. Vorsichtig schob er sich um den gewaltigen behauenen Stein, auf dem Moos und Flechten braungrün lagen, und dehnte sich bald wieder unter seinem Baume.

„Deus seja louvado!" sprach er leise, als er sich den Hut über das Gesicht schob. Und der Lieben Frau von Navegantes würde er die gelobten zwei großen Wachslichte gern opfern, wenn er erst wieder in Porto Seguro wäre.

Dann schlief er ruhig ein.

* * *

Dahlmann kam eben rechtzeitig nach Estrella, um dem Schwiegervater die guten Augen zuzudrücken.

Tränen, Jammer und Klagen der Frauen und Mädchen, ehrliches Leid der braunen Gauchos folgten dem Sarge des

Toten nach dem Städtchen S. Nicolau, wo Eusebio Menezes mit höchsten Ehren an der Seite seiner lange ruhenden Gattin Manuela beigesetzt wurde.

Dahlmann hatte einen Augenblick hindurch wohl den Gedanken erwogen, Jolita zum Leichenbegängnis kommen zu lassen. Aber die Freunde der Familie im Städtchen beschworen ihn, diesen Plan aufzugeben.

Wilde Gerüchte schwirrten wieder über den Kamp. Überall waren die Fanatiker verwegener als vorher aufgetaucht.

So ritt Dahlmann mit den Gauchos nach Estrella zurück. Bis in die tiefe Nacht saß er und schrieb an Jolita und Schmitz.

Ehe die Sonne herauskam, hielt Carlito, von mißtrauischen und finster blickenden Gauchos umringt, auf dem Hofe der Estancia. Die braunen Kampleute trauten dem Fremden nicht, der ihnen mit fliegenden Worten berichtete, wie er selbst von der Bande des Santo gezwungen worden sei, das weiße Tuch zu nehmen und das „Viva José Maria!" zu schreien. Dieser Italiano konnte ein Späher sein, und Barboso, der zu jäher Gewalttat neigte, schlug vor, ihn für immer stumm zu machen.

„Die Fanatiker machen es nicht anders!" schrie er wild und zog das Messer aus der Lederscheide.

Aber José hatte den Patrão Frederico geweckt, und Dahlmann kam, um den zitternden Italienerjungen aus böser Angst zu befreien.

„Wer sendet dich?" fragte er ruhig. „Sprich frei heraus!"

Da vernahmen die Leute von Estrella, was Rafaela sagen ließ.

„Wir werden den Santo und seine Mordbrenner empfangen, wie sie es verdienen, Leute!" sagte Dahlmann ergrimmt.

„Sie sollen nur kommen, die Hunde!" schrien die Gauchos, und wilde Wut blitzte in ihren Augen.

Aber die flackernde Wut flammte ab, als Carlito berichtete, wie groß die Zahl der Fanatiker, wie gut ihre Gewehre, wie wild und blutgierig der Santo sei, der

niemanden schone, der das weiße Tuch nicht um den Nacken lege.

„Und gerade auf euch und euren Herrn habe der Santo es abgesehen, läßt Rafaela euch sagen."

Wilde Racheschwüre folgten, als Candocas Name fiel. Auch Dahlmann war betroffen. Der Capataz seines guten Freundes Pedro war ihm gefolgt? Wie der Wolf auf der Fährte des Wildes?

Wie ein Schleier zerriß es vor den Augen Dahlmanns: dieser Cabral wollte seine Rache haben! Darum wurde der Santo gegen Estrella gehetzt.

„Gut, daß Eusebio in Frieden heimgegangen ist," sagte er. Dann aber faßte ihn eine namenlose Wut.

Wie fein spann dieser Cabral seine Fäden! Er wußte am besten, daß Estrella schutzlos war, wenn Hunderte von raubgierigen Mordbuben sich auf die einsame Estancia stürzten; daß die Handvoll Militär im Städtchen froh sein mußte, wenn es den eigenen Standort halten konnte. Und Cabral würde alles aufbieten, um die Entsendung von Verstärkungen zu hintertreiben. Bis er seine Rache hatte!

Eusebio Menezes und Frederico Dahlmann — beide sollten fallen, wie Hilario Menezes verblutet war!

Wenn Estrella verwüstet, wenn Eusebio und Frederico niedergeschossen waren, wenn das rote Blut in den heißen Kampboden gesickert war, dann würde Cabral natürlich in flammender Wut und heiliger Entrüstung Hilfe für den schutzlosen Kamp verlangen, dann würde er den Rächer spielen, dann würde er in der Rolle des entrüsteten Tribunen erbarmungslose Vergeltung gegen die Mörder predigen. Und jetzt saß Candoca, der Mann Cabrals, am Feuer des Santo und hetzte diesen zu blutiger Greueltat! —

„Du mußt fliehen, Herr," bat der Neger Luciano mit erhobenen Händen. „Noch ist es Zeit. Wir bringen dich sicher bis Sant' Anna. Ist es nicht genug, daß unser Herr Eusebio gestorben ist? Denke an Dona Jolita und an dein Kind!"

Dahlmann schwieg. Die Flucht erschien ihm als Feigheit.

Aber auch die Gauchos drängten ihn, und Carlito flehte: „Nehmen Sie mich mit, Herr! Der Santo wird den ganzen

Kamp absuchen lassen nach mir, und wehe meiner armen Seele, wenn sie mich zum zweiten Male vor ihren Messern haben!"

Noch zögerte Dahlmann.

Wer sagte ihm, daß die Angst des flüchtigen Italieners nicht die Gefahr übertrieb? Dieser Carlito war kein Held.

Da kam Antonio im gestreckten Galopp über den Kamp angeprescht. „Mord und Brand!" schrie er aus dem Sattel. „Den alten Pepe Caraya haben sie niedergeschossen und seinen Rancho abgesengt. Ich habe einem von ihnen aus dem Sattel geholfen, daß er die Bügel für immer verlor. Aber was wollte ich gegen zehn?"

Die scharfen Augen der Kampsöhne spähten über die Öde. Reiter hatten ihre Tiere gewendet und sprengten ab. Ihnen war Antonio entwischt. Eine graue Wolke qualmte in der Ferne über den Sehkreis: der Rauch des Rancho.

„Flieh, Herr!" forderte Antonio wild. „Dir gilt es! Sie haben den alten Pepe vor Wut niedergeschossen, als er ihnen sagte, unser Herr Eusebio ruhe in geweihter Erde zu S. Nicolau. ‚Frederico Allemão soll uns nicht entgehen!' schrien sie. Flieh, Herr!"

„Und ihr, meine Freunde?"

„Kümmere dich nicht um uns! Dein Leben gilt es! Und unsere Dona Jolita ist dein Weib! — He, den Braunen für den Patrão gesattelt!"

* * *

Die Moleques rannten und grölten durch die Straßen von Porto Seguro. Sie riefen die Abendblätter aus:

„Der Fanatikeraufstand bei S. Nicolau! — Der Überfall auf die Estancia Estrella! — Frederico Dahlmann mit knapper Not entkommen!"

Vor den Kaffeehäusern horchte man auf. Man griff nach den Blättern. Man war empört über die Saumseligkeit der Obrigkeit, die im eigenen Lande den offenen Bandenkrieg duldete. Man stand in Gruppen und lauschte erregten Rednern auf den Plätzen. Man rottete sich zusammen und zog vor das Gebäude des Generalkommandos. Eine Abordnung verlangte den General Belisario zu sprechen.

Excellenz Belisario gab beruhigende Erklärungen. — Auch Pedro Cabral las die Schreckenspost. Schweizer hatte die Blätter gebracht.

„Verdammt! Der Vogel ist entwischt," knirschte Cabral. „Der Teufel soll den Esel Candoca holen!"

Seine Miene verzerrte sich vor Wut. Er stieß einen schweren Fluch aus. Dann überlegte er mit bösem Lächeln.

„Sorgen Sie, Rudolfo, daß dieser Hund Candoca sich vor der Hand nicht in Porto Seguro sehen läßt! — Wenn seine schwarze Seele nicht schon an einem gewissen Feuerchen schmort. — Und für diesen Frederico Allemão wird sich eine andere Gelegenheit finden."

Am folgenden Tage brachte die „Tribuna do Povo" einen flammenden Artikel, der Genugtuung für die Opfer von Estrella forderte, der die Tugenden des verstorbenen Eusebio Menezes pries, der endlich Frederico Dahlmann beglückwünschte, daß er den Kugeln der Fanatiker entronnen sei. — „Rache für Estrella!" Und unter dem stilvollen, hochherzigen Erguß stand bescheiden der Name des Verfassers: Pedro Cabral.

„Wie edel! Wie großherzig!" lobte Tia Amelia begeistert. „Nur ein Mann wie Pedro Cabral kann gegen seinen Feind so handeln, Jolita!"

Aber Dona Jolita hörte nicht darauf. Sie saß im schwarzen Trauergewand und wartete. Harrte auf Frederico.

Endlich, gegen Mittag, fuhr der Wagen am Tor vor.

„Komm, Iri!" rief Jolita durchs Haus. „Dein Vater!"

Sie stürzte zum Tor, ohne auf das Kind zu warten.

„Die heilige Jungfrau sei gepriesen! — Frederico — mein Mann!" Sie hing an seinem Halse und schluchzte, und Dahlmann, der in die verängstigten Augen seines Töchterleins schaute, vergaß allen Groll gegen die Mutter seines Kindes.

„Komm, Jolita! Komm, armes Weib!"

Er trug sein Kind durch den Garten. Neben ihm schritt Jolita.

Als er ins Haus trat, sagte er behutsam und innig: „Ich bringe den letzten Segen unseres Vaters, Jolita. Er ist sanft gestorben. ‚Bleibt glücklich in eurer Liebe!' war sein

letztes Wort an uns. Laß Frieden zwischen uns sein, Jolita, um des Toten willen!"

Alle gequälte Liebe eines heißen Herzens wallte in ihr auf. Die Schatten böser Erinnerung flohen. Ihr Mann, ihr Frederico, war ihr zum zweitenmal geschenkt, ihr zum zweiten Male zugeführt von Eusebio Menezes. „Gesegnet sei sein Andenken! Vergib, Frederico, laß alles Böse vergessen sein! Ich liebe dich ja, Frederico, und sieh: unser Kind, unsere Iri, unser Engel!"

Sie umschlang und küßte ihn. Dann ging sie auf ihr Zimmer, kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes und betete lange und innig. —

Die Fanatiker hausten noch immer in den Trümmern bei S. Nicolau. Auch die Estancia Estrella hielten sie besetzt. Noch immer zögerte die Regierung, stärkere Truppen gegen sie in Marsch zu setzen. Beruhigende Artikel sollten die Erregung einschläfern. Wozu den offenen Krieg auf dem Kamp entfesseln, wenn die Fanatiker sich leidlich ruhig verhielten? Oberst Vieira war mit einer Schwadron Lanzenreiter nach S. Nicolau gesandt worden, aber er lag untätig im Kampnest.

Man vergaß allmählich in Porto Seguro den Rachezug gegen den Santo und seine Bande. Man hatte Wichtigeres zu tun: die Wahlen zu machen.

Kurz nach dem Karneval sollte die Deputiertenwahl stattfinden, und die Aussichten für Dahlmann standen besser als je zuvor. Zwar die Mehrzahl der Deutschen in Porto Seguro und die Freunde Cabrals, die Nativisten vom „Klub des fünfzehnten November", sahen die Stimmung mit sehr gemischten Gefühlen an. Offen mochte keiner gegen Dahlmann auftreten, und die deutschen Kolonisten hielten unerschütterlich an Frederico Dahlmann fest. Gerade der Anschlag der Fanatiker gegen ihn hatte ihn noch volkstümlicher bei seinen Anhängern gemacht.

„Dieser Esel Candoca hat ihm neue Trümpfe in die Hand gegeben," stellte Cabral zornig fest, wenn er mit Schweizer über die Wahl sprach.

„Dann muß man eben verhindern, daß er sie ausspielen kann," entgegnete Schweizer kalt.

Als ob Dahlmann ihn persönlich aufs tiefste gekränkt habe, als ob er ihn tödlich beleidigt habe, so haßte Rudolf Schweizer seinen Landsmann Fritz Dahlmann, seitdem dieser dem Verderben entronnen war.

„Warten wir den Karneval ab," sagte er endlich mit bösem Lächeln, „ich werde Candoca doch kommen lassen."

Cabral verstand. Aber er überlegte.

„Candoca hat keine glückliche Hand, Rudolfo."

„Man muß sie ihm führen, Senhor."

„Meinetwegen. Lassen Sie Candoca kommen!"

* * *

Die Trauer um Eusebio Menezes hielt Dahlmann und Dona Jolita von den rauschenden Festen der Karnevalszeit fern. Still lebten sie draußen in ihrem Landhause. Nur zur Geschäftszeit war Dahlmann an der Rua da Alfandega. Auf den Straßen und Plätzen von Porto Seguro hatten Pierrot und Colombine die unbestrittene Herrschaft. Der Korso auf der Praça da Republica wogte unter einem Regen von Konfetti. Die bunten Papierstückchen bedeckten den Asphalt der Straßen, lagen auf dem Rasen und den Pflanzen der Anlagen, als habe es rot, grün und gelb geregnet. Die Serpentinas, aufgerollte, schmale Papierstreifen, schnellten hinauf zu den Balkonen, wo Mädchenaugen blitzten und Frauen übermütig lachten. Die „Agua florida", das wohlriechende Spritzwasser, sprühte auf den Straßen, und Schneebälle, mit Agua florida oder Konfetti gefüllt, sausten als Wurfgeschosse. Mancher Domino ward klatschnaß vom duftenden Wasser. In den Zweigen der Bäume, auf den Armen der Laternen, über den Leitungen der Elektrischen und den Telephondrähten, von den Gittern der Balkone hingen die Serpentinas zu Tausenden. Bis in die Nacht hinein wogte die Menge der Masken, über die der Karnevalsrausch gekommen war.

Glänzende Kostümbälle in den Klubs, in den Vereinen, in den gastlichen Häusern der Reichen. Musik und Lachen in allen Straßen. Gitarren, Mandolinen, Gesang. Ohne Unterschied der Farbe: Weiß und Schwarz und alle Schattierungen feierten den Karneval. Vom Palast des

Präsidenten, der seinen großen Ball gab, bis zu den elenden Holzbuden des Negerviertels, wo die schrillen Triller der Weiber gellten und schwarze Schönheiten ihre Wackeltänze unablässig zum besten gaben. Und alle Schenken hatten gute Tage.

Am Rosenmontag flackerte es durch die Menge der Masken. Auf dem Fischmarkt hatte es begonnen.

Die gelbe Köchin des Kaufmanns Eugenio Dantas erstand eine silberglänzende Tainha und ließ einige Liter der schönen Krabben ins Netz füllen. Sie reichte dem Fischer Maneca einen schönen, nagelneuen Hunderter zum wechseln.

„Oho, Rosalina, du glaubst, ich sei der Finanzminister," lachte Maneca. „Ein Hundertmilschein? Aber warte und lasse dir derweilen die Tainha von Chiquinho schuppen! Ich springe unterdes zur Venda drüben und lasse Wechseln."

„Meinetwegen. Und deinen Matabicho zahle ich mit," rief die gutmütige Dicke hinter ihm her.

Der Fischerjunge schuppte die Tainha und warf noch einen zappelnden Taschenkrebs zu den Krabben als Zugabe. Für das Schnäpschen des Vaters.

Aber Maneca kam ganz bestürzt aus der Venda zurück.

„Der Hunderter ist falsch, Rosalina. Gib ihn deinem Herrn zurück! Er soll zur Polizei gehen. Du kannst morgen hier bezahlen."

Die dicke Rosalina rief alle Heiligen des Kalenders zu Zeugen an, daß sie bei ehrlichen Leuten Guizado und Mocotó koche, und der Schein sei echt.

Aber Maneca zog eine krause Stirn, und die Spaßvögel an den Fischbänken mischten sich ein, wurden plötzlich ernsthaft und ließen sich den nagelneuen Hunderter zeigen. Die Marktpolizei wurde neugierig, und bald musterte jeder Verkäufer auf dem Mercado seine Kasse mißtrauisch. Ging diese verdammte Geschichte mit dem falschen Gelde wieder los?

Natürlich! Beim Karneval sah kein Mensch genau auf seine Scheine. Da mochten leicht falsche Blätter ins echte Spiel gemischt werden!

In der Schenke des Italieners Tonio Rubinacci kam es zu einer Rauferei. Masken zechten da lustig, und Giuseppe Bardoni warf großspurig einen Hunderter auf den Tisch.

„Drehe ihn einem Bicheiro an, Beppo, oder zahle Steuern damit!“ lachte der Schankwirt. „Aber mir gib einen echten, kleinen Zehner!“ Und er goß aus der Korbflasche den guten Chianti in die Gläser.

Giuseppe Bardoni schwur aber hoch und heilig, er habe den Hunderter in seinem Geschäft angenommen. Eine Maske habe ihn zum Wechseln gegeben. Ein Wort gab das andere. Die Gäste schimpften, schrien und tobten. Der Sizilianer Pantaleone fluchte ein „Mardittu!“ über das andere und zog das Messer, worauf Tonio Rubinacci die Hemdärmel aufkrempelte und reine Bahn machte. Aber ein Fiasko des guten Chianti und zwei Flaschen des roten Barbera gingen dabei in die Brüche. —

Wer hatte zuerst das böse Wort in die buntscheckige Maskenwelt geraunt?

„Die Gringos geben das falsche Geld aus!“

Es schlich wie Pestgift durch die Kramläden und Schenken. Es zog mit der Luft, und wer es atmete, wurde toll vor Wut. Es schwälte wie Feuer im Sägemehl, bis es in die Späne und das Holz fällt, aufflackert und gen Himmel prasselt.

„Die Gringos geben das falsche Geld aus!“

Eine Spiegelscheibe ging klirrend in Scherben. Johlen und Brüllen füllte die Rua Ypiranga, wo ein deutscher Wechsler wohnte. Rasselnd fuhren die Schutzrollwände nieder. Hastig wurde die Tür verriegelt.

Die Polizei säuberte die Rua Ypiranga, aber an der nächsten Ecke sammelten sich die Moleques wieder, die Tagediebe, der farbige Janhagel, die Stiefelputzer, die Lotterielosverkäufer, das ganze Straßenvolk griff die Losung auf und gab sie brüllend weiter: „Die Gringos geben das falsche Geld aus!“

Ein Maultierkarren rumpelte die enge Rua Bandeira entlang. Weinfässer lagen im offenen Kasten zwischen den beiden Rädern. Masken hielten den schwarzen Karrenführer an und sammelten sich in dichtem Schwarm.

„He, Alcibiades, laß sehen! Was fährst du da?“ fragten sie den Neger, der verwundert das bunte Gewimmel um sich sah.

„Portwein. Von Menezes & Dahlmann habe ich ihn geholt."

„Menezes & Dahlmann sind reiche Leute," schrie eine Maske. „Auf einen kleinen Probeschluck wird es ihnen nicht ankommen."

Der verdutzte Neger wagte nicht, die Peitsche zu gebrauchen. Die frechen Kerle waren in der Überzahl. Und schließlich hatten sie recht. Menezes & Dahlmann konnten zum Karneval einen Schluck Portwein spendieren!

Ein Faß wurde mit der Zapfwand gegen die Rückseite des Karrens gelegt. Ein Hahn war flugs zur Hand. Ein paar Hammerschläge — und der schöne, duftende Wein rann in Kannen und Blechgefäße.

„Caramba! Das nennt ihr einen Probeschluck, ihr Räuber?" schrie der erboste Neger. „He, Polizei!"

Aber die frechen Masken lachten, zechten und schleppten den Wein fort. Endlich stießen grobe Fäuste das Faß vom Karren herab, daß der Wein übers Pflaster rann und in den Rinnstein rieselte.

„Es ist eine Schande!" zeterte der Neger.

„Ja, es ist eine Schande, du schwarzer Affe, daß die Gringos das falsche Geld ausgeben!" schrie eine weinheisere Stimme. „Seht her, hier ist so ein falscher Vogel! Aber ich will euch das Nest zeigen. Holt eine Axt her!"

Keiner kannte den vierschrötigen Kerl, aber eine Axt war sofort zur Stelle. Die scharfe Schneide sauste im Schwung gegen die Faßwand, die Splitter stoben, das Holz krachte. Man riß die Dauben aus den eisernen Reifen.

„Hier habt ihr das Nest!" schrie der Vierschrötige. Er hielt eine Daube hoch. Ein Zinkkasten war daran festgeschraubt. Man schlug ihn mit der Axt auseinander.

„Falsches Geld! Da sind sie, die schönen bunten Vögel!"

Der Neger sah mit entsetzten Augen, wie die rasende Menge Faß um Faß zertrümmerte und den Wein auslaufen ließ. Er ließ Mula und Karren stehen und machte sich davon. Hinter ihm tobte die Wut des trunkenen Janhagels. —

Wie eine Sturmflut, die den Damm gesprengt hat, wälzte es sich die Rua da Alfandega herauf.

„Tod den Gringos!"

Geldscheine wurden in hochgestoßenen Fäusten geschwenkt, Johlen und Schreien, grelle Pfiffe und Steinwürfe brandeten und sausten gegen die vergitterten Fenster und die gesperrten Türen des Hauses Menezes & Dahlmann. Klirrend gingen die Fensterscheiben im Erdgeschoß zu Bruch.

Auf dem Balkon des Oberstockes erschien Dahlmann und winkte mit der Hand. Ein Schuß blitzte aus der Menge. Die Kugel traf eine bunte Wandkachel neben ihm, daß die Splitter sausten.

Schmitz riß den Freund zurück. „Bist du verrückt, Frederico?"

Die ersten Stöße donnerten gegen das Haupttor des Hauses. Die schweren, eisernen Querstangen lagen fest in den Haltern. Die jungen Leute des Hauses hatten sich auf Dahlmanns Geheiß durch den Hof und den Speicher zum Ladesteg geflüchtet, der an den Hafen stieß. Sie nahmen die Boote, sie retteten sich zu den deutschen Leichterschiffern, zum Zollkai, wo die Hafenwache lag. Nur Schmitz, Dahlmann und der schwarze Alcibiades, der rechtzeitig gewarnt hatte, blieben im Hause. Sie saßen, die Schußwaffe in der Faust, auf den Stufen der Haupttreppe, die zum Obergeschoß führte.

„Sprengen sie die Tür, so schießen wir," forderte Schmitz. „Wir lassen uns nicht totschlagen wie Mäuse in der Falle."

Donnernd kamen die Stöße gegen die festen Planken der Tür.

„Aber wenn sie Feuer anlegen, Herr?" sagte Alcibiades unruhig.

„Im Notfall gehen wir über die Dächer," beruhigte Dahlmann den Aufgeregten.

In Dahlmanns Hirn wirbelte es noch immer. Wer hatte den Pöbel gerade gegen ihn gehetzt? Was wollte die heulende Horde draußen von ihm?

„Tod den Gringos! Tod Frederico Allemão!"

Ein Stoß, daß die Tür ächzte und der Kalk von den Pfeilern rieselte. Dann ein unbeschreibliches Gejohle, Pfeifen, Fluchen und Toben draußen. Scharfe Kommandorufe dazwischen.

„Die Polizei! Endlich!“ atmete Alcibiades auf.

Ein scharfes Pochen gegen die Tür. „Öffnen! Die Polizei ist da!“

Schmitz rannte die Treppe hinan und sah schnell vom Balkon.

Unten drängten Polizisten die Menge zurück. Schwarze Lederkäppis und blanke Klingen zwischen den Masken und dem Janhagel. Schüsse knallten in die Luft.

„Macht auf!“ schrie Schmitz hinab, und Alcibiades riß die Querstangen aus der Führung.

Die Tür sprang auf. Die Polizei besetzte das Haus Menezes & Dahlmann. Am Abend wartete Jolita Dahlmann vergeblich auf ihren Gatten. Aber den Zeitungsverkäufern wurden die Extrablätter aus den Händen gerissen:

„Ein raffinierter Schwindel aufgedeckt! — Frederico Dahlmann unter dem Verdacht der Falschmünzerei und Hehlerei verhaftet! — Seine Kandidatur für die Wahl aufgehoben! — Der famose Portwein der Firma Menezes & Dahlmann —!“

* * *

Die Untersuchung gegen Frederico Dahlmann nahm ihren Gang nach den Vorschriften des Gesetzes. Vergeblich hatte Dona Jolita alles aufgeboten, ihren Gatten in Freiheit zu setzen. Den besten Verteidiger, Herrn Rodrigues Alves, zog sie zu Rate. Der rechtskundige Doktor Alves ließ sich einen hohen Vorschuß zahlen und verfaßte lange Schriftsätze, um seinen Klienten aus der Haft zu befreien. Vergeblich. Dahlmann war brasilischer Untertan und stand unter den Landesgesetzen. Für den deutschen Reichsangehörigen Julius Schmitz hatte der Konsul ohne Mühe „Habeas corpus“ erwirkt. Der schwarze Alcibiades wurde nach dem ersten Verhör gleichfalls freigelassen. Seine Unschuld lag klar zutage.

Merkwürdigerweise vermochte der Staatsanwalt Fidencio de Oliveira trotz Zeugenverhörs und Polizeinachforschung nicht herauszubekommen, wer die Fässer zertrümmert und wer den Pöbel gegen das Haus Menezes & Dahlmann gehetzt hatte.

„Dieser Fidencio de Oliveira sollte lieber seinen guten Freund Cabral einlochen und ins Verhör nehmen!" sagte Schmitz ingrimmig zu Doktor Alves, wenn er neues Material zur Entlastung des Freundes herbeizuschaffen sich abmühte. Der Advokat zuckte die Achseln. Gegen Herrn Pedro Cabral lagen keine Anzeichen der Schuld vor; um so weniger, als gerade Pedro Cabral sich eifrig bemühte, Beweise für die Unschuld seines ehemaligen Freundes Dahlmann zu sammeln. „Sim, senhor!" Cabral ging unablässig im Hause Dahlmann ein und aus, und wenn er sich als uneigennütziger Freund vor den Damen aufspielte, hatte er immer vor den Verzweifelten Worte tiefsten Bedauerns und gläubiger Hoffnung.

„Ich bin untröstlich, Dona Jolita. Ich kann es nicht fassen, daß ein so ausgezeichneter Mann wie Frederico dem Teufel der Habgier so ins Garn gelaufen sein soll, daß er zum Betrüger und Hehler gegen den Staat wurde! Aber der Schein ist leider gegen ihn. Es ist ein Unglück, meine Damen, daß mir das Herz brechen könnte."

Traurig und gebeugt verließ er sie. Wie ein Leidtragender. Aber durch die Straßen der Stadt schritt er erhobenen Hauptes. Wie ein Sieger.

Auch Rudolf Schweizer hantierte ungestört an der Rua Bandeira. Nur eine Sorge quälte beide. Dieser Candoca war spurlos verschwunden seit dem Karneval. Weder im „Stern des Ozeans" noch in anderen Hafenspelunken war er zu treffen.

„Heuchle doch nicht, Rudolfo!" sagte die blonde Lola höhnisch. „Ihr habt den Halunken weggeschickt, nachdem er seine Schurkerei ausgeführt hat. Du und Cabral — ihr habt Dahlmann auf dem Gewissen. Aber ich komme euch auf die Spur, ihr Banditen!"

Ganz wild hatte das blonde Weib es herausgeschrieen. Rudolf Schweizer wagte nicht mehr, den „Stern des Ozeans" zu betreten.

Lola selbst verschwand aus der Kneipe. Vergeblich suchte die alte Mariocca sie zu halten.

„Ich habe Besseres zu tun, als den Galgenvögeln in deiner Bude die Gurgel zu ölen und ihre Zoten anzuhören, Mariocca," erklärte sie und ging.

Nun hauste sie in einem kleinen Hause an der Rua Direita, an der geschminkte und geputzte Weiber in den Abendstunden in den Fenstern lagen und für vorüberstreichende Männer funkelnde Blicke und einladendes Lächeln feilhielten. Doch niemand sah einen Mann am Abend oder in der Nacht zu Lola eingehen. Und doch lehnte sie sich, die vollen Arme auf die Kante der unteren Türhälfte gelegt, summend und lächelnd heraus und lauerte.

„Er muß kommen, der Halunke! Er soll kommen!" sagte sie grimmig, wenn sie vergeblich gewartet hatte und die Pforte schloß.

Tagsüber strich Lola ruhelos umher. Sie horchte überall. Auf dem Fischmarkt und am Hafen. In den Kramläden und auf den Plätzen, wo das müßige Straßenvolk sich auf den Bänken flegelte.

Überall hörte sie höhnische Worte über den „großen deutschen Räuber", den „Frederico Allemão". Täglich brachten die Zeitungen lange Berichte über den Gang der Untersuchung. Kein Zweifel, der Angeklagte wurde verurteilt. Gleich nach Ostern sollte die Schwurgerichtssitzung stattfinden, und der Staatsanwalt Fidencio trug eine siegesgewisse Miene zur Schau. Dieser Gringo, dieser hochmütige Frederico Allemão, der entrüstet jedes Eingeständnis verweigerte, sollte schon pfeifen! Er sollte schon klein beigeben, wenn Herr Fidencio de Oliveira erst seine Zeugen aufmarschieren ließ!

Am Gründonnerstag kam die Stimmung der Straße gegen Dahlmann noch einmal zu widerwärtigem Ausbruch.

Nach altem Brauch wurde eine ausgestopfte Mannsgestalt am Arme einer Straßenlaterne aufgebaumelt: der Verräter Judas Ischarioth. Feuerwerkskörper wurden in das Stroh, das den Anzug der Puppe füllte, hineingepackt, die Lunte hing heraus. Unter dem Johlen der lieben Straßenjugend wurde dann die Zündschnur angebrannt.

Diesmal wurde der Judas in der Rua da Alfandega aufgeknüpft. Die Polizei ließ es geschehen. Die strohgestopfte Puppe trug aber Kleidung und Maske des verhafteten Dahlmann, und mit ungeheuchelter Wonne machte

Fulano den Sicrano darauf aufmerksam, daß der deutsche Judas am wohlverdienten Strick baumle.

„Der deutsche Spitzbube hat leider mehr als dreißig Silberlinge eingestrichen," rief ein brauner Lotterielosverkäufer.

„Nun, er wird keine Freude daran haben, wenn sie ihn zwischen zwei Bajonetten ins Zuchthaus transportieren," ergänzte ein anderer.

Dann wurde das Streichholz an die Lunte gehalten, und unter unbeschreiblichem Johlen und Kreischen des Pöbels platzten und krachten die Feuerwerkskörper. Der Judas brannte lichterloh daher.

„Der richtige Judas wohnt in der Rua Bandeira," sagte Schmitz zornbebend, als er von seinem Fenster aus das wüste Schauspiel beobachtete. —

Der erste Ostertag blaute herrlich über der Stadt. Am frühen Morgen wurde das Osterwasser feierlich geweiht, und der hochwürdige Padre Octaviano schritt mit dem Hochheiligsten in feierlichem Umzug hinter der Kapelle der Schiffsjungen von der Marinestation, und die Blaujacken schmetterten flotte Märsche durch die Morgenfrühe.

Nachmittags wurden auf der Varzea, wo der freie Kamp sich hinter der Infanteriekaserne dehnte, die großen Rennen abgehalten, und alles strömte hinaus, die Pferde laufen zu sehen und nach Herzenslust zu wetten.

Auch Lola war hinausgefahren. Aber ihr waren Pferde und Reiter, Lärm und Streit der Wettenden gleichgültig. Sie strich durch die Zuschauer und suchte. Lüsterne Blicke und vertrauliches Augenzwinkern begegneten ihr im Gewühl. Sie hatte nicht acht darauf. Sie suchte Candoca. Und wieder vergeblich.

Sollte der Schurke wirklich aus Porto Seguro verschwunden sein? Sie wollte das nicht glauben. Er hielt sich sicherlich irgendwo versteckt. Ruhelos schob sie sich weiter durch das Gedränge. Plötzlich stutzte sie. Mit Kameraden stand der Soldat Olympio dos Santos und begleitete mit hitzigen Worten und Gebärden den Galopp der Pferde.

Vorsichtig drängte sich Lola an die Gruppe der Rothosen.

„Der Rappe macht das Rennen, Olympio," sagte sie laut und gab dem Soldaten einen kleinen Stoß.

Der Mann im Käppi fuhr herum. „Ah, boas tardes — Dona Lolita!"

„Ich habe dich lange nicht gesehen, Olympio. Aber ich suche deinen Freund Candoca. Er wollte hier sein."

Der Soldat ließ einen mißtrauischen Blick über das Mädchen gleiten. Sie lächelte ihn vertraulich und mit lockenden Augen an, daß ihm warm wurde.

„Wenn Candoca es versprochen hat, wird er kommen, Lola."

Sie reichte ihm einen Geldschein. „Er sollte für mich setzen, dein Freund Candoca. Man möchte ein paar Vintens gewinnen. Aber was versteht ein dummes Weib wie ich von den Pferden? Da mußt du mir schon helfen, Olympio. Halbpart, mein Freund! Wir teilen den Gewinn."

Die Versuchung war zu groß. Der Mulatte musterte das üppige Weib mit glänzenden Augen. Die Kameraden ermunterten ihn. Ob er nicht wisse, was ein Kavalier einer Dame schuldig sei?

Und Lola hatte jetzt nur Augen für die Pferde. Sie reckte den Hals und hob sich auf den Zehen, um besser zu sehen. Ihr Busen wogte, wenn die erhitzten Renner über das Band schossen. Und als sie beim ersten Einsatz gewann, schenkte sie das Geld dem Mulatten ganz.

„Die Herren trinken hernach ein Gläschen auf mein Wohl," sagte sie schmeichelnd. Die Leute in Uniform legten die Hand ans Käppi und dankten höflich: „Muito obrigado, minha senhora."

In den Pausen plauderte und schäkerte sie mit ihnen. Gleich nach Ostern wollte sie die Stadt für immer verlassen. Vielleicht nach Buenos Aires, oder wo sonst das Glück blühte. Olympio bedauerte das aufrichtig.

„Grüße deinen Freund Candoca also," bat sie, als das letzte Rennen abgeläutet war. „Und bleibe selbst gesund!"

Ihr Herz schlug schneller, als sie im Strom der Menge den Weg zur Elektrischen nahm. Candoca war sicherlich noch in der Stadt. —

Die Sterne der Nacht funkelten über der Rua Direita. Lola lehnte am offenen Fenster und sah auf die Gasse. An der Tür des Nachbarhauses stand ein Mann und schäkerte mit zwei Mädchen.

Lola summte ein Liedchen und nickte den Nachbarinnen zu. Die Flamme der Gaslaterne flackerte leise im Nachthauch.

Lola gähnte herzhaft, rief ein „Boa noite!" zu den Mädchen und verließ das Fenster. Sie zündete die Kerzen auf ihrem Spiegeltisch an und trat an das Bett, das von den Vorhängen des Moskitoschutzes weiß und duftig verhüllt war.

Sie schüttelte das Kopfpolster und schlug die breite Decke zurück, setzte sich auf den Bettrand und nestelte langsam die Stiefelsenkel auf. Sie horchte gespannt nach dem Fenster hin, das immer noch offen stand. Doch nur das Kichern der Mädchen und die Stimme ihres Freundes kam vom Nachbarhause herüber.

Lola zog die Stiefel ab, knöpfte die Bluse auf, streifte sie ab und trat mit bloßen Armen vor den Spiegel, löste das Haar und kämmte es langsam durch.

Mit scharfen Augen sah sie in das kerzenbestrahlte Glas, in dem das geöffnete Fenster sich deutlich abhob. Auch die Wand des Hauses jenseits der Straße und der dunkle Torweg waren genau im Spiegel zu erkennen.

Lola trällerte ein Liedchen, als sehe sie nicht, wie ein Schatten sich verstohlen aus dem Torweg löste und über die Straße schlich.

Die Stimme wollte ihr versagen, aber sie zwang sich und sang unbefangen weiter, während sie den weißen Kamm durch die Flut ihres schweren Haares zog. Üppig standen ihre weißen Schultern und der volle Busen im Kerzenlicht. Der Spiegel gab das lockende Bild getreulich wieder.

Sie legte den Kamm auf die Tischplatte und teilte das Haar in dicke Strähnen, flocht sie mit flinken Fingern zu einem dicken Zopf und drehte sich langsam um.

„Boa noite, Lolita!"

Es war Candoca, der ins Fenster lugte.

„Wer ist's?" fragte sie scharf und schritt unwillig zum Fenster, als wollte sie es schließen. Dann tat sie überrascht,

„Du bist es, mein Freund? Du kommst für heute zu spät, lieber Junge."

Er musterte ihre üppige Büste mit funkelnden Blicken.

„Es wird für mich zu kühl, Candoca. Geh heim, mein Junge!"

Sie schloß das Fenster und löschte die Kerzen. Aber sie lauschte nach der Tür.

Es pochte leise. Sie rührte sich nicht.

„Wir wollen dir ein bißchen einheizen, mein Galgenvogel," lachte sie höhnisch. „Aber der Halunke Olympio hat seine Pflicht hübsch verrichtet."

Sie zog eine weite, weiße Jacke an und schlüpfte in rote Lederpantöffelchen.

Es pochte wieder an der Tür. Langsam ging sie hin und rief scharf durch die Tür: „Laß den Unfug, Candoca! Und geh heim! Oder hast du Lust auf einen Kübel Spülwasser?"

Aber er bettelte und gab gute Worte.

„Man sagt doch alten, guten Freunden Lebewohl, Lolita!"

Sie öffnete den oberen Teil der Tür ein wenig. „Alten Freunden, Candoca? Du hast dich letzthin nicht um mich gekümmert. Geh ein Haus weiter! Da findest du hübsche, junge Dinger, die für dich einen Kaffee kochen und dir die Zeit vertreiben. Gute Nacht!"

Sie warf die Tür wieder zu und hörte, wie er ärgerlich murrend abzog. „Du wirst schon wiederkommen, mein Galgenvogel!" lachte sie höhnisch und schlüpfte hinter die Vorhänge ihres Bettes. —

Lola täuschte sich nicht. In der Dämmerung des folgenden Abends stand Candoca wieder an ihrer Tür. Nur eine Viertelstunde wollte er mit ihr plaudern. Zum Abschied. Warum sie in die Fremde gehe?

„Komm lieber mit mir, Lola, werde mein Weib! Wir werden auf Boa Vista wohnen, und es soll dir an nichts fehlen, meine Taube."

Sie ließ ihn ein und schob ihm einen Schemel hin.

„Was für Unsinn faselst du?" herrschte sie ihn an. „Denkst du, ich sei schon so weit, daß jeder schmutzige Geselle

die Hand nach mir ausstrecken darf? Dein Weib soll ich werden? Daß ich nicht lache! Mich verschleppen in ein schmutziges Nest an der Grenze und dann durchgehen, nicht wahr? Und ich dumme Gans sitze da und heule dem sauberen Ehemann Candoca nach und kann auf ihn warten, bis der Papst Hochzeit macht. Nein, Freundchen, solche Raupen setze dir nicht in den Schädel! Ich gehe nach Buenos Aires. Aber eine Tasse Kaffee sollst du zum Abschied haben, und einen Cigarro magst du rauchen."

Sie zündete die Spiritusflamme des Kochers an und langte die Kaffeebüchse vom Bord.

Candoca ließ ihre üppigen Formen nicht aus den Blicken. Jeder Nerv an ihm bebte.

Wenn er sie mit Gewalt nähme? Wenn er sich auf sie stürzte und mit roher Kraft seine Brunst an ihr kühlte?

Als erriete sie seine schändlichen Gedanken, faßte ihn Lola plötzlich scharf ins Auge.

„Keine Dummheiten, mein Freund! Für deinesgleichen habe ich ein ausgezeichnetes Mittel, das sofort beruhigt. Sieh her!"

Sie faßte in die Seitentasche ihres Rockes und hielt einen kleinen Revolver in der Faust. Tückisch blinkte der Lauf.

„Ich bitte dich, Lola — welche törichten Gedanken!"

„Um so besser. Also sitze fein ruhig und erzähle ein bißchen! Rauche! Hier hast du Feuer." Sie bot ihm ein Streichholz. „Wo hast du dich so lange verkrochen, du Schlaukopf?"

Er überhörte die Frage. Aber immer wieder kam er mit seiner Bitte: „Geh mit mir nach Boa Vista, Lola!"

Sie goß Kaffee ein. „Trinke! — Nach Boa Vista? Gut, ich will einmal annehmen, daß du es ehrlich mit mir meinst. Pedro Cabral ist ein größerer Schurke als du. Er würde mich von Boa Vista verjagen —"

„Er soll es wagen, der Hund!"

„Holla, Candoca! So redest du von deinem großen Herrn Cabral? Das laß ihn nur hören! Soll er dich wieder in die Estacas spannen lassen? Oh, mein Junge, er hat mir oft genug erzählt, wie er dich gepeinigt hat Wie du

vor Angst und Qual gebrüllt hast. Wie ein Stier am Lasso. Und Cabral hat sich dabei eins gepfiffen und seinen lieben Candoca singen lassen, wie er mir lachend erzählte. ‚Und Candoca singt gut, er könnte Küster in S. Nicolau werden, Lola!'"

Sie sah wohl, wie des Caboclo Gesicht sich vor Wut verzerrte, wie er die Finger krampfte.

„Dieser Schurke!" stieß er heiser hervor. „Er soll es wagen! Geh mit mir, Lola!"

Da trat sie dicht an ihn heran, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm in die heißen Augen, in denen Wut und Gier zitterte, und drängte ihren üppigen Busen an ihn.

„Gut, Candoca. Ich schwöre dir, daß ich mit dir gehe. Sobald — höre wohl zu! — sobald Frederico Dahlmann frei ist. Hast du verstanden? Sobald Frederico Dahlmann frei ist. Nun wähle!"

Candoca zuckte zusammen. Er duckte sich, als sei der Name des Deutschen ein Peitschenhieb.

„Wie soll ich ihn befreien? Bin ich ein Advokat? Ich bin ein einfacher Mann."

„Winde dich nicht wie ein Aal, Candoca! Ich will dir sagen, wie du mich zum Weibe gewinnen kannst. Gehe mit mir! Übermorgen, wenn man gegen Frederico Dahlmann das Urteil sprechen wird. Tritt mit mir vor den Richter und die Geschworenen und sage die Wahrheit! Du kennst die Wahrheit, Candoca. Wenn du den Mut hast, sie zu bekennen, bin ich dein."

Sie deutete auf ihr Bett. Er zitterte an allen Gliedern vor heißem Verlangen. Das wilde Blut quälte ihn.

Sie stand noch immer vor ihm und ließ ihn nicht aus den Augen. Langsam trat sie zurück und zog die weiße Jacke von den Schultern.

„Sieh, ich bin nicht welk oder runzlig, Candoca! Sieh her, mit diesen Armen will ich dich herzen und mit diesen Lippen will ich dich küssen und dir ein gutes Weib sein, Candoca."

Sie trat an den Bebenden heran und legte ihm die üppigen Arme um den Nacken. Er umklammerte sie und

küßte sie gierig. Sie duldete es mit geschlossenen Augen, aber ein Schauer des Abscheus rieselte über sie hin.

„Genug, Candoca!" keuchte sie und wehrte ihn ab. „Du kennst den Preis, um den ich dir gehören will. Sobald Frederico Dahlmann frei ist, folge ich dir, wohin du willst. Aber nicht eher."

Sie setzte sich und trank ihren Kaffee. Seine Augen gingen nach ihr und dem Bett. Er rauchte schweigend. Endlich begann er. Mit heiserer Stimme bekannte er. Alles, was er wußte. Den Überfall auf Dahlmann nach jenem Abend in der „Bar de Paris" beichtete er. Cabral habe ihn angestiftet. „Wie er den Mord an Hilario angezettelt hat, Lola."

Lola zitterte. Fröstelnd stieß sie heraus: „Hast du Hilario gemordet?"

„Auf Befehl Cabrals haben wir ihn kaltgemacht, Olympio und ich. Und was nützt es, Lola, wenn Frederico Dahlmann freigesprochen wird? Er muß dennoch sterben. Cabral will es, und Olympio wird für den Deutschen die sichere Kugel haben, nachdem ich ihn gefehlt habe." Er beichtete auch den nächtlichen Schuß gegen Dahlmann. „Ich habe auf ihn geschossen, weil ich wahnsinnig war. Durch dich, Lolita."

„Ich will nie davon reden, Candoca. Denn ich will dein Weib werden. Aber wirst du mit mir vor den Richter treten und die Wahrheit bekennen? Wer hat das Falschgeld eingeschmuggelt? Doch nur du und Cabral!"

Da bekannte er, wie der Wein in die Stadt gekommen sei, wie Schweizer ihn bei Menezes & Dahlmann eingelagert habe.

„Und wenn ich es bekenne, Lola, wird man mich einkerkern, und du wirst mich dummen Teufel auslachen."

Aber sie beruhigte ihn und gab ihm gute Worte. Da wurde er wieder zutraulich.

„Was nützt es, wenn sie deinen Frederico Allemão gehen lassen? ‚Man wird vor sein Haus zu seinem Schutze Posten stellen müssen', sagt Cabral. Und er wird dafür sorgen, daß Olympio vor Dahlmanns Hause mit dem Ge-

wehr steht. Olympio aber ist ein sicherer Schütze. Begreifst du, Lola?"

„Ihr verruchten Schurken!" fuhr sie auf und riß die Waffe heraus. Aber sie ließ sie sinken, als sie seine funkelnden Raubtieraugen sah. Ihr eigenes Leben hing in diesem Augenblick am Seidenfaden. Sie lenkte ein:

„Verzeih, Candoca! Es war zuviel. Und dieser Cabral soll büßen, der oberste aller Schurken! Frederico Dahlmann wird frei sein. Auch wenn du nicht mit mir vor den Richter gehst. Aber schwöre mir eins! Hier vor dem Bilde der Mutter Gottes. Hier, hebe die Hand! Wenn ich dir befehle: Töte Cabral! — wirst du es tun?"

„Ich werde es tun, Lola. Sobald du es befiehlst. Ich schwöre es. Bei Unserer Lieben Frau!"

„Gut. Übermorgen wird Frederico Dahlmann frei sein. In der folgenden Nacht erwarte ich dich und werde dich vielleicht an deinen Schwur erinnern. Ich gehe mit dir nach Boa Vista. Lustig, Candoca!"

Sie lachte schrill auf, daß Candoca sich heimlich bekreuzte. Verlor sie den Verstand?

Wie sie mit nackten Armen und Schultern stand, den Revolver in der Faust! Wie ihre Augen flackerten! In diesem blonden Weibe steckte der Teufel. Aber ein Teufel, der ihn nicht aus dem Garn ließ.

„Lolita," bat er leise, „komm, sei mein!"

„Übermorgen, wenn Frederico Dahlmann frei ist. Dann komm, Candoca! Ich werde auf dich warten. — Nein, ich lüge nicht! Ich zahle den Preis. Bar und ehrlich. Und nun geh, mein Freund!"

Er zögerte, und seine Augen gingen lauernd nach ihr.

Da schrie sie ihn wild an: „Geh, verdammter Hund! Oder ich reiße das Fenster auf und rufe hinaus, wer Hilario Menezes ermordet hat."

Er sah sie tückisch an und erhob sich. „Gute Nacht, Lola."

Sie ließ ihn vorausgehen und die Tür öffnen. Sie folgte vorsichtig, die gespannte Waffe in der Faust. Als er draußen war, warf sie die Pforte zu und verriegelte sie sorgfältig. Dann wankte sie in ihr Zimmer zurück und legte den Revolver auf die Platte des Nachttisches.

Plötzlich schrie sie schmerzlich auf und hob die Arme: „Frederico!“

Sie schleppte sich zu ihrem Lager, kniete davor und barg die fiebernde Stirn in das kühle Linnen.

* * *

Die Verhandlung gegen Frederico Dahlmann gestaltete sich zu einer unerhörten Sensation.

Auf Wunsch ihres Mannes blieb Dona Jolita zu Hause. Schmitz und Doktor Alves waren am Abend vor dem Verhandlungstag bei ihr, um sie zu beruhigen. Und Dona Jolita horchte überrascht auf.

Ein unerwarteter Zeuge werde die Unschuld Fredericos glänzend dartun. Aber die Verteidigung wollte Herrn Fidencio vollkommen überrumpeln, gerade ihm ein böses Fiasko bereiten.

„Sie begreifen daher, Dona Jolita, wenn wir den Namen des Zeugen nicht nennen. Auch Ihnen nicht. Eine Unvorsichtigkeit in Ihrer Freude, und der Zeuge könnte über Nacht beseitigt werden. Morgen wird Ihr Gatte wieder bei Ihnen sein. Schlafen Sie ruhig!“

Kaum waren Schmitz und Doktor Alves weggefahren, so kam Cabral. In ihrer überströmenden Freude eröffnete Dona Jolita dem Aufhorchenden, was Schmitz und der Advokat versprochen hatten. War Cabral nicht ihr zuverlässiger Freund? Sorgte er sich nicht auch ehrlich um Frederico? Aber sie stutzte doch, als Cabral erbleichte und entsetzt aufsprang.

„Verzeihen Sie,“ stammelte er verwirrt. „Aber auch die unverhoffte Freude kann den Menschen umbringen.“

Noch in der Nacht sprach Cabral heimlich mit dem Soldaten Olympio.

„Der Schurke Candoca wird alles pfeifen. Kein anderer als er ist der unerwartete Zeuge. Aber es soll dem deutschen Spitzbuben nichts nützen. Hier, Olympio! Nimm! Und tue deine Pflicht! Tod dem Gringo!“

Ehe der Morgen graute, war Pedro Cabral aus Porto Seguro verschwunden. Auf Boa Vista, dicht an der Grenze, war es sicherer für ihn. Mochte Rudolfo Schweizer

zusehen, wie er den Kopf aus der Schlinge zog! Was lag an dem Gringo! Und dem guten Freund Candoca würde man auf Boa Vista auch einmal begegnen! —

Die Geschworenen waren ausgelost, die Anklageschrift wurde verlesen, der überfüllte Zuhörerraum zur Ruhe ermahnt.

Der Angeklagte bestritt auf die Frage des Vorsitzenden jede Schuld. Die Zeugenvernehmung begann. Falsche Geldscheine und zertrümmerte Zinkkästen lagen als Beweismittel auf dem Tische.

Der Staatsanwalt richtete ironische Fragen an den Angeklagten. Ob er etwa leugnen wolle, daß der Fuhrmann Alcibiades die ominösen Fässer aus dem Hause Menezes & Dahlmann geholt habe?

Aber Doktor Alves fuhr dem eifrigen Staatsanwalt in die Parade. Er verlangte die Vernehmung der Zeugin Margarida Gerstmann aus der Rua Direita, bekannt unter dem Namen Lola, die zur Stelle sei. Er forderte zugleich die Verhaftung des Kaufmanns Pedro Cabral in der Rua Bandeira wegen Einschmuggelns falscher Geldscheine und wegen — Anstiftung zum Morde an Hilario Menezes.

Die Richter fuhren auf. Der Staatsanwalt stand mit offenem Munde. Im Zuhörerraum brandete es wild. Die Geschworenen redeten erregt miteinander. Die Vertreter der Presse rannten an den Fernsprecher und riefen draußen nach Botenjungen.

Das war die echte, große Sensation! Das gab ein Extrablatt erster Klasse! Das langte zu einträglichen Drahtungen nach Rio!

Der Staatsanwalt faßte sich zuerst. Man solle ihm nicht mit Mätzchen kommen. Er sei neugierig auf diese Zeugin Margarida Gerstmann. Ob sie auch mit falschen Scheinen bezahlt sei?

Aber Lola trat unerschrocken vor den Richtertisch und wiederholte, was sie tags zuvor Schmitz und dem Advokaten mitgeteilt hatte. Doch sie nannte den Namen Candoca nicht.

Sie selbst wollte Gericht an ihm üben!

Vergeblich suchte der Staatsanwalt seine Anklage zu retten. Sie klappte zusammen wie ein ausgeblasener Ballon.

Zumal der Hauptzeuge des Herrn Fidencio, Rudolfo Schweizer, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand, zugeben mußte, daß die Fässer, in denen das Falschgeld entdeckt wurde, identisch seien mit der Portweinsendung, die für Rechnung der Firma Pedro Cabral & Cia. eingeführt war und auf Ansuchen des Herrn Pedro Cabral bei Menezes & Dahlmann eingelagert wurde. Schweizer bestritt aber energisch, daß er von dem verbotenen Inhalt der Fässer Kenntnis gehabt habe.

Die Sitzung wurde für eine Stunde aufgehoben. Das Gericht begab sich zu einem Lokaltermin in das Haus Menezes & Dahlmann an der Rua da Alfandega. Militär und Polizei sperrte die Straße ab. Ungeheuer war der Tumult, der durch Porto Seguro brandete.

Die für Pedro Cabral eingelagerten Fässer wurden auf ihren Inhalt geprüft. Drei von ihnen enthielten Falschgeld. Sofort wurde der Haftbefehl gegen Pedro Cabral ausgestellt. Aber der Vogel war ausgeflogen.

Die erbitterte Menge demolierte das Haus in der Rua Bandeira. Aber der Haß gegen Dahlmann regte sich ebenfalls von neuem.

Waren Pedro Cabral und Dahlmann nicht früher Freunde gewesen? Vielleicht hatten sie unter einer Decke gespielt. Man mußte das Landhaus Dahlmanns durchsuchen! Wer wußte, wieviel falsche Vögel dort noch verborgen waren!

So flackerte neues Mißtrauen und neuer Haß gegen Dahlmann durch den Pöbel. Gesindel, zu jeder Missetat bereit, strömte aus der Stadt gegen das Dahlmannsche Haus. Aber Soldaten, das geladene Gewehr im Arm, waren dort an sämtlichen Eingängen und hinter dem Gitter des Gartens aufgestellt und hielten den raubgierigen Pöbel in gemessener Entfernung.

Die Verhandlung wurde unter militärischem Schutz wieder eröffnet.

Dahlmann wurde freigesprochen. Der Staatsanwalt selbst ließ die Anklage fallen und beglückwünschte den Angeklagten mit sauersüßer Miene. Freunde umarmten den Freigesprochenen.

„Ich telephoniere an Dona Jolita, Frederico!" rief Schmitz und rannte aus dem Saal. Er hatte für die blonde Lola, die ihn auf der Treppe anhielt, jetzt keine Zeit.

„Herr Dahlmann soll nicht hinausfahren! Hören Sie, Julio? Er soll heute nicht hinausfahren —"

„Ich habe keine Zeit, Mädchen! Später, Lola! Mir schwirrt der Kopf!"

Ein Kraftwagen hielt vor dem Justizpalast. Dahlmann wurde unter Glückwünschen seiner Freunde herausgeführt aus dem Portal. „Viva Frederico Dahlmann!" Unter Umarmungen wurde er in den Wagen gehoben.

„Fahren Sie nicht hinaus, Frederico!"

Der gellende Ruf der Zeugin ging ohnmächtig unter im Lärm und Stimmengewirr am Portal. Der Kraftwagen glitt ab.

Wie eine Irre stürmte das Mädchen hinterdrein. —

Vor dem Haupttor des Gartens hielt der Wagen des Freigesprochenen. Dahlmann erhob sich und sah verwundert auf den Militärposten am Tor.

„Was soll das, mein Freund?"

Der Soldat erwiderte militärisch knapp: „Befehl der Vorgesetzten!"

Dahlmann stieg aus. Er sah Jolita aus der Verandatür treten, sie führte Iria an der Hand. Die Kleine hielt einen Rosenstrauß.

Er wollte an dem Posten vorbeischreiten. Da stutzte er und heftete einen durchdringenden Blick auf den Mann im Lederkäppi, der das Gewehr schußbereit im Arm hielt.

„Ich meine, ich sollte dich doch gesehen haben, mein Lieber? — Nein? — Doch! Bestimmt! — In der Schenke des Chico Bobo. Aber ich will heute nicht daran denken. Und ich will dich nicht wiedersehen in Porto Seguro, mein Freund! Verstehst du?"

„Das soll bestimmt nicht geschehen, Herr," grinste der Soldat höhnisch. „Das wird bestimmt nicht geschehen."

Dahlmann wollte heftig werden. Aber Jolita kam die Freitreppe herab, und Iria rief ihm fröhlich zu: „Papai!"

Er ging den Kiesweg entlang.

Da krachte hinter ihm ein Schuß.

Dahlmann schnellte empor, griff mit den Händen in die Luft und fiel nach vorn auf das Gesicht.

Mit schrecklichem Aufschrei rannte Jolita auf ihn zu und brach ohnmächtig über ihm zusammen.

Der Wachtposten hob fluchend das Gewehr auf, das ihm aus dem Arm geglitten war.

„Ich hatte vergessen, zu sichern," meldete er dem Cabo, der wild auf ihn zurannte und ihm die Waffe entriß.

Entsetzte Menschen drängten sich um den Erschossenen. Soldaten, der schwarze Antonio, die gelben Hausmädchen, der Kraftwagenfahrer, alle mühten sich um Dahlmann und Jolita.

Der unglückselige Schuß hatte zu gut gesessen. Mitten durchs Herz war die Kugel gegangen. —

Zwischen aufgepflanzten Bajonetten wanderte der Soldat Olympio dos Santos ins Militärgefängnis.

„Ein Unglück! Ein entsetzliches Unglück!" hieß es in den Straßen. Aber ein blondes Weib drängte sich an die Soldaten und an den Häftling heran. Wie eine Rasende gebärdete es sich.

„Da geht der Mörder, der Frederico Dahlmann erschießen mußte!" kreischte sie gleich einer Irren. „Und Pedro Cabral hat ihn bezahlt. Reißt ihn in Stücke, den Bluthund!"

Ein Kolbenstoß hielt die Wütende fern. Aber der Verhaftete warf scheue Blicke auf die Menge, die rechts und links lief. Ein Steinwurf riß ihm das Käppi vom Kopf, und hinter ihm gellte die fürchterliche Stimme des Weibes: „Da geht der Mörder! Reißt ihn in Stücke, den Bluthund!"

Es war gut für Olympio dos Santos, daß die Kaserne nicht zu weit ab lag. Ganz fahl und schlotternd stand er vor dem Offizier vom Dienst, der ihn sofort in seine Zelle abführen ließ.

„Du wolltest mich nicht wiedersehen in Porto Seguro, du deutscher Hund," murmelte der Häftling mit bösem Lächeln. Dann warf er sich auf die Holzpritsche.

Ein paar Wochen Arrest konnten sie ihm aufbrummen, weil er mit ungesichertem Gewehr auf Posten gezogen war. Was tat das! Die paar Wochen gingen schon vorüber!

Und wenn ihm der Boden in Porto Seguro zu heiß wurde — bei Pedro Cabral auf Boa Vista war Platz für Olympio dos Santos.

X.

Seit jener Nacht, in der Candoca mit Lola aus Porto Seguro entwichen war, fürchtete der Caboclo das blonde Weib.

Es war für ihn keine süße Stunde heimlicher Liebesluft geworden, als er am Abend vor ihrem Hause an der Rua Direita erschienen war und gemeint hatte: „Frederico ist nun frei. Komm mit mir nach Boa Vista!"

Finster hatte sie ihn angesehen. „Ja, Candoca, er ist frei. Frei von jeder Schurkerei und Büberei. Sicher vor Mord und Mordgesellen. Morgen werden sie ihn begraben. Ich will noch sehen, wo sie den Sarg einsenken. Dann gehe ich mit dir."

Er mußte sich gedulden. Er wagte nicht, sie zu drängen.

Draußen auf dem Cemiterio Inglez, wie das Volk den Protestantenfriedhof nannte, fand Frederico Dahlmann die letzte Ruhestätte. Dicht neben dem Grabe der armen Regina Martensen.

Kleine Zypressenzweige warfen die Freunde in die offene Gruft. Die Trauerrede des deutschen Geistlichen zeichnete das Bild des hochbegabten Mannes, des liebenswerten Freundes, des treuen und hilfsbereiten Förderers deutschen Wesens und deutscher Bildung auf fremder Erde. Die Trauergesänge der Kinder waren der letzte Dank an den Beschützer der deutschen Schule. —

Im verdunkelten Zimmer, vor dem Muttergottesbilde, weilte Dona Jolita mit Tia Amelia nach Landessitte in tiefem, herzbrechendem Jammer, während die Männer auf dem Friedhofe den Freund bestatteten. Die kleine Iria weinte und schluchzte herzzerreißend nach dem Vater. —

Als die Trauerversammlung sich vom frischen Grabhügel entfernte, stand Schmitz noch eine Weile an den beiden Gräbern.

„Der Tod mußte euch endlich zusammenbringen, Regina und Frederico! Warum nicht das Leben, das blühende, goldene Leben?"

Er wandte sich trauernd und schritt langsam dem Ausgang zu.

Eine Frauengestalt in schwarzem Gewand, den dichten Schleier um das blonde Haar, kam den Hauptgang herauf und bog ab zum Grabe Dahlmanns. Sie trug einen Kranz. Schmitz wich ihr aus. Er hatte Lola erkannt.

„Wie haben sie dich alle geliebt, Frederico! Die liebe Regina, die schöne Jolita — und selbst die Verworfene!"

Er beobachtete vom Tor aus, wie Lola scheu den Kranz aufs Grab legte, niederkniete, sich erhob und ihm hastig folgte.

Draußen holte sie ihn ein.

„Ich will Ihnen nur Lebewohl sagen, Herr Schmitz. Für immer. Morgen habe ich Porto Seguro hinter mir. Und wenn Sie hören, daß Hilario Menezes und Frederico Dahlmann an ihren Mördern gerächt sind, so wissen Sie, daß die blonde Dirne, die Lola, ihren Schwur gehalten hat. Leben Sie wohl, Herr Schmitz!"

Sie schritt hastig an ihm vorüber. Ein Wagen hielt an der Straße. Sie stieg ein und fuhr ab, ohne sich umzuwenden.

Am Abend folgte sie Candoca.

* * *

Im Sattel hatte Lola mit dem Caboclo die Reise über den Kamp gemacht. Vorsichtig hatte Candoca die Bahnstationen, wo der Telegraph spielte, vermieden. Ohne zu klagen, folgte ihm Lola. Herberge und Nahrung fanden sie in einsamen Ranchos. Ohne zu murren hatte Lola den langen, ungewohnten Sitz im Sattel ertragen.

Aber noch immer war sie nicht das Weib des Caboclo geworden. Sie hielt ihn hin. Wenn sie erst auf Boa Vista säßen, sollte er nicht länger um Liebe betteln. Und er wagte nicht, mit Gewalt zu nehmen, was sie ihm noch immer weigerte.

Hinter Sant' Anna stießen die beiden Reisenden auf Späher des Santo. Candoca kannte den einen. Es war

José, der als Gaucho auf der Estancia Estrella gedient hatte. Er hatte das weiße Tuch nehmen müssen, damals, als er und Barboso und Antonio und Luciano den fliehenden Herrn Frederico mit Gefahr des Lebens nach Sant' Anna geleiteten. Als sie zurückritten, fielen sie den Fanatikern in die Hände. Barboso und Luciano entkamen, José und Antonio wurden gefangen. Aber die „Jungfrau", die braune Rafaela, schenkte ihnen das Leben, und sie feuerten nun morgens und abends das Gewehr ab und schrien ihr „Viva José Maria!".

„Schleicht der schwarze Hund Luciano noch immer über den Kamp?" fragte Candoca höhnisch. „Ich werde seiner Spur folgen. Der schwarze Hund wird zu alt."

„Luciano reitet noch immer und sucht den Mörder Hilarios," antwortete José.

Da horchte Lola auf. Diesen Luciano mußte sie sehen! Sie wollte ihm sagen, wo er den Mörder fände.

Sie fing einen mißtrauischen Blick Candocas auf. Aber sie lächelte ihm vertraulich zu.

„Ist das dein Weib, Candoca?" fragte der Gaucho.

„Ja, mein Freund. Sie geht mit mir nach Boa Vista."

„Wenn Gott will und wenn der Santo euch durchläßt," warf der andere Fanatiker ein. „Wir müssen euch zunächst ins Lager einliefern. Das ist Befehl."

Candoca beruhigte Lola. Der Santo sei sein Freund. Er deutete auf die fernen Trümmer bei S. Nicolau.

Aber die beiden Späher belehrten ihn, daß der Santo gegenwärtig auf Estrella hause. Da habe er sich bequem eingerichtet. Die Ochsen des verstorbenen Eusebio Menezes, soweit sie nicht von den fliehenden Gauchos weggetrieben seien, gäben guten Churasco, und der alten Cyrina und den „Jungfrauen" gefalle es besser auf der Estancia als in dem alten Gemäuer, wo tote Padres spuken gingen.

Zwei Lager hielten die Fanatiker jetzt: Estrella und die Trümmer von S. Nicolau. Der Santo habe einen Unterführer für das Lager in den Trümmern eingesetzt, Deodoro Muniz, einen harten und grausamen Schwärmer.

Auch Pedro Cabral sei beim Santo zugaste gewesen, als er nach Boa Vista ritt. Nach Rudolfo Schweizer habe

der Santo gefragt. Aber Cabral habe nichts Sicheres berichten können.

„Ich kann es euch sagen," meldete sich Lola. „Dieser Rudolfo Schweizer ist heimlich an Bord eines fremden Schiffes als Heizer entwichen, als es ihm in Porto Seguro zu ungemütlich wurde. Er hat sich aus dem Staube gemacht. Ich werde es dem Santo erzählen, wenn ich ihn sehe."

„Ohne Zweifel wird die Senhora den Santo sehen. Er liebt die Weiber über alles," versicherte José.

Candoca wurde ärgerlich. „Was geht den Santo mein Weib an?"

Lola aber brannte von nun an darauf, zum Santo zu kommen.

Am späten Nachmittag hielten sie auf dem Hof der Estancia, und die alte Cyrina musterte mißtrauisch Candoca und sein Weib.

„Zwei Fresser mehr," sagte sie grob. „Was soll uns das Weib?"

Aber der Santo fand an der üppigen Lola Wohlgefallen. Er ließ ihr einen Raum im Hause Eusebios anweisen, in dem sie mit Rafaela schlafen sollte.

Candoca wagte keinen Einspruch. Der Santo war gewalttätig und duldete keine Widerrede. —

Als die Sonne hinter den Araukarien sank, knallten die Salven der Fanatiker auf dem Hofe der Estancia. Das wilde „Viva José Maria!" schallte schaurig durch die Einsamkeit, und Lola lugte verängstigt aus dem Fenster nach den Männern, die draußen schossen, die Gewehre schwangen und schrien. Auch Candoca entdeckte sie unter ihnen.

Die braune Rafaela bemerkte die heimliche Furcht der Fremden.

„Fürchte dich nicht vor den Männern," sagte sie ruhig. „Die Hexe Cyrina ist böser gegen uns."

Sie trat neben Lola und zeigte ihr manchen Mann, der früher unter Hilario und Eusebio Menezes ein friedliches Leben geführt habe.

„Warum hast du diesen Candoca zum Manne genommen?" fragte Rafaela unvermittelt. „Weißt du, daß er ein Mörder ist?"

Lola sah der Farbigen fest in die Augen. „Ich weiß es, Mädchen. Aber er ist nicht mein Mann und soll es niemals werden!"

Rafaela schüttelte den Kopf. „Ich verstehe dich nicht. Warum bist du ihm gefolgt? An seinen Händen klebt Blut."

„Er hat Hilario erschossen, Jolitas Mann. Und den zweiten Mann Jolitas, den Frederico —"

Rafaela faßte ängstlich ihren Arm. „Was ist mit Frederico geschehen?"

„Man hat ihn in Porto Seguro heimtückisch erschossen. Ein Spießgeselle dieses blutigen Candoca hat es getan."

Das Mädchen klammerte die Hände ineinander und hob sie im Schmerz. „Warum ließ Gott solches geschehen? Und diese Mörder reiten frei über den Kamp! Aber ich will dem Santo eingeben, daß er ihnen vergelten soll nach ihrer Untat! Du mußt mir erzählen, wie du solches erfuhrst."

Noch lange saßen beide wach, und Lola berichtete der lauschenden Rafaela, wie sie den sinnlichen Candoca betört habe, daß er bekannte.

„Ich kenne ihn," sagte Rafaela spöttisch. „Auch mich wollte er fangen wie eine Taube. Und ich weiß, wo er das Geld Hilarios versteckt hat. Aber niemand soll es aus meinem Munde erfahren." —

Candoca ahnte nicht, daß zwei Weiber gegen ihn listige Pläne schmiedeten. Er saß in dem großen Raum am Tische Eusebios, wo der Santo und die angesehenen Fanatiker es sich gut sein ließen, gab auf jede Frage Antwort und berichtete zuletzt auch den Tod Fredericos.

„So hat Pedro Cabral seine Rache," sagte der Santo gleichmütig. „Rache ist wie süßer, starker Wein. Aber die Freunde Fredericos werden den Mörder suchen. Hast du Frederico erschossen?"

Der Caboclo hob abwehrend die Rechte. „Ich tat es nicht, Herr."

„Gut. So wirst du Ruhe haben vor den Freunden Fredericos. Aber hüte dich vor den Gauchos, die von hier entwichen sind! Begegne ihnen nicht zu S. Nicolau oder anderswo! Sie haben dir den Tod geschworen. Bleibe bei uns mit deinem Weibe!"

Candoca wich aus. „Die Gauchos fürchte ich nicht. Mein Herr Pedro Cabral erwartet mich auf Boa Vista. Gestatte, daß wir reiten, Herr!"

Der Santo zog die Brauen zusammen. Dieser Candoca war widerspenstig, und das üppige, blonde Weib, das dieser Caboclo mit sich schleppte, gefiel dem Santo mehr als die „Jungfrauen".

„Die Jungfrauen werden sagen, wann du reisen darfst."

Da wußte Candoca, daß der Santo ihn halten wollte, und er beschloß, mit Lola zu fliehen. —

Am folgenden Tage erfuhr Candoca, daß die „Jungfrauen" befohlen hatten, Candoca solle reiten, wenn es ihn nach Boa Vista verlange. Das fremde Mädchen aber solle einstweilen bei den „Jungfrauen" bleiben.

Heimliche Wut schnürte Candoca die Kehle zu. Am liebsten wäre er dem Santo an die Gurgel gefahren. Aber er wagte nicht einmal zu fluchen. Lola bekam er nicht zu Gesicht. Sie sei noch müde vom langen Ritt, ließ sie ihm durch Cyrina sagen; er möge einstweilen für sie in Boa Vista Quartier machen.

Die gelbe Cyrina lachte niederträchtig, als sie dem verdutzten Candoca die Botschaft ausrichtete. —

Der Santo ließ den Gaucho José heimlich zu sich rufen und sprach mit ihm.

„Nimm dein Pferd und reite, José! Und sage den anderen, die du findest: Es steht geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Der Santo läßt euch sagen: Dieser Candoca ist ein verruchter Bösewicht. Fangt ihn und tut mit ihm, was euch gefällt!"

Rafaela stand am Fenster und deutete auf den abreitenden José, der den Lasso am Sattel hatte.

„Da reitet einer, der Candoca begegnen wird, wo es diesem nicht gefällt. Der Santo gibt den Mörder Hilarios in die Hände seiner Todfeinde. Du aber wirst bei uns bleiben, Lola."

„Es ist besser bei euch, als bei dem blutigen Candoca, Mädchen."

* * *

Die vertriebenen Gauchos von Estrella hatten auf benachbarten Estancias Unterkunft gefunden, wo sie sicher waren vor den Fanatikern. Hin und wieder gelang es einem von den alten Kameraden, aus Estrella oder den Trümmern zu ihnen zu entfliehen. Dann nahmen sie ihn gern wieder auf, denn sie wußten, daß mancher Gaucho das weiße Tuch nur in der Verzweiflung umgelegt hatte, um der „roten Krawatte" zu entgehen. Sie warteten alle auf den Tag der Rache an dem Santo und seinen Horden. Sie warteten auf die Nachricht vom Anrücken der Truppen. Wehe, wenn sie einen echten Fanatiker erwischten! Aber einen alten Kameraden nahmen sie gern am Feuer auf.

Auch José wußte, wo diese Feuer der alten Freunde brannten. —

Candoca verließ den Santo mit höflichem Abschied. Er verbiß den heimlichen Grimm. Besser, er ritt eiligst zu Pedro Cabral, damit dieser ihm helfe, das begehrte Weib, die blonde Lola, heimzuführen nach Boa Vista. Auf Pedro Cabral würde der Santo hören. Und ihn, Candoca, sollte der heuchlerische Schurke Cypriano nicht wieder in die Klauen bekommen. Mochten diese Schwärmer ihr wildes „Viva José Maria!" weiter brüllen, bis ihnen die Kehle platzte! Candoca wollte auf Boa Vista ein geruhsames Leben führen mit der blonden Lola.

Zum Teufel! Wenn er sie nur erst auf Boa Vista hätte! Einstweilen war das schöne, fette Huhn im Korbe der gelben Cyrina, und der Santo war ein alter Fuchs, der die Hühnchen liebte. Er, Candoca, hatte wohl gesehen, was für Augen der Santo machte, als er Lola sah. Aber Lola hatte geschworen, ihm nach Boa Vista zu folgen. Und sie fürchtete den Santo und die wilden Schwärmer. Ohne Zweifel.

Und Pedro Cabral würde Lola vom Santo fordern.

Unter solchen Gedanken trabte Candoca über den Kamp. Er achtete kaum darauf, wohin der Weg ging. Sein guter Brauner fand die Straße nach Boa Vista im Finstern, geschweige denn jetzt, wo die Sonne lachte. Irgendwo mußte Candoca auf Kampleute stoßen. Carreteiros oder Gauchos lagerten sicherlich irgendwo.

Richtig! Gauchos hielten in der Ferne Rodeio. Das Vieh wurde zusammengetrieben. Candoca trabte auf sie zu. Einen Maté würden sie für ihn haben.

Links und rechts sah er Reiter aufkommen. Jeder hatte den gerollten Lasso zur Hand. Fanatiker konnten es nicht sein. So weit durften sich die Späher des Santo nicht wagen. Vielleicht Gauchos, die nach S. Angelo ritten.

„Boas tardes!" rief er ihnen zu. Sie grüßten von fern zurück und waren bald ein Stück hinter ihm.

Neue Reiter sprengten von den Viehherden ab. Sie hielten mehr nach rechts und links. Andere Gauchos warteten bei den Herden vor ihm.

Plötzlich knallte ein Schuß. Candoca fuhr im Sattel herum nach dem Schützen. Was bedeutete das? Hielt man ihn für einen Fanatiker?

Die Gauchos kreisten ihn ein und ritten gegen ihn an. Ohne Zweifel, es galt ihm!

Er riß sein Pferd nach rechts und lockerte die Pistole im Gurt. Dann suchte er eine Lücke nach rechts zu gewinnen. Aber schon sprengten die Gauchos, die bisher in seinem Rücken geritten waren, im Galopp nach der Flanke, ihm den Weg rechtzeitig abzuschneiden.

Ein tolles Jagen hub an. Carajo! — Candoca wußte, daß er Feinde ringsum hatte. Warum war er in diese Falle hineingetappt? Und wer jagte ihn, wie man Strauße auf dem Kamp mit den Bolas hetzt?

Wilde Gedanken blitzten ihm durchs Hirn, während der Luftzug des rasenden Galopps die leichte Palla blähte und die Mähne des Braunen straffte.

Waren es Leute Eusebios? Oder hatte der Santo ihm einen Hinterhalt legen lassen?

Er wandte die Falkenaugen nach rechts und faßte die Pistole fest. Das war José, der mit dem Lasso gegen ihn ansprengte.

Candoca hob die Waffe und feuerte. Der Gaucho duckte sich und riß seinen Falben nach links, als der Schuß blitzte. — Fehlschuß!

Ein gellender Schrei ließ den gehetzten Candoca nach der anderen Seite herumfahren. Da jagten zwei Gauchos

an. Er stieß dem Braunen die Sporen in die Flanken. Teufel! Immer deutlicher waren die Hufschläge hinter ihm zu hören. Mit Späherblick suchte er das Gelände ab.

„Nicht stolpern, Brauner! Hinter uns jagt der Tod!"

Wieder hob er die Pistole. Diesen José mußte er sich vom Halse schaffen! Er schoß, und eine wilde Freude ließ ihn aufschreien: José stürzte aus dem Sattel und lag am Boden. Die Kugel hatte gefaßt! — Das Pferd des abgeschossenen Gaucho tat noch zwei Galoppsprünge, trat dann auf die langen, schleifenden Zügel, daß es stolperte und zitternd stand. José war erledigt.

Aber die Hetzjagd ging weiter. Die Gauchos kreisten Candoca ein. Der Sturz Josés schuf einen Ausgang. Candoca suchte ihn zu gewinnen. Aber hinter ihm sauste die Rache mit gellenden Schreien. Schüsse blitzten. Aber die Kugeln pfiffen rechts und links an dem Flüchtigen vorbei.

Da gellten neue Schreie hinter ihm. Er kannte die alten Hetzrufe, welche die Pferde toll machen.

Wenn nur der Braune aushielt!

Candoca wandte sich einmal hastig im Sattel. Tod und Teufel! Das waren Barboso und Felippe, Gauchos des ermordeten Hilario. Und sie jagten hinter ihm mit einer Wut, als gälte es, einen Pferdedieb zu fangen. Ohne Erbarmen. Mit der Wut der Rache.

Wieder die schrecklichen Schreie im Rücken! Unwillkürlich duckte er sich auf den Hals des Braunen.

Er sah nicht, wie hinter ihm eine nervige Faust den Lasso schwang, wie blitzende Augen die Entfernung maßen.

Eine lange, dünne Schlange schnellte durch die Luft. Die Schlinge faßte. Sie sauste um die Schultern Candocas.

„Hölle und Teufel!" schrie er entsetzt. Der Ruck des Lassos riß ihn aus Sattel und Bügeln. Stöhnend lag er am Boden.

Neben ihm hielt Barboso, den Lasso um die Faust gewickelt, während Felippe den Braunen einfing.

„So, Freundchen! Endlich hätten wir dich. Und nun bereite dich vor! Einen Priester haben wir nicht zur Stelle, daß er dir die Beichte höre. Aber du wirst Zeit zu einer langen Reihe von Vaterunsern und Aves haben, während du auf

deinem Braunen sitzest. Denn hoch zu Roß sollst du zur Hölle, Candoca!"

Das Grauen packte den abgebrühten Banditen. Er wurde fahl vor Entsetzen. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Por amor de Deus! Erbarmen! Eine Kugel oder die rote Krawatte, Barboso!"

„Zu Pferde mußt du zur Hölle, Hund! Hast du Erbarmen mit unserem Herrn gekannt? Hast du Luciano in der Spelunke des Chico Bobo nicht gepeinigt? Hast du nicht auf José geschossen? Der Teufel wartet auf dich, und der Santo wird dein blondes Liebchen trösten, wenn du an der Figueira baumelst."

Der Gaucho deutete auf einen einsamen, wilden Feigenbaum, der auf dem Kamp stand.

Dahin führten die erbarmungslosen Gesellen den schlotternden Bösewicht und seinen Braunen. Fünf Gauchos fanden sich ein.

Das Pferd Candocas stand ruhig unter einem starken Ast des Baumes. Nun banden sie Candoca, der immer noch um Erbarmen bettelte, die Hände fest auf den Rücken, legten ihm die Schlinge des Lassos um den Nacken, nahmen seinem Pferde Sattel und Saumzeug ab und hoben den Gefangenen auf das vollkommen blanke Tier. Als er rittlings auf dem Rücken des Braunen saß, warfen sie das lange, freie Ende des Lassos über den Ast, zogen den Wurfriemen an, daß er sich leicht straffte, und banden das Lassoende um den Stamm. Sobald das Pferd dem Verurteilten zwischen den Knien und Fersen weglief, hing er in der Schlinge und wurde elend erwürgt.

Schweigend verrichteten die Gauchos ihr grausiges Rachewerk. Sie warfen dem Braunen, der müde und abgehetzt im Schatten stand, ausgerupfte Grasbüschel vor, daß er ihnen nicht sofort folge und grasen gehe.

„Laß dir die Zeit nicht lang werden, Candoca!" rief Barboso und lachte zu den schrecklichen Verwünschungen, die der Gefesselte ihm zurief.

„Du hast dir ein schattiges Plätzchen ausgesucht, Candoca," höhnte Felippe. „Du bist immer ein Schlauberger

gewesen. Warum nur hast du dich heute erwischen lassen? Halte deinen Braunen hübsch fest, Freundchen! Der Atem möchte dir sonst knapp werden. Und denke ein bißchen an Hilario Menezes, damit dir die Zeit nicht lang werde!"

Sie zogen ihre Pferde am Zügel ein gutes Stück abseits, setzten sich ins Gras und sahen erbarmungslos zu, wie der Braune fraß. Candocas wilde Schreie und schreckliches Stöhnen störten das sattellose Pferd auf. Es hob den Kopf und wandte ihn nach seinem Reiter. Aber noch blieb es stehen.

Die Gauchos weideten sich noch eine Weile an der Qual des Banditen. Dann saßen sie auf und trabten davon, ohne sich umzusehen.

„Luciano mag morgen hinreiten und den Lasso holen, wenn die Geier die sonderbare Frucht am wilden Feigenbaum entdeckt haben," meinte Barboso. Und die Genossen lachten roh und höhnisch. —

Als Luciano nach dem Feigenbaum ritt, sah er den Braunen Candocas friedlich auf dem Kamp grasen. Der Gehenkte baumelte in der Schlinge des Lassos.

Haßerfüllt starrte der Neger dem Toten in das verzerrte, gedunsene Gesicht, in dem die Zunge sich scheußlich aus den blauen Lippen drängte.

Den Neger schreckte das nicht. Er hob die Faust und stieß hervor: „Verdammt sollst du sein, blutiger Mörder!"

Dann löste er den Lasso und ließ die Leiche auf den Boden gleiten, daß die starren Augen schrecklich gegen den blauen Himmel gerichtet waren, an dem hoch oben die ersten Geier ihre Kreise zogen.

Luciano fing den Braunen und ritt davon, das Pferd des Gehenkten hinter sich am Lasso. Mochten die Geier fertig werden mit Candoca!

* * *

Bis in die deutschen Pikaden am oberen Rio da Vacca warfen die schweren Fanatikerunruhen ihre Wellen.

Die Tropas der Serraner, die sonst nordwärts bis nach S. Angelo und S. Nicolau gingen, um für ihre Ladungen bei den Krämern der Kampnester Waren einzutauschen,

scheuten jetzt die Reise in das Gebiet des schrecklichen Santo und kamen trotz des bösen Weges über die Abhänge des Gebirges lieber zu Karl Böttcher am Hirschbach und Heinrich Honigmann in der Kunkelschneiz.

Sie erstanden jetzt immer zuerst Munition für ihre Schußwaffen und berichteten schreckliche Dinge vom Treiben der Fanatiker. Mit Mühe hielt das Militär die kleinen Standorte im Grenzgebiet. Der offene Kamp war in der Gewalt der Schwärmer. Wie fressendes Feuer flackerte der Aufruhr durch die weite Hochebene. Wenn nicht bald starke Truppenabteilungen gegen den Santo vorgingen, waren auch die kleinen Kampnester verloren.

Schon wagten sich einzelne Fanatiker bis in die Ausgänge der Ortschaften, schossen Menschen nieder, raubten Reittiere und legten Feuer an die Hütten. Besonders gefürchtet war Deodoro Muniz, der unerschrocken bis an die Eisenbahnlinie vorstieß und sogar die Station Cachorro Morto besetzte. Den Telegraphendraht kappte er, die Schienen riß er auf; der letzte Zug, der von Sant' Anna abgelassen war, wurde angehalten und geplündert. Mit Mühe rettete das Zugpersonal das nackte Leben.

Der Handel mit der Campanha stockte. Immer dringender kamen die Rufe um Hilfe nach Porto Seguro. Die Presse tobte, aber General Belisario zögerte noch immer. Er hatte als Oberst gegen Antonio Conselheiro, den „Guten Jesus" in Canudos, gefochten und kannte den Kleinkrieg gegen verwilderte Schwärmer.

„Jeder Angriff gegen die Fanatiker ist Öl ins Feuer des Aufruhrs. Man muß das Feuer ruhig brennen lassen, bis es in sich zusammenflackert und in der Asche verzuckt," pflegte der General zu sagen, wenn man ihm Vorwürfe machte. „Sind Sie bei Canudos gewesen? Nein. Sonst wüßten Sie, welcher unerhörten Greuel die Fanatiker fähig sind, sobald sie angegriffen werden. Läßt man sie möglichst ungestört, so brechen Zwist, Neid und Haß unter ihnen zutage, und sie kehren bald die Waffen gegeneinander. Sie werden sehen, meine Herren, daß der Santo Cypriano bald gegen Deodoro Muniz in wildem Kampf steht. Dann erst ist es Zeit für uns."

Aber er war ein schlechter Prophet. Der grimmige Deodoro Muniz und der Santo Cypriano plagten weiter gemeinsam den Kamp. Blut zeichnete ihre Spuren, rauchgeschwärzte Trümmer ihren Weg. Ihren Raub schleppten sie ins Lager, und ihr wüstes Leben voller Ausschweifungen führte manchen wilden Gesellen zu den Fanatikern, der sonst vor ihnen Fersengeld gegeben hätte. Verbrecher suchten Unterschlupf bei dem Santo. Weibergesindel folgte ihnen, und wüste Orgien waren im Lager Cyprianos an der Tagesordnung.

Wehe dem aber, der sich den Befehlen des Santo und seiner Führer widersetzte! Unbarmherzig wurde er abgetan, und mancher Schelm büßte die alte Untat unter dem Messer der Fanatiker. Eine scharfe Überwachung verhütete jeden Verrat, und wenn die „Jungfrauen" einen Lagergenossen verdächtigten, war ihm das Urteil durch „den Geist" bald gesprochen. Auch mancher Unschuldige stand vor den Läufen der Gewehre und wurde verscharrt, weil er ein „Verräter" war. Eiserne Strenge und drakonische Urteile hielten auch die unbändigsten Gesellen in Angst und Schrecken, unterwürfig gehorchten sie jedem Befehl des Santo. Er selbst hatte sich mit einem Harem von Weibern umgeben, und man wußte auf dem Kamp, daß eine blonde Deutsche ihn im Netze hielt.

Auch den grausamen Mord an Candoca schoben die Kampleute dem Santo in die Schuhe. Aber auf Boa Vista wußte man es besser. Mit knapper Not war Pedro Cabral einem Überfall der erbitterten Gauchos entronnen, die unter Führung Barbosos und Felippes den Beschützer Candocas ausheben wollten. Die Estancia Boa Vista war von ihnen verwüstet, das Herrenhaus verbrannt und das Vieh über die Grenze getrieben und verkauft worden.

„Die Fanatiker sind bis Boa Vista vorgestoßen," schrieben die Zeitungen. „Der Besitzer Pedro Cabral ist spurlos verschwunden, wahrscheinlich ins Lager des Santo verschleppt oder ermordet."

In Wirklichkeit lebte er als Don Esteban Cabrera in einem argentinischen Städtchen und wartete, bis in Porto Seguro Gras über die bösen Geschichten gewachsen sei, die

sich an seinen Namen knüpften. Zuversichtlich hoffte er auf seinen Tag. —

In den deutschen Pikaden am oberen Rio da Vacca bildeten die Kolonisten berittene Streifscharen, welche die Wege über die Serra nach dem Hochlande des Kamps sicherten. Posten lagen an den Furten der Flüsse und hielten die Pässe der Bergstraßen besetzt.

Schützen aus der Kunkelschneiz bewachten die Brücke über den Hirschbach, und Georg Rodewald stieß auf dem Wege der Tropas immer wieder mit sicheren deutschen Reitern vor, um seinen Hof und die Schweizerpikade vor Überraschungen zu bewahren.

Wochen vergingen in schwerer Spannung. Jeder Tag konnte neuen Ansturm der Fanatiker bringen.

Da raffte sich die Regierung in Porto Seguro auf. Sie schickte einen gepanzerten Zug gegen Cachorro Morto vor und säuberte die Strecke. Maschinengewehre fegten die Fanatiker des Deodoro Muniz weg. Die Guerilla mit allen Greueln tobte zwischen Militär und Aufrührern auf dem Kamp. Von S. Angelo und S. Nicolau aus stießen verstärkte Kräfte der Regierung unter Oberst Vieira gegen Estrella vor. Der Santo räumte die Estancia, nachdem er sie gründlich geplündert hatte. Was er übrigließ, fiel in die Hände der Soldaten Vieiras, die nicht besser hausten als die Fanatiker. Diese aber hielten sich zähe in den Trümmern der alten Mission. Sie war zu einem festen Stützpunkt ausgebaut, mit Vorräten und Munition versehen. Hier mußte die Entscheidung fallen.

Langsam zog sich der bewaffnete Ring um das verschanzte Lager des Santo zusammen. Geschütze und Maschinengewehre wurden in Porto Seguro verladen. Infanterie marschierte von Südwesten her über Sant' Izabel. Durch die Kunkelschneiz und über den Hirschbach rückte das Bataillon des Majors Febronio Brito vor, am Rodewaldhof vorbei, um über die Serra auf den Kamp zu stoßen. Langsam, unendlich langsam zogen die Kolonnen über die schlechten Waldwege. Deutsche Kolonisten schlossen sich an, um als Freiwillige mit ihren erprobten Büchsen die Truppen zu stützen. Versprengte Kampleute führten. Der ewig

flackernde Aufruhr der Fanatiker sollte endlich gedämpft werden!

Auch in Rodewald regte sich das alte Reiterblut. Nicht umsonst hatte er auf afrikanischem Boden gegen die Banden der Hottentotten und Herero gefochten. Die Fanatiker des Santo waren nicht besser als die grausamen Schwarzen Afrikas. Der Santo Cypriano und Deodoro Muniz gaben Hendrik Witboi und Samuel Maherero nichts nach. In rauchendem Blut mußte das wilde „Viva José Maria!" erstickt werden, wenn der brasilische Kamp und die deutschen Siedelungen endlich Ruhe haben wollten! —

Wegkundige Serraner dienten auch der Infanterie des Majors Febronio Brito als Führer. Die letzte Marschkolonne unter Hauptmann Chachá Pereira lagerte zwischen dem Hirschbach und dem Rodewaldhof. Die Gewehre waren zusammengesetzt, Posten ausgestellt, und die Lagerfeuer brannten lustig in den Abend. An den Spießen brieten die Stücke des Ochsen, den die Schweizerpikade geliefert hatte.

Rodewald hatte den Hauptmann und zwei andere Offiziere als Quartiergäste. Sie sahen mit ehrlichem Staunen den sauberen Neubau des Rodewaldhofes, der stattlich die Pflanzungen des sanften Abhanges und das Tal des Rio da Vacca beherrschte, wie der Sitz eines altbürtigen Geschlechts. Kameradschaftlich bot der Herr des Hofes seinen Gästen, was Speicher und Küche bargen. In langen Gesprächen, bei mancher Cuya Maté und unzähligen Palhas wurden die Aussichten des Kriegszuges erörtert. Der Kamp würde schon gesäubert sein, wenn die Kolonne Chachá in S. Nicolau ankam. Aber um die befestigten Ruinen bei S. Nicolau würde es heiß und blutig hergehen!

„Unsere Artillerie wird den Santo schon ausräuchern," sagte der Hauptmann zuversichtlich. „Vor den Geschützen halten die Fanatiker nicht stand. Ich habe das oft genug erlebt. Warum hat der General nicht sogleich eine Batterie nach S. Nicolau verladen lassen?"

Er hatte bei Canudos mitgekämpft und wußte schreckliche Dinge aus dem verdursteten Sertão von Bahia zu erzählen, der bösen Wildnis mit ihren undurchdringlichen

Kattusdickichten, die auch der eingeborene Sertanejo nur im Lederanzug zu passieren wagte, um sich gegen die furchtbaren Stacheln der gigantischen Gewächse zu schützen; wo auf die ermattete und verschmachtete Kolonne der Soldaten aus diesem undurchdringlichen Wall der Catingawälder die Schüsse versteckter Fanatiker blitzten und deren Salven blutige Opfer rissen.

„Bis die Artillerie endlich an Canudos herankam und die befestigte Kirche des ‚Guten Jesus' zusammenschoß, die den Jagunços monatelang als uneinnehmbare Zitadelle gedient hatte. Da wurde der Rest der wildesten Fanatiker unter den stürzenden Mauern der brennenden Kirche begraben, die Versprengten fielen in die Hände unserer Truppen. Ihr Los können Sie sich ausmalen. Sie haben in Afrika wohl ebenso Schlimmes erlebt. In solchem Bandenkrieg wird auch der Soldat zur grausamen Bestie."

Bis in die Nacht saß Rodewald noch mit den Offizieren, die sich als gute Freunde verabschiedeten.

„Ich reite Ihnen mit guten, deutschen Jungen nach, meine Herren," versprach er. „Aber sie brauchen noch eine Woche, ehe sie aufsatteln für den Kamp. Da gilt es, mancherlei Abschied zu nehmen, und ich glaube, mancher stramme Kerl gibt's auf, wenn er Lise oder Hanne mit nassen Augen am Tor stehen sieht. Also auf Wiedersehen bei S. Nicolau oder wo wir sonst die Teufel treffen!" —

Ohne Wehmut sahen die Bauern der Schweizerpikade die Kolonne Chachá abmarschieren, denn die farbigen Milizen waren keine willkommenen Gäste gewesen. Selbst Karl Böttcher, der gelernt hatte, aus allerlei Leder Riemen zu schneiden, schlug drei Kreuze, als er seine Einquartierung los war. Manches Päckchen Cigarros und mancher Schluck stand angekreidet, wofür er keine Deckung erwartete. Besonders der Soldat Olympio dos Santos war ein zudringlicher Patron gewesen und hatte sogar einen Griff in die Ladenkasse riskiert, als Böttcher und sein junger Mann auf dem Treppenstein standen und abreitenden Serranern ein „Até a volta!" nachriefen.

„Den gelben Vogel werden wir mal bei den Fittichen nehmen, Carlos," versprach Rodewald und erstattete dem

Hauptmann Meldung. Der machte kurzen Prozeß und ließ dem Räuber dreißig mit der Säbelklinge über den bloßen Buckel ziehen, daß die Striemen quollen und das Blut heraustroff. Stöhnend lag der Geprügelte in einem Winkel, als wolle er den letzten Atemzug tun. Aber der Cabo Eliseu machte ihn munter.

„Bringt mal einen Kübel Salzwasser!" rief er. „Wir wollen dem ehrlichen Olympio den Buckel waschen, damit die Maden nicht an ihn kommen."

Da quälte sich Olympio trotz brennender Schmerzen hoch und verschwand. Salzwasser war keine linde Wundsalbe. Überhaupt, Olympio hatte sich diesen Zug durch die deutschen Pikaden lohnender gedacht, als man ihn aus dem Gefängnis zu Porto Seguro freiließ und wieder in die Kompagnie reihte. —

„Gott sei Dank!" sagten die Kolonisten, als die letzten Rotten der Kolonne hinter dem Rodewaldhof verschwanden.

Wenn auch der Hauptmann Chachá, wegen seiner unerbittlichen Strenge gefürchtet, keine groben Ausschreitungen geduldet hatte, so war doch manches fette Huhn in die Töpfe des Lagers geflogen, der gute Zuckerrohrschnaps in durstige Soldatengurgeln gelaufen, und Hannes Strohm fluchte hinter seinen Quartiergästen her: „Lumpengesindel! Diebsbrut! Schwarze Galgenstricke!" Denn seine silberne Taschenuhr war vom Nagel in der Kammer verschwunden.

„Warum hast du dei Zwiebel nit in de Kaste verschlosse, Hannes?" tadelte ihn der Nachbar Nickel. „Na, der alte Ticker ging doch immer nach dem Monde. Sparst also das Geld für de Uhrmacher. Jedes Ding hat sei gute Seite, sagte der Hund, da biß er in den Stacheligel."

Aber auch für den Nachbar Nickel hatte die Einquartierung ihre gute Seite gehabt, denn er fand unverhofft in seinem Schuppen einen abgeschabten Fetzen Schafsfell, vermißte aber dafür seinen neuen, schwarzen Reitpelz. Den Fetzen verbrannte er aber vorsichtshalber auf dem offenen Hofe und hielt reinen Mund.

„Ja," sagte Jakob Scherer, als er in schwarzer Sonntagstracht auf den Rodewaldhof kam, wo Lise Dorn, eine ältliche Wittib aus der Kunkelschneiz, die Truthühner fütterte

und eilig den Kaffeekessel aus Feuer rückte, „wenn hierzulande die Soldaten und die Heuschrecken kommen, ist's immer das gleiche."

Mit gutem Humor erzählte er Rodewald und Fritz Wächter am Kaffeetisch, wie die Bauern der Kunkelschneiz in der großen Revolution der neunziger Jahre unter dem aufgespannten Bohnendreschlaken oben in der Pflanzung am Walde oder im hintersten Tabakschuppen hockten, während unten auf den Höfen von ihren „Beschützern" die fetten Schweine gemeuchelt, die Pferde samt dem Sattelzeug weggetrieben und die Frachtfuhrleute gezwungen wurden, den farbigen Troß meilenweit zu transportieren, und froh waren, wenn sie Wagen und Gespann retteten.

„Wilm Schneider, dem sie unterwegs die Fracht abluden und den Wagenkasten voll schwarzen und gelben Weibervolks packten, hat sich mit der Peitsche gewehrt. Aber er war froh, daß er in den Busch springen konnte, und eine Kugel hat ihn doch noch am Bein erwischt. Er hinkt heute noch ein bißchen."

Der Schererjakob war indes nicht gekommen, um alte Revolutionsgeschichten aufzutischen. Er lud vielmehr feierlichst die Leute des Rodewaldhofes auf kommenden Freitag zur Hochzeit seines Enkels Fritz Ritzow mit Grete Barth ein. Der Alte gedachte, Fritz Ritzow den Hof zu übergeben, denn Hanna wollte ihn nicht haben.

„Weiß der Kuckuck, was in das Mädchen gefahren ist!" sagte er kopfschüttelnd. „Sonst springmunter und lustig wie eine Lerche, die aus dem grünen Roggen trillert, und jetzt wie eine Frau, die Zahnweh hat und es nicht merken lassen will, weil sie Angst vor dem Doktor hat."

Rodewald nahm die Einladung an, und Fritz Wächter sagte gleichfalls zu. Er wollte den „Brautdiener" für seinen Freund Fritz und die Grete gern machen.

Scherer horchte aber hoch auf, als Rodewald ruhig sagte: „Nächste Woche wäre es zu spät gewesen. Da sind wir im Sattel unterwegs nach S. Nicolau."

Das verstand der Alte nicht. Er warnte Rodewald vor diesem Ritt. Den sollte er den Soldaten überlassen. Und wer denn unterdes den Rodewaldhof hüten werde?

Da machte Rodewald ihm schnell einen Vorschlag. Der Schererjakob und Hanna konnten zu Lise Dorn auf den Rodewaldhof übersiedeln, bis der Besitzer zurückkomme. Da sei der Hof in guter Hut.

„Und wenn Sie nicht wiederkommen, Herr Rodewald? Auf dem Kamp steht manches Kreuz."

Aber Rodewald blieb fest. Er werde reiten, und andere Leute vom oberen Rio da Vacca auch.

„Ja, ja," nickte Scherer, „ich habe schon davon gehört. Der Garmatz hat seine alte Wachtmeisterplempe schon geschliffen, der Schneidemüller hat bei seinen Schützen Umfrage gehalten, und mein Fritz ließ auch ein Wort fallen. Aber da ist ihm seine Grete übers Maul gefahren. Nun, ich werde mir's überlegen."

Als er abritt, musterte er den schmucken Hof und das neue, gute Haus wohlgefällig. Ein paar Wochen konnte man es da schon aushalten. Aber Hanna werde nicht wollen. Sie spreche schon davon, zur Schwester zu reiten und da zu bleiben.

„Wir reden auf der Hochzeit weiter darüber, Herr Rodewald."

Der Alte ritt aus dem Tor, und Rodewald sah ihm lange und gedankenvoll nach. —

Auf der Kolonie der altansässigen Familie Barth am Rio da Vacca wurde die Hochzeit nach echter Kunkelschneizer Weise gefeiert. Zur Trauung ritt das Brautpaar zur Kirche der Pikade, gefolgt von jungen Leuten, die selbst an Heiraten und Hochzeitmachen dachten. Zu Wagen folgten die Alten, und die Traurede währte nicht zu lange.

Am Tor des Barthschen Hofes waren die Musikanten aufgestellt, und jeden anreitenden Gast, jeden anrollenden Wagen empfing ein Tusch. Dazu knatterten und zischten Raketen, und junge Burschen knallten mit den Pistolen, daß die Pferde in den Sielen hochgingen und mancher Reitersmann seinen Matungo fester im Zügel halten mußte.

Auch Rodewald und die Schererleute wurden mit gebührender Verschwendung von Pulver empfangen, und Ferdinand Kath tat Rodewald zu Ehren ein übriges, denn er ließ den Hohenfriedberger spielen.

„Den blasen Sie, Ferdinand, wenn wir ausrücken!“ sagte Rodewald.

„Natürlich, Herr Rodewald. Bis hinter Ihren Hof geben wir das Geleite. Und wenn Sie zurückkommen, so lassen Sie es uns wissen. Da empfangen wir Sie mit dem Torgauer oder Pariser Einzug. Ja, Fritz Wächter, es gibt mehr Märsche, als du dir denkst.“

Fritz Wächter aber achtete gar nicht auf die kleine Anzapfung des Musikmeisters. Er hatte alle Hände voll zu tun. Den nagelneuen, schwarzen Hut auf dem Kopf, ein Sträußchen mit Band auf dem Rockaufschlag, eine weiße Schürze vorgebunden, so trug er Näpfe und Schüsseln, Teller und Bestecke für die lange Tafel, die unter den Orangen gedeckt war, da das Haus für die Menge der Gäste nicht reichte.

Rodewald saß mit Garmatz und dem Schneidemüller Jochims bei Tisch, und alle taten zunächst dem Essen die gebührende Ehre an. Da schwammen die fetten Hühner in der Brühe, da rückten die gebratenen Schweineschinken und Ochsenstücke an, da wurden knusprige Gänse und Truthühner von den Brautdienern aufgetragen. Gedörrte Pfirsiche als Dunstobst, Sauerkraut als Gemüse, endlich süßer Reisbrei mit Zucker und Zimt — das war geheiligte Sitte für die Hochzeitstafel in der Kunkelschneiz. Und jeder tat sein mögliches, die Brauteltern zu ehren, und manches heimliche Stöhnen zeugte von großer Leistung. Dazu wurde Wein und Bier geschänkt, und wer einen Schluck Branntwein auf den fetten Schweinebraten setzen wollte, kam auch nicht zu kurz.

Rodewald sah mit Wohlgefallen, wie auch auf fremder Erde die alte Pommernsitte lebendig geblieben war. Sie arbeiteten schwer, aber sie aßen und tranken auch ebenso. Und jeder von ihnen freute sich schon auf den Tanz.

Man saß noch bei der Tafel, als Heinrich Honigmann auf den Hof geritten kam und sich sehr bemerkbar machte.

„Holla, Peter Barth! Sieh her, wen ich bringe!“

Honigmann mühte sich sehr höflich um den Begleiter, der auf seiner Mula wartete, bis der Hochzeitvater ihn einlüde, abzusteigen und mitzuhalten.

Peter Barth lugte erst einmal unter der flachen Hand nach den neuen Gästen. Dann wurde er sehr munter, und auch andere Männer und Frauen reckten die Hälse.

„Ja, schau nur her, Barthpeter!“ rief der Gast. „Er ist es, Julius Schmitz, und er denkt, daß für ihn ein Gänseflügel und ein Schinkenknochen übriggeblieben ist.“

„Man runter von die Mule!“ rief der Barthpeter und schüttelte Schmitz kräftig die Rechte. „Einen Gänseflügel, sagten Sie? Nee, eine heile Gans, meinetwegen zwei. Sie wollen wir schon satt kriegen! Und das ist fein von dir, Honigmann, daß du Herrn Schmitz mitgebracht hast.“

Das gab nun ein Händeschütteln, Begrüßen, „Nein, sowas!“, „Wo kommen Sie her?“ und andere Arten ehrlichen Willkommens.

Rodewald zog den Gast neben sich und winkte Fritz Wächter. Der brachte hurtig Teller und Glas.

Hanna legte dem Gaste vor, und Schmitz dankte höflich: „Schmeckt noch mal so gut von schöner Hand, und was für ein hübsches Mädel bist du geworden, Hanna! Ist mir noch wie gestern, als ich junger Mann bei Honigmanns Vorgänger war und dir das erste Zopfband verkaufte.“

Schmitz war mit allen Kunkelschneizern vertraut, und sie taten gegen ihn, als sei ein alter Pikadensohn nach langer Zeit wieder heimgekommen. Er hatte die geheiligten Sitten der nährenden Kunkelschneiz nicht vergessen, sondern hielt die alten Bräuche, zu denen es auch gehörte, daß er zuerst einen kleinen Schluck aus der Boonekampflasche nahm, ehe er den Löffel in die Hühnerbrühe senkte.

„So, Kinder,“ meinte er behaglich, „nun stört mich nicht, denn ich bin hungrig, und hungrige Leute werden leicht bösartig, und in der Kunkelschneiz will ich mich noch einmal ein bißchen pflegen, ehe ich auf den wilden Kamp gehe, wo der Santo spukt. Nein, Garmatz! Erst laß mich essen, dann magst du fragen, alter Junge, solange dir die Zunge juckt.“

Rodewald war fröhlich, daß er den alten Genossen einmal wieder zur Seite hatte. Und dieser Schmitz traf den richtigen Ton bei den einfachen Bauersleuten. Wie sie ihn alle gern hatten! Wie sie ihm alles Liebe antaten!

Und Schmitz hatte zwischen einer Gänsekeule und einer Scheibe Schweinebraten, die für einen ausgewachsenen Mann reichte, mit Sachkunde festgestellt, daß der weiße Wein, den er geziemend lobte, vom alten Gottfried Trarbach gekeltert sein müsse, worauf sich Trarbach mit Stolz reckte und Schmitz Bescheid tat.

„Morgen kommen Sie mal ein bißchen maien bei mir," lud Trarbach ein, „ich habe auch noch andere Sorten im Keller. Und auf einen Spießbraten soll's mir nit ankommen. Wohlsein, Herr Schmitz! Und Garmatz, Jochims und ihr alten Kameraden alle, kommt mit! Herr Rodewald wird mir die Ehre auch nit versagen?"

„Gewiß nicht, Trarbach. Und nun werden Sie allmählich wohl ausgestopft sein, Schmitz, daß man ein Wort von Ihnen erfährt."

Schmitz kellte sich aber seelenruhig zunächst eine hinlängliche Portion Reisbrei auf den Teller, und als er diesen vertilgt hatte, erhob er sich und hielt eine schöne Rede auf das Brautpaar, wobei er dem Bräutigam die alte Weisheit unter die Nase rieb, daß ein Tropfen Glück mehr wert sei als ein Faß Weisheit, daß er ihm ein geruhsames Leben auf dem Schererhofe wünsche und daß die Anerkennung der weiblichen Oberherrschaft auf dem Hofe eine bewährte Grundlage Kunkelschneizer Lebensweisheit sei, wobei die Weiber um so heftiger protestierten, als sie die Wahrheit im stillen zugaben. Als er schloß, setzte Ferdinand Kath ein und blies einen Tusch, und alle Kunkelschneizer waren darüber einig, daß es im ganzen Lande nur einen einzigen Julius Schmitz gebe.

„So, Garmatz, nun gib mir mal eine deiner Havannaausschuß, damit mein Glück vollkommen sei, und du, Ferdinand Kath, spiel mal einen Walzer, denn dem jungen Volk kitzelt es in den Sohlen. Los, Fernando!"

Juchzer der jungen Burschen bestätigten die Worte Schmitz', und in der ausgeräumten, großen Stube drehten sich die Paare mit Wonne.

Schmitz saß in der Runde der Männer und stand Rede und Antwort.

Die Estancia Estrella war tatsächlich frei von den Fanatikern, aber sie saßen wie ein Hornissenschwarm im

Gemäuer von S. Nicolau und stachen jeden, der ihnen nahe kam. Er selbst wollte in Estrella retten, was zu retten war. Die Fanatiker und die Soldaten würden ja böse gehaust haben. Aber für das Inventar der Erbschaft mußte festgestellt werden, was die Estancia noch wert war. Denn Dona Jolita wollte Estrella verkaufen.

Damit war das Zeichen gegeben, von Frederico Dahlmann zu reden, und alle hörten mit Ingrimm und Trauer, wie der deutsche Freund der Kugel des Meuchlers zum Opfer gefallen sei.

Ganz fröhlich wurde Schmitz aber, als Rodewald fest versprach, mit ihm zu reiten. Da gaben Garmatz und die anderen Freiwilligen auch ihr Wort, daß sie am kommenden Dienstag bereit sein würden, in den Sattel zu steigen und unter Rodewalds Befehl gegen die Fanatiker zu ziehen.

Von dem Augenblick an nannte Garmatz ganz militärisch den Führer Rodewald nur noch „Herr Rittmeister" und redete in der dritten Person, wenn er ihn ansprach, und die anderen gewöhnten es sich auch an.

„Der preußische Militarismus in der Kunkelschneiz," stellte Schmitz vergnügt fest. „Na, Kinder, das müßten die Jakobiner in Porto Seguro erfahren! Da schreien sie wieder los: ‚Die deutsche Gefahr!' — Aber laßt sie, Jungens. Das alte deutsche Herz sollen sie uns nicht nehmen, wir bleiben die Alten! Was?"

„Ja, aber grau genug sind Sie auch als geworden," rief Fritz Steffen.

Auch Rodewald hatte es längst gesehen, daß das Haar des Freundes vollkommen ergraut war.

„Ich will dir wünschen, Fritz Steffen, daß du billiger zu deinem grauen Dach gekommen bist als ich," erwiderte Schmitz einfach, aber Rodewald sah, wie sich eine scharfe Furche um die Mundwinkel des Freundes grub. Er mußte viel und schwer gelitten haben, dieser Julius Schmitz.

Nun redeten sie eifrig vom Ritt gen S. Nicolau, und Hanna, die ihnen den duftenden Kaffee und den Berg schönen Kuchens auf den Tisch brachte, hörte mit Herzklopfen, wie Rodewald ihnen seinen Plan erklärte. Und der vermied den blutigen Zusammenstoß mit den Fanatikern durchaus nicht.

„Wir gehen unterdes auf den Rodewaldhof, Hanna," rief ihr Jakob Scherer in der Begeisterung zu, „daß du es weißt. Und wir wollen Ihnen das Haus gut hüten, Herr Rodewald."

Hanna sagte nichts dazu.

Aber Rodewald erhob sich und ging mit ihr zum Tanz.

Als sie aus der heißen Stube gingen, wo die Paare in gedrängter Fülle schleiften, fragte sie ihn schlicht: „Warum gehen Sie von hier, Georg?"

Er sah auf den Boden und erwiderte kurz: „Es muß sein, Hanna. Ich halte es nicht mehr aus. Und mache mir den Abschied nicht schwer, Hanna!"

„Gewiß nicht, Georg. Sie sind Herr Ihres Willens."

Rodewald tanzte nicht mehr, und die Mütter der Schneiz stellten das mit Raunen und Tuscheln hinter den Kaffeekannen und Kuchenbergen fest.

„Paßt auf," weissagte Male Lüning mit Sicherheit, „er bringt sich eine Frau mit für den Rodewaldhof. Oder er kommt überhaupt nicht wieder."

Damit war das Kapitel Rodewald und Hanna Scherer für diesen Tag abgetan. Die Karten kamen auf den Tisch für die Alten. Die Mütter sahen zu, wie die Paare tanzten, und manche neue Hochzeit wurde prophezeit. Die Musik war fleißig, alt und jung genoß die Freuden der echten Pikadenhochzeit, und Julius Schmitz hänselte Herrn Heinrich Honigmann, daß die Bauern ihre Freude daran hatten. Doch Honigmann diente einigen Spöttern. Denn er erinnerte an gewisse Steine, die sich in den Schmalzblechen gefunden hatten, an feuchten Tabak, der auf der Wage schwerer zog, an Schwanzbohnen, die man ihm angedreht hatte, als er noch grün in der Kunkelschneiz war, und der wortreiche, schlagfertige Mann machte seinen Kunden klar, daß es für sie ein großes Glück sei, daß Heinrich Honigmann ihnen für die höchsten Preise ihren Tabak und ihr Schmalz abkaufe. Und die Konkurrenz in Sant' Izabel brauche er nicht zu fürchten. Dafür sei er Heinrich Honigmann. —

* * *

Der Tag des Ausrittes war gekommen. Vor der Venda von Karl Böttcher hielt Georg Rodewald mit Fritz Wächter zu Pferde. Jakob Scherer und Böttcher standen horchend auf der obersten Stufe der Treppe.

Musik kam deutlich die Kunkelschneiz herauf.

„Sie sind schon bei Trarbach," stellte Fritz Wächter fest, der gleich seinem Herrn feldmäßig ausgerüstet war. Der gerollte Poncho war auf die Garupa des Sattels gebunden, der Säbel hing an der Linken, die Pistole stak im Gürtel, das Messer in lederner Scheide daneben, und das Gewehr war am Riemen über die Schulter geworfen. Der breite Schlapphut schützte gegen Sonne und Regen, und an den Hacken der Reitstiefel blinkten die scharfen Radsporen.

Schmitz und Garmatz ritten an der Spitze der Freiwilligen, und als die Reiter über die Hirschbachbrücke trabten, gab Garmatz seinem Gaul die Sporen, sprengte vor Rodewald und meldete militärisch: „Fünfzig Mann Freiwillige zur Stelle."

Auf den Gruß Rodewalds spritzte er zurück, kommandierte wie ein echter alter Ulanenwachtmeister Halt! und Eingeschwenkt! und Abgesessen!

Noch einen letzten Trunk gab es bei Böttcher. Dann nahm Rodewald selbst das Kommando, und seine Stimme schmetterte scharf und hell, daß es durch die Pikadenreiter wie ein Ruck ging. Garmatz aber funkelten die Augen über dem gewichsten, eisengrauen Schnurrbart, und er sah Böttcher stolz an, als wollte er sagen: „Was habe ich gesagt? Er hat Murr in den Knochen! Ja, es geht nichts über die echte Kavallerie, und du bist ein Schlappstiebel, Karl Böttcher, daß du hinter deiner Tonbank bleibst!"

Die Musik setzte ein. Der Hohenfriedberger erklang. Neugierig drängte sich die Pikadenjugend am Wege, und mancher Gruß wurde gewinkt.

„Sehr schön, Ferdinand!" lobte Rodewald, als der Marsch zu Ende war.

Der Rodewaldhof lag ein Stück weit vor ihnen.

„Jetzt noch eins zum Abschied, Fernando!" rief Schmitz. „Du weißt schon."

Der Musikmeister gab einen kurzen Befehl und hob das blanke Piston.

Die Rosen blühen im Tale
Soldaten ziehen ins Feld — —

Die Reiter stimmten ein. Sie kannten das alte Landstraßenlied alle.

Hanna stand am Tor und winkte Abschied. Jakob Scherer lenkte sein Pferd zum Tor.

„Auf Wiedersehen!" rief er. Aber der Gruß ging unter im Liede der Reiter.

Ade nun, mein Liebchen, du feine,
Ja, ja, so feine,
Von Herzen gefallest du mir.

Rodewald senkte die blanke Klinge zum letzten Gruß. Er sah, wie Hanna mit gepreßten Lippen lächelte, und in ihren Veilchenaugen blinkte es.

Sie stand und winkte allen zu, bis sie vorüber waren. Dann wandte sie sich langsam und ging ins Haus, das nun ihr Heim sein sollte. Und das Herz war ihr schwer von verborgenem Leid und verhaltenen Tränen.

Aus der Ferne kam der letzte Gruß, halb verwehte Musik.

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand vor der Tür.
Gott grüß dich, mein Liebchen so feine,
Von Herzen gefallest du mir.

Aber sie sang nicht mit. Sie stand am offenen Fenster und lauschte. Da brach die Musik ab.

„Kehr' wieder, Georg!" sagte sie leise. „Kehr' wieder, Georg!"

XI.

Auf der Estancia Estrella hatte Rodewald mit seinen Reitern Quartier bezogen.

„Ihr seid mir lieber als die Helden des Oberst Vieira," erklärte Schmitz. „Seht nur, wie die Wallensteiner hier gehaust haben! Sie schieben natürlich alles auf den Santo und die Fanatiker, wenn ich ihnen ihre Sünden vorhalte. Nur gut, daß der alte Herr Eusebio diese Greuel nicht mehr gesehen hat!"

Der Herrensitz der Familie Menezes war freilich übel zugerichtet. Was nicht niet- und nagelfest gewesen, war von Fanatikern und Soldaten weggeschleppt. Mit Säbelhieben und Kolbenstößen hatte rohe Wut den schönen Flügel in Splitter geschlagen, weil sie ihn nicht mitnehmen konnte. Die zerrissenen Saiten hingen aus dem zerbrochenen Palisanderholz, die Tasten waren herausgezogen und zerhackt. Der große Spiegel war zerschlagen, die Platte des Marmortisches weggerissen, die seidenbespannten Möbel zerfetzt und beschmutzt. Die große Halle starrte vor Unrat. In den Fensterrahmen hingen nur noch Fetzen der Bleiverglasung. Zerwühlte Haufen dürren Grases lagen auf den besudelten Dielen, eine leere Schnapstonne stand als Tisch dazwischen. Die alten schweren Bänke und der Eßtisch waren zerhackt und verfeuert. Rauchgeschwärzt starrten die Wände trostlos auf die schmutzige Verwüstung.

Nur das Muttergottesbild mit dem Weihwasserkessel war verschont geblieben und sah klagend auf Unflat, Pfützen, Asche und Schmutz.

„Also, zuerst mal Großreinemachen, Jungens," ordnete Garmatz an, und vom Ziehbrunnen auf dem Hofe wurde Wasser hereingeschleppt. Seine Flut schwemmte die Dielen ab, nachdem die Grashaufen hinausgeschoben und draußen verbrannt waren. Die Trümmer der Möbel wanderten gleichfalls hinaus und dienten zum Abkochen.

Ganz kriegsmäßig lagerten die Deutschen und hielten scharfen Ausguck nach den Fanatikern. Diese waren tags zuvor in der Richtung auf Tres Vendas vorgestoßen und hatten eine Feldwache der Infanterie aufgehoben. Acht Soldaten waren niedergeschossen, zwei als Gefangene in die Trümmer verschleppt; der Rest war entkommen und hatte das eigene Bataillon in schwere Entrüstung gebracht. Selbst Major Febronio Brito gab zu, daß „diese verdammte Trödelei und schändliche Lässigkeit der Artillerie" an allen Verlusten schuld sei.

Die Batterie lag immer noch zwischen Cachorro Morto und Sant' Anna, die Kanoniere hockten an den Feuern und brieten gutes und billiges Ochsenfleisch am Spieß, ließen die Cuya kreisen und hatten es durchaus nicht eilig,

nach S. Nicolau zu kommen. Angeblich mangelte es noch an der nötigen Bespannung für die Geschütze, und als genügend Maultiere gestellt waren, fehlte es an Zündern für die Granaten, die angeblich vergessen waren.

Oberst Vieira schickte entrüstete Telegramme nach Porto Seguro, aber der Herr Batteriechef lachte, wenn er davon zu hören bekam. Mochte dieser Oberst Vieira die Milzsucht kriegen! Die Batterie lag einstweilen ganz gut auf dem Kamp, und solange der Spießbraten nicht ausging, gelüstete es die Kanoniere und ihre farbigen Schönen, die ihnen aus der Garnison gefolgt waren, durchaus nicht nach den Fanatikern.

„Wenn es auf die Artillerie ankommt, liegen wir übers Jahr auch noch hier," schimpfte Hauptmann Chachá, als Rodewald ihn im Lager besuchte. „So war es auch vor Canudos. Aber die Herren mit dem höchsten Gehalt haben es nie eilig, und weil einer dem anderen die Lorbeeren nicht gönnt, rührt er sich nicht vom Fleck. Nun, ich hoffe, General Belisario wird nun endlich selbst dieses üble Kirchspiel hier inspizieren und mit einem Donnerwetter dazwischenfahren. Übrigens, einen rechten Galgenvogel sind wir gestern losgeworden, den lieben Olympio dos Santos. Sie wissen, er hat in Porto Seguro durch seine Liederlichkeit das Unglück angerichtet. Die Fanatiker haben ihn mitgeschleppt. Ich möchte in seiner Haut nicht stecken. Caramba!"

Auch Schmitz schauderte, als er sich das Schicksal des gefangenen Olympio ausmalte. Der Santo war besonders grausam gegen Soldaten, welche auf Marsch oder Wache überrascht wurden. Man erzählte ausgesuchte Stücke von Quälerei. —

Der Soldat Olympio dos Santos lebte allerdings in marternder Ungewißheit, seitdem man ihn im Lasso gefangen und mit gefesselten Händen in die Trümmer von S. Nicolau getrieben hatte. Mancher brennende Hieb von ledergeflochtener Peitsche war ihm über den Rücken gesaust, aber man hatte sein Leben geschont.

Er berief sich auf seinen Freund Candoca, der doch ein Freund des Santo gewesen.

„Den haben die Geier längst gefressen," erwiderte ihm ein Fanatiker und beschrieb ausführlich, wie man unter der Figueira das Gerippe gefunden.

„Die Geier machen saubere Arbeit, und die Ameisen erst recht."

Olympio stöhnte auf. Hier gab es nicht Gnade noch Barmherzigkeit. Seine letzte Hoffnung ging darauf, das weiße Tuch zu nehmen und den Fanatiker zu spielen. Hatte ihm Candoca nicht gesagt, daß mancher Gaucho es so gemacht habe?

Aber seine Schergen gingen nicht auf seine Fragen ein. Der Santo werde ihm schon sagen, was für ihn recht sei. —

So langten die Fanatiker mit ihrem Fang vor den Trümmern an und lieferten die beiden Soldaten ab.

Sie wurden vor Deodoro Muniz geführt, der sie eingehend verhörte. Sie sagten bereitwillig aus, und Olympio log noch kräftig dazu. Das Militär habe große Furcht vor den tapferen Fanatikern und wolle nicht gegen sie vorgehen. Sein Kamerad schalt ihn in unbedachter Wut einen verlogenen Hund, worauf Deodoro den erbosten Mann kurzerhand an die Wand stellen und erschießen ließ.

Die Schüsse hallten im Gemäuer wider, und Weiber kamen angestürzt, um zu sehen, warum geschossen sei. Neugierig blieben sie in gemessenem Abstand von Deodoro, der Olympio weiter ausfrug. Unruhig und verstohlen schielte der Gefangene nach den Weibern hinüber. Plötzlich zuckte er zusammen und fuhr mit der Hand nach dem Halse, als werde ihm die Kehle zugeschnürt.

Er stierte mit hervortretenden Augen auf ein stattliches, üppiges Weib, das in rotem, seidenem Gewand, Goldketten um die Handgelenke und um den Hals, zu den neugierigen Mädchen und Frauen getreten war. Sie bemerkte den jähen Schreck des Gefangenen und faßte ihn schärfer ins Auge.

Sie stürmte wild auf Deodoro Muniz zu: „Den Schurken laß mir, Deodoro! Diesen blutigen Mörder schenke mir, Freund!"

Unwillkürlich hob Olympio die Hände, als er das Weib dicht vor sich hatte.

„Dona Lolita!“ keuchte er.

„Du kennst diesen Menschen, Lola?“ fragte Deodoro ruhig.

„Ich kenne ihn. Er ist ein Mörder und Räuber. Er ist schlimmer, als Candoca war. Schenke ihn mir, den Teufel!“

Ihre verschwommenen Züge wurden gierig und wild, ihre Augen blitzten. Sie preßte beide Hände gegen den wogenden Busen, ballte dann die Fäuste und sprang auf den entsetzten Olympio zu, schlug ihm ins Gesicht, daß er taumelte, und schrie ihn an: „Ein fröhliches Wiedersehen, mein Galgenvogel, nicht wahr? Hahaha! Aber du bist ein guter Junge gewesen. Hast mir den girrenden Tauber Candoca ans Fenster geschickt. — Dafür will ich dich besonders ehren und belohnen, Olympio. Hahaha! Wir könnten dich bis an den Hals in die Erde graben und dich den Ameisen überlassen. Oder wir reiten mit dir ein bißchen spazieren, immer Galopp, und dich schleifen wir dabei am Lasso. — Wo hast du dein Gewehr, Olympio? Hast du es wieder nicht gesichert? Hast du es wieder fallen lassen? — Du bist ein Pechvogel, Olympio. Warum mußt du gerade mir begegnen? — Aber sei lustig, guter Freund, ich bin ja die schöne Lola, die es mit den Männern gut meint. Hahaha! Nicht wahr?“

Deodoro Muniz hatte ärgerlich zugesehen. Ihm, dem finsteren Schwärmer, wurde diese wahnsinnige Wut des blonden Weibes zu arg.

„Bringt diesen Olympio in sicheres Gewahrsam! Ich werde mit dem Santo sprechen.“

„Du mußt ihn mir schenken, Deodoro!“ gellte die kreischende Stimme Lolas. „Ich will ihn haben, den Teufel. Und ich will ihn selbst braten am offenen Feuer! Er gehört mir, der blutige Mörder!“

Die Männer mußten sich zwischen Lola und den Gefangenen werfen, denn die Dirne hatte ein Messer erwischt und ging auf den Schlotternden los.

„Nimm Vernunft an, Lola!“ warnte Deodoro. „Der Santo wird sprechen.“

Man warf Olympio in einen Raum, dessen dicke Quadern jede Flucht verhinderten. Ein Fensterchen, mit festen

Eisenstäben vergittert, ging auf den Hof, auf dem der Brunnen in der Schale plätscherte, Steinplatten vom Moos befreit waren und mit dem umlaufenden Kreuzgang Raum für den Santo und seine Umgebung bot.

Durch das vergitterte Loch konnte Olympio alles beobachten, was auf dem Hofe geschah.

Männer lagen faul im Schatten des Kreuzganges und dehnten die müden Glieder. Das waren die Späher und Posten, die heimgekommen waren. Andere saßen vor den Gewehren, rauchten und redeten leise miteinander. Weiber hockten auf der anderen Seite des Hofes mit Spinnwirtel und Spule auf den verwitterten Treppenstufen, arbeiteten, flüsterten, kicherten und lachten. Das waren die „Jungfrauen", braune und gelbe Mädchen.

„Wie sie wild war, die Lola!" hörte Olympio ein Mädchen sagen. „Sie hätte ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, wenn Deodoro nicht gewesen wäre."

„Ja, Rafaela, und wenn sie den Santo bittet, wird er ihr den Mann schenken. Dann wehe ihm! Sie ist der Teufel, wenn sie wütend wird."

„Aber er soll ihr den Fremden nicht schenken! Ist er ein Mörder, so sollen ihn die Männer richten. Ich will es dem Santo sagen."

„Er wird nicht auf dich hören, Rafaela."

„Hat er nicht auf mich gehört, als ich ihn bat, Candoca zur Hölle zu schicken, den verruchten Mörder? Haben ihn die Gauchos nicht unter der Figueira mit gefesselten Händen und der Schlinge um den Hals aufs blanke Pferd gesetzt? José hatte es mir geschworen, daß sie so an ihm tun würden. Und Luciano braucht nicht mehr nach dem Mörder Hilarios zu suchen. Aber Lola soll ihre Hände nicht an den Fremden legen! Ich will es nicht."

Olympio hatte jedes Wort mit zitternden Knien und jagendem Herzen vernommen. Candoca zu Tode gequält, er selbst in den Händen des Santo — o Hölle, Teufel und Flamme! Der Kamerad, der vor seinen Augen erschossen war, hatte das bessere Los gezogen.

Olympio verließ den Horchposten am Gitter nicht. Aber kein Wort mehr wurde von den Mädchen gesprochen.

Langsam sank die Sonne über die Kante des westlichen Kreuzganges. Ob sie für Olympio dos Santos wieder aufgehen würde? —

Eine dumpfe Ermattung beschlich den Gefangenen. Er sank in den Winkel, schlang die Hände um die Knie und verfiel trotz quälenden Durstes in den bleiernen Schlaf der überspannten Nerven und erschlafften Glieder.

Olympio sah nicht, wie der Santo aus seinem Raume trat, gefolgt von Lola und Deodoro Muniz. Er hörte nicht die ärgerliche Stimme: „Es hat Zeit bis morgen. Der Geist wird offenbaren, was geschehen soll."

Ein Surren und Murmeln von vielen Stimmen erfüllte den Hof und kroch über das Dach des Kreuzganges zu den gigantischen Mauern, deren Kanten und Zacken sich scharf gegen den klaren Himmel abhoben. In satten roten und goldenen Tönen flammte das Firmament.

Die Männer griffen zu den Gewehren und warteten auf das Zeichen des Santo. Der stand in sich gekehrt, als bete er. Dann öffnete er die Augen und hob die Rechte.

Schüsse knallten, und rauhe Stimmen schrien: „Viva José Maria!"

Der Widerhall kam von den Mauerwänden und erhöhte das Donnern und Rollen.

Entsetzt fuhr Olympio aus seinem Schlummer. Er starrte in die blitzenden Schüsse. Durch die Gitterstäbe schwebte der Pulverqualm in schweren Schwaden.

Auf den Fliesen des Hofes schwangen rasende Männer ihre Waffen und ließen den schaurigen Kampfruf immer wieder anschwellen und auflodern, bis sie selbst Verzückten und Wahnsinnigen glichen. Und diese Schreie wilder Schwärmerei, voll Gier nach Blut und Mord, ließen Olympio das Mark in den Knochen gefrieren vor Entsetzen. Sie verwirrten ihm selbst den Kopf und ließen das Gehirn wirbeln, bis er gellende Laute des Grauens ausstieß.

Immer wieder die krachenden Schüsse und das wilde Geschrei! Rannten die Kameraden Sturm gegen das feste Lager der Fanatiker? Wogte draußen der wütende Kampf?

Aber der Santo stand noch immer regungslos mitten unter den Rasenden. Um ihn die emporgestoßenen Fäuste,

die hochgeschwungenen Waffen, die blitzenden Schüsse, das gellende Geschrei und sinnverwirrende Toben. Er selbst starr und regungslos, als weile er in einer anderen Welt, fern von seinen Rotten.

Endlich hob er die Hand. Die Schüsse wurden seltener. Die Schreie wurden schwächer, verhallten und erstarben. Die Gewehre wurden zusammengesetzt, in den Kreuzgang gestellt, an die Wände gelehnt.

Der Mond ging auf und bestrahlte mit sanftem Silberglanz das wüste Treiben auf den Höfen der Mission. Er malte scharfe Schlagschatten auf die Steinfliesen und tauchte die Dächer des Kreuzganges, die zerklüfteten Wände der zerfallenen Kathedrale, das wuchernde Gesträuch, die starren Kakteen, die Schäfte der Aloe, die blaustarren Blätter der Agave zwischen den Steinblöcken in einen magischen Glanz. Eulen strichen durch die Räume, Fledermäuse schwangen sich um die Turmquadern.

Mehrere Feuer wurden angefacht, und ihr roter Glast malte blutige Streifen auf Wände, Blöcke und Fliesen. Weiber trugen den Fanatikern das Nachtmahl zu, die Gruppen der Speisenden saßen beglänzt von flackerndem Feuerschein und mildem Mondlicht. Um Olympio kümmerte sich keiner.

Wollten sie ihn verhungern lassen?

Er rüttelte an den Stäben und pochte gegen die Planken der Pforte. Der Hunger peinigte ihn, und der Durst hatte seinen Gaumen ausgedörrt. Eine lechzende Gier erfüllte und durchflammte ihn. Niemand achtete auf seine Rufe. Erschöpft sank er zusammen, den Tod des Verschmachtens vor Augen.

Der Santo nahm seine Mahlzeiten allein ein. Eine der „Jungfrauen" bediente ihn. Selbst die alte Cyrina durfte den Raum nicht betreten, solange der Santo speiste.

Eine junge Cabocla kam mit der Schüssel für den Santo durch den Kreuzgang. Sie sog lüstern den Duft gebratener Rebhühner ein. Plötzlich trat Lola aus dem Schatten und sprach freundlich: „Gib her, Manuela! Ich will dem Herrn das Essen auftragen. Er hat es befohlen."

„Wie du willst, Lola."

Das junge Ding fürchtete die jähzornige Blonde, die besonders bösartig wurde, wenn sie von dem süßen Wein getrunken hatte, den der Santo liebte. Manuela sah, daß die Augen der Blonden blitzten und ihre Lippen rubinrot waren. Der Atem des üppigen Weibes verriet den Wein.

Lola stieß die Pforte zum Gemach des Santo auf. Eine Öllampe hing von dem steinernen Gewölbe herab und verbreitete einen milden Glanz. Lola setzte die Schüssel auf den Tisch, auf dem silbernes Besteck blinkte.

Der Santo lag auf seinem Lager und richtete sich langsam auf, als er Lola erkannte. Sie schloß die Pforte und trat an den Tisch.

„Was willst du, Lola?" fragte er finster.

„Ich will dir aufwarten als deine Dienerin. Komm, Herr, iß und sei guter Dinge."

„Du lügst, Weib. Du kommst wie die Tochter der Herodias. Du willst das Haupt des Gefangenen."

Er stand auf und setzte sich auf den Schemel am Tisch. Lola stand ihm gegenüber.

„Du sagst die Wahrheit, Herr. Gib mir den blutigen Mörder, damit ich meinen Schwur erfülle! Candoca ist zur Hölle gefahren. Warum soll dieser Olympio ihm nicht folgen?"

Der Santo aß. Lola nahm eine silberne Kanne und goß in einen getriebenen Becher roten Wein. Sie reichte ihm den Trunk und sagte aufreizend: „Was hast du mir geschworen, Cypriano, als ich in jener Nacht zu Estrella deine heißen Wünsche erfüllte? ‚Fordere, und ich will es dir geben!' Und heute wehrst du gerechtem Gericht?"

Der Santo trank und setzte den Becher ab. Er sah sie finster an. „Der Geist hält gerechtes Gericht, und auf ihn sollen die Männer hören. Nicht auf den wilden Haß eines rachgierigen Weibes. Morgen werden wir wissen, was der Geist befohlen hat."

Sie ergriff seinen Becher und stürzte den schweren Wein hinab. Dann raunte sie ihm hastig und mit flammenden Augen zu: „So soll der Geist auch offenbaren, warum ich nicht mit Candoca geritten bin, warum der Heilige mir goldene Spangen und Ketten und Ringe vom Raube der

Männer schenkte, warum er mich über die Weiber und Jungfrauen setzte, daß sie mir dienen als Mägde! Der Geist soll offenbaren, daß der Heilige brünstiger als ein Hengst und goldgieriger als ein Wucherer ist. Ich will vor deine Männer treten und ihnen ins Gesicht schreien, daß ihr Heiliger ein Gaukler ist!"

Sie stieß die letzten Worte wild heraus. Der Santo wurde blaß, und tückisch hob er die dunklen Augen. Das scharfe Messer in seiner Hand stand plötzlich fest wie eine Dolchklinge.

Aber die Lider der Schwärmeraugen senkten sich wieder, die blitzende Klinge löste ein Stück des Geflügels, und spöttisch kam die Antwort: „Geh schlafen, Lola! Der Wein spricht aus dir."

Er goß neuen Wein in seinen blanken Becher und trank ruhig.

Lola stand stumm. Eine namenlose Wut rieselte ihr durch das erhitzte Blut. Glitt ihr die Macht über diesen Mann, der stöhnend vor brünstigem Verlangen zu ihren Füßen gelegen hatte, aus den Händen? War er ihrer überdrüssig? Reizten ihn die jungen, knospenden Brüste der kleinen Mädchen mehr als ihre üppige Fülle?

Ein irrer Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Sie wollte erproben, ob er ihrer satt sei.

Langsam löste sie die aufgesteckten Flechten ihres Haares, daß sie schwer herabfielen wie goldene Schlangen. Ihre Finger, an denen kostbare Ringe die Steine blitzen ließen, lockerten die Strähnen, daß das Haar wie ein sanftglänzender Mantel über ihre Schultern lang herabfiel.

Der Santo sah auf und lächelte überlegen: „Die Tochter der Herodias rüstet sich zum Tanz?"

Sie zog die rote Seidenjacke von den Schultern und Armen, daß diese voll und weiß im sanften Licht schimmerten. Wie matter Perlenglanz.

„Laß mich noch einmal aus deinem Becher trinken!" schmeichelte sie leise.

Er lächelte wieder und reichte ihr den Wein. Sie schlürfte ihn und sandte über den Rand des Trinkgeschirres einen verlangenden Blick nach ihm. Der Spott wich aus

seinem Lächeln. Lola sah, wie seine Augen glänzend und verlangend loderten.

„Du bist meiner überdrüssig, Cypriano. Gestehe es nur! So will ich nackt hinausgehen unter deine Männer und fragen, wer Lola zum Weibe will!"

„Bist du toll?"

Mit einem Ruck löste sie den Gürtel und ließ das Gewand auf den Boden gleiten. Nur ein durchsichtiges, weißes Hemd barg ihre Reize noch.

„Lola, du bist toll!"

Er starrte auf die üppigen Formen ihres Busens, auf die Arme, an denen die goldenen Ketten funkelten und die sich nun langsam zu den Schultern hoben. Sie löste die Schleifen, und langsam sank die letzte Hülle.

„So gehe ich hinaus und frage: Wer will Lola zum Weibe? Wer will Lola, die der Heilige verstieß, weil er sie betrog mit glatten Worten und sie verjagte, als sie von ihm forderte, daß er seinen Schwur halte? — Ich gehe, Cypriano."

Sie tat einen Schritt zur Seite, als wollte sie die Tür öffnen.

Da stand er neben ihr und packte sie bei den Schultern.

„Lieber will ich dich tot als in den Klauen eines der Kerle sehen, die nach dir gieren. Lola!"

Sie wehrte sich und drängte zur Tür.

Da umschlang er sie und hob sie mit starken Armen, trug sie durch das Gemach und warf sie auf sein Lager.

Zitternd vor Gier kniete er vor ihr und stieß in Verzückung hervor, was die brennende Sinnenlust ihm eingab.

„Du bist schön, meine Freundin, deine Augen sind wie Taubenaugen — wie schön sind deine Brüste, lieblicher denn Wein, und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würze — du bist schön, meine Freundin, und kein Fleckchen ist an dir — deine Lippen sind eine rosenfarbene Schnur und deine Zähne wie Elfenbein — deine Wangen sind wie Hälften des Granatapfels, wie Purpurrosen —"

„Du lügst, Cypriano! Lasse mich! Ich will dich nicht," sträubte sich die nackte Dirne und strebte auf.

Er zwang sie mit eisernen Armen nieder und rief laut in verzückungsvoller Brunst: „Du bist wie ein Lustgarten voller Granatäpfel und edler Früchte, du raubst mir das Herz durch einen Blick deiner Augen und durch ein Kettchen an deinem Halse, deine Liebkosungen sind köstlicher denn Wein und der Duft deines Leibes wie der Hauch der Zedern auf Libanon — die Wölbungen deiner Hüften wie kostbares Werk von Künstlerhänden, dein Nabel wie eine runde Schale, der es nicht mangelt an Würzwein, dein Leib schimmernd wie Marmorstein, mit Lilien umkränzt — deine Brüste sind schwellend wie reife Trauben —"

Da umschlang sie seinen Nacken wild und riß ihn an sich, und er warf sich über sie, als müsse er sie vernichten vor sinnloser Liebeswut. —

Taghell lag der Mondschein über dem Lager der Schwärmer. Tausend goldene Sterne waren in den dunklen Mantel der Nacht gestickt. Grillen zirpten im Grase der verwilderten Gärten. Träumend standen die Pferde, und der Grauschimmel hatte nicht acht auf den blutsaugenden Vampyr, der ihm mit leisem, fächelndem Flügelschlag am Halse saß. Glühkäfer schillerten durch das Rankenwerk und gleißten in gaukelnden Kreisen um das Glanzlaub der Orangenwildnis, um die lichtumfluteten Grasdächer der Hütten. Balsamischer Hauch wiegte die stillen, großen Nachtfalter.

Eine Nacht des Friedens und wonnevoller Ruhe.

Aber bei den Schwärmern saß statt des Friedens die Mordgier am Feuer, statt der Ruhe die ahnungsschwere Unrast, die in wilder Sinnenlust austoben muß, weil sie von fern das feine, markdurchbebende Geräusch vernimmt, das schrille Wetzen, das auch durch wüstes Geschrei und tollen Taumel dringt, den schrecklichen Laut, den der Knochenmann der Schneide seiner Sense entlockt, wenn er ihre Schärfe prüft.

Der Tod hockte grinsend auf den Mauern, hoch oben bei den Geiern, welche die nackten Hälse unter die schwarzen Schwingen gesteckt hatten.

Der Tod sah hinab auf das wilde Treiben auf dem Hofe und in den Kreuzgängen und nickte grinsend, wenn

die Klänge der Gaitas und der dumpfe Laut der Gitarren, die alten Tanzlieder des Kamps zu ihm herauf drangen, wenn Männer und Weiber einander im Fandango suchten und mieden, haschten und neckten, lockten und fanden mit brennendem Blut. Er winkte den Zechern zu, die aus geraubten Kelchen und Kristallgläsern, aus Korbflaschen und Blechtöpfen, aus Krügen und Ochsenhörnern den roten Wein und den süßlichen Schnaps in die Gurgeln rinnen ließen und den Weibern schlimme Witze zuriefen. „Saude!" lachte er höhnisch. „Morgen schenke ich euch ein. Zum Wohl, meine Lieben!"

Der Tod lauerte im Gemäuer, und niemand wollte ihn sehen. Nur einer fand ihn mit schreckensweiten Augen, er sah ihn neben den Zechern am Feuer und zwischen den Paaren des Tanzes: Olympio dos Santos.

Er sah, wie der Santo mit Lola heraustrat in das wüste Treiben. Er sah, wie die Dirne, nur ein weißes, leichtes Gewand um die Schultern, im wallenden Goldmantel ihres gelösten Haares sich im Tanze wiegte und drehte, wie sie den Wein durch die Kehle rinnen ließ, wie sie in die Hände klatschte und die Tänzer anfeuerte. Aber er hörte nicht, wie sie höhnisch Deodoro Muniz anrief: „Der Gefangene gehört mir, mit diesen meinen Händen will ich ihn erwürgen!"

Aber Rafaela vernahm die blutgierigen Worte der Trunkenen, und der Haß blitzte wieder jählings auf in dem braunen Mädchen. Der Haß und die Eifersucht des leidenschaftlichen Naturmenschen.

Rafaela hatte an der Tür des Santo gelauscht. Sie hatte die wilden Worte verzückter Liebesgier vernommen. Sie wußte, daß diese verworfene, blonde Dirne den Santo nun fester als je in ihren Händen hielt.

Und Lola verbarg den Stolz auf diese Macht nicht mehr. Sie befahl, und alles gehorchte.

Als Deodoro Muniz, der Gefürchtete, die Weiber auf die Schlafmatten jagen und die Männer von den Korbflaschen und Bechern scheuchen wollte, als er drohend an den Kampf der kommenden Tage mahnte, fauchte Lola ihn an: „Was willst du, Griesgram? Was sagst du,

Isegrim? Ich will, daß sie lustig sind! Schenkt ein, Mädchen! Spielt auf! Lustig, bis der Morgenstern am Himmel steht! Schlafen könnt ihr, wenn ihr tot seid. Und die alten, schnatternden Gänseriche soll der Fuchs fressen!"

Der Santo, betäubt und erschlafft vom übermäßigen Genuß, wehrte der Schamlosen nicht. Mißmutig suchte Deodoro Muniz sein Lager in der Hütte des alten Severo, aber auf dem Wege suchte er die Wachen ab. Sie waren munter und mieden den Wein. Denn Deodoro bedrohte sie schwer.

Rafaela saß auf den Stufen des Kreuzganges und sah in das wüste Treiben.

„Auf, Rafaela! Was sitzest du wie ein schlafendes Huhn auf der Stange? Lustig, Dirnchen!"

Lola stand neben ihr und stieß sie mit dem Fuß in die Hüfte.

Rafaela erhob sich. „Ich mag nicht tanzen, Lola. Laß mich!"

„Du magst nicht? So trinke! Hier, der Wein ist süß und gut. Er wird dir das träge Blut wecken. Da, trink!"

Der Becher stand vor Rafaelas Lippen. Sie wich zurück. „Ich mag nicht. Laß mich, Lola!"

„Was, du böses Kätzchen, du magst nicht?!"

Die Trunkene schleuderte dem Mädchen den Becher ins Gesicht, daß der Wein über Wangen, Kinn und Hals auf die braunen Brüste lief. Klirrend fiel der Becher auf die Fliesen.

Rafaela stieß einen schrillen Wutschrei aus, glitt ans Feuer, duckte sich, sprang wieder zurück wie eine Katze und stieß nach der trunkenen Dirne.

Der Santo riß Lola beiseite. Aber ein feiner Blutstreifen rieselte von der nackten Schulter Lolas. Männerfäuste hielten die wutzitternde Rafaela und entwanden ihr die Klinge.

„Bringt sie in die Hütte Cyrinas!" befahl der Santo. Rafaela ward weggezerrt. Aber sie rief schwere Drohungen zurück.

Starr vor Schreck stand Lola und sah furchtsam auf, als das Blut in die leichte Hülle gräßliche Flecken malte. Der kalte Tod war dicht an ihr vorbeigestreift.

Sie wankte vor Angst und rief: „Helft, Mädchen! — Und ich will nichts mehr hören von eurem schamlosen Lärm, ihr Banditen alle! Geht zur Ruhe!“

Die Männer murrten. Der Santo drohte ihnen. Der Tanz brach ab. Die Weiber schlichen zu ihren Lagerstätten. Verstohlen folgten ihnen weinheiße Männer, und mancher stieß hervor: „Warum hat Rafaela nicht besser getroffen?“ —

Der Mond war längst untergegangen. Tiefer Schatten des Mauerwerkes lag auf der Stelle, wo das Gewahrsam Olympios auf den Hof ging.

Tiefe Stille breitete ihre Schwingen. Die Wachen hatten sich in den Kreuzgang gestreckt. Mochten die Posten draußen die Augen offen halten!

Ein Weib glitt wie ein Schatten vorsichtig an die Gitterstäbe und warf einen Stein hindurch. Olympio fuhr auf und preßte sein Gesicht gegen die Eisenstangen. Mit fiebernden Augen durchbohrte er das Dunkel.

„Nimm!“ flüsterte eine Stimme und schob einen kleinen Krug durch die Stäbe. Der Gefangene umklammerte das kühle Tongefäß und führte es an die lechzenden Lippen. Gierig trank er das Wasser.

„Wenn die Sonne aufgeht, werden sie dich herausführen. Der Santo hat dich dem schlimmen Weibe in die Hand gegeben. Nimm dies!“

Ein Lederriemen, zum Anpflöcken der Pferde gebräuchlich, glitt durch die Stäbe und fiel auf den Boden.

Der Schatten huschte davon.

Olympio setzte den Krug auf die Steine und griff den Lederstrick. Ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder. Der Tod grüßte ihn.

* * *

Ein strahlender Morgen segnete den Kamp.

Die Schüsse und Schreie der Fanatiker versündigten sich an ihm. Aber der Himmel lächelte darüber.

Bleich und übernächtig trat Lola unter die Männer, als diese die Gewehre ablegten. In den Augen der Dirne flackerte es unstet und wild.

„Holt den gefangenen Soldaten!“ befahl sie.

Die Fanatiker sahen den Santo an. Er hob die Hand zum Zeichen des Befehls.

Man drängte sich im Schwarm zur Pforte des Gewahrsams. Ein Schauspiel voller Blut und Grauen stand in Sicht. Die Bestie in ihnen reckte sich auf.

Rufe der Enttäuschung kamen von der geöffneten Pforte. Die Männer standen verwirrt.

„Was gibt's? Bringt ihn her!" kam der schneidende Ruf Lolas.

„Er ist tot. Er hat sich erhängt."

Lola ballte die Hände und schüttelte die Fäuste. „Ihr lügt!"

„Sieh selbst!" Man schleppte den Leichnam aus dem Kerker und legte ihn in die Sonne. Olympio dos Santos war der Rache Lolas entflohen.

„Sucht den, der den Strick hineinwarf!" kreischte sie. „Ich will ihm tun, was Olympio gebührte!"

„Laß das, Lola. Meine Leute haben Wichtigeres zu tun," wehrte ihr der Santo. „Habt acht auf den Feind! Der Geist sagt, daß die Tage da sind, da wir mit dem Schwerte gegen die Söhne Moabs und Ammons stehen müssen. Habt acht auf den Feind!" —

Scharfe Blicke spähten den Kamp ab. Von ihrem Lugaus am Turmgemäuer hielt auch Rafaela täglich Ausschau. Sie sah, wie die Streifen des Militärs und der Gauchos von S. Nicolau, von Tres Vendas, von Estrella her die Fanatiker einkreisten und zurücktrieben. Sie sah die Plänkeleien, fliehende Schwärmer, blitzende Schüsse, hörte wildes Geschrei in der Ferne und erblickte endlich einen langen Zug, der von Südosten her über den Kamp rückte. Fuhrwerk, Reiter, seltsames Gerät standen deutlich am Sehkreis.

Rafaela wußte diesen Zug nicht zu deuten. Karreten waren es nicht. Aber Räder unter schmalen Balken erkannte sie.

Doch es waren keine Holzbalken. Es waren die Rohre der anrückenden Batterie.

Meldereiter standen schon vor dem Santo, als Rafaela kam.

„Die Artillerie rückt an!"

Unruhe wogte durch das Lager der Fanatiker.

„Sie werden das Gemäuer in Stücke schießen, und die Steine werden uns begraben," raunte und flüsterte es. Aber niemand verriet offen seine Furcht. Der Santo und Deodoro Muniz musterte jeden mit unheilvollem Gesicht. Flammende Reden hielt der Santo. Er stachelte noch einmal den glaubenstollen Mut der Seinen.

„Der Geist spricht: Ich habe sie in eure Hände gegeben. Laßt sie ihre Wagenburg um euch schlagen, die feste Burg Zion wird nicht in die Hände der Moabiter fallen! Laßt sie stürmen und rennen mit Zähneknirschen und Wut, die Burg der Heiligen wird nicht fallen in die Hände der Sünder! Der Geist spricht es!"

„Viva José Maria!" antwortete Deodoro Muniz.

„Viva José Maria!" donnerte es durch die Reihen.

* * *

In seinem Gemach saß der Santo. Er wußte, daß der kommende Tag den Sturm der Feinde bringen würde.

Sollte er untätig liegen und warten, bis die Granaten heulend heransausten? Bis sie todbringend in den Schwarm der Seinen krachten und blutige Breschen rissen?

Ein verschwiegener Gedanke keimte in ihm. Wenn er mit Lola flöhe?

Als ob der Versucher in seinem Herzen lese, trat Lola gerade in dieser Minute ins Gemach des Santo.

Sie setzte sich zu ihm auf die Kante des Lagers. Bleich und verwirrten Geistes suchte sie Hilfe bei ihm vor dem Verderben.

„Laß uns fliehen, Cypriano, ehe es zu spät ist!"

Er hob das undurchdringliche, bleiche Gesicht. „Laß Deodoro das Wort hören, und deine Zunge wird nicht mehr stechen! Deine Zunge ist eine giftige Viper."

Aber sie drängte weiter. Hatte er nicht Gold und edles Gestein und kostbaren Schmuck genug verborgen? Sollte das alles im Feuer, Blut und Asche bleiben? Was wollten seine Fanatiker mit ihren Gewehren und Messern gegen die Geschütze der Truppen?

„Brich aus von hier, solange es Zeit ist! Schlagt euch durch und bezieht ein neues Lager!"

„Der Geist wird uns eingeben, was wir tun sollen. Laß mich allein, Lola!"

„Der Geist soll sprechen? Torheit, Cypriano! Du bist es, der den Geist reden läßt. Es ist keine Zeit mehr für Gaukeleien! Nimm deine Schätze und flieh! Laß dem Feinde das leere Nest!"

Plötzlich besann sie sich. „Laß Rafaela rufen!"

„Warum?"

„Laß sie rufen! Sie weiß, wo das Geld des ermordeten Hilario versteckt ist. Sie hat es mir gesagt."

Der Blick des Santo flirrte. Er wußte, daß Hilario viel Geld bei sich geführt hatte, als er erschossen wurde. Die Guajaca des Toten war leer gewesen. Wenn Rafaela das Versteck wußte —

Die Habgier berückte ihn trotz der drohenden Gefahr. Lola beobachtete ihn. Fand er das Geld, so würde er um so eher an die Flucht denken.

„Bringe Rafaela her!"

Lola ging und führte das Mädchen herein. Mißtrauisch flogen die Augen der Cabocla über den Santo und seine Dirne. Hatten sie ausgespürt, daß sie Olympio den Strick zugesteckt hatte? Wollten sie ihr dafür ans Leben?

Ein unsäglicher Haß blitzte in ihr auf. Warum hatte sie diese feiste Dirne nicht besser getroffen? Und diesem Heuchler, diesem Buhler Cypriano, diesem Lüstling, der willenlos dem feilen Weibe gehorchte, würde sie mit Wonne das Messer in die Rippen stoßen!

„Du kannst jetzt gutmachen, was du in der Nacht gesündigt hast," begann Lola lauernd. „Ich habe dir verziehen. Nun bekenne, wo das Geld verborgen ist, das Candoca dem ermordeten Hilario Menezes abnahm! Du hast mir bekannt, daß du es weißt."

„Sende dieses Weib hinaus, Herr," erwiderte Rafaela, „und ich will es dir sagen."

„Ich soll mich hinausschicken lassen von diesem dummen Ding?" zischte Lola giftig. „Ich weiche nicht!"

Rafaela blieb fest.

„Nur dir, Herr, werde ich sagen, wo das Geld Hilarios zu finden ist."

Die Habgier des Santo wuchs. „Geh hinaus, Lola! Ich will es."

Unwillig verließ die Dirne den Raum. Rafaela sprach leise: „Niemand soll es aus meinem Munde erfahren, habe ich gelobt. Aber sei um Mitternacht, wenn das Sternbild des Kreuzes wieder sinkt, an der Pforte, wo das große Heiligenbild im Gesträuch liegt. Ich will dich dann an den Ort führen. Du wirst das Geld Hilarios und mehr als das finden. Nimm es, wenn es dir gefällig ist! Um Mitternacht, Herr! Aber verrate niemandem davon!" Sie deutete auf die Tür.

Der Santo kannte die Cabocla. Sie log nicht.

„Um Mitternacht, Rafaela. An der Pforte."

* * *

Strenger Befehl des Santo wurde im Lager kund: kein Weib sollte sich aus der Hütte rühren, wenn der Abend sank. Kein Mann sollte seinen Posten oder sein Lager verlassen. Von den Jungfrauen weilte nur Rafaela bei ihm. Sie sollte erforschen, was der Geist befehle.

Vor Lolas Tür saß Deodoro Muniz. Mit Mühe hatte er die Tobende beruhigt.

„Sobald du deine Schwelle vor Tagesanbruch überschreitest, Lola, hast du deinen letzten Schritt getan!"

Der finstere Deodoro war der Mann, sein Wort zu halten. —

Rafaela kannte jeden Steg im Gemäuer und Gebüsch. Der Santo staunte über die Sicherheit, mit der sie ihn führte.

„Dort hat Candoca gelegen," flüsterte sie, „dort unter dem Baum."

Im Schatten des großen Säulenstumpfes zündete er ein Talglicht für die kleine Laterne an. Rafaela horchte, ob wachsame Ohren das Geräusch in den Dornen vernehmen möchten, als der Santo die Ranken mit scharfen Hieben kappte.

Nichts regte sich. Der Balken wurde sichtbar. Rafaela hob die Laterne. Der Eingang des Schachtes gähnte.

„Hier ist das Geld verborgen, Herr," raunte sie, „es kann nicht zu tief sein. Vielleicht in einem Gange, der in den Schacht mündet. Candoca blieb nicht lange aus."

Der Santo schlang den Lasso um den Balken und setzte sich rittlings darauf. Er steckte die Laterne an den Gurt. Dann packte er den Lederriemen mit beiden Fäusten und ließ sich vorsichtig abgleiten.

Schwach erhellte der Lichtschein die Wände des Schachtes. Straff gespannt war der Lasso. Wilden Auges sah das Mädchen dem Manne nach, den es jetzt ebenso haßte, wie es ihm einst ergeben war.

Das Messer stand in ihrer kleinen Faust. Im Mondlicht, das durch die Zweige brach, blinkte die Klinge.

Ein scharfer Schnitt und noch einer, ein Aufschrei aus dem Schacht, zwei Herzschläge zählte Rafaela mit verzerrter Miene, dann kam der dumpfe Aufschlag.

Schaurige Stille. Kein Lichtschein, kein Schrei, kein Stöhnen. Sie schnitt die Schlinge des Lasso vom Balken, ließ sie in die Tiefe fallen und warf das Messer nach.

Sie lauschte noch einmal. Nichts kam herauf.

Sie kroch zurück bis unter den Baum, lag still und horchte wieder. Nichts regte sich. Niemand kam. Da schlich sie davon wie eine Katze.

Unbemerkt erreichte sie das Gemach des Santo und legte sich nieder. —

Am anderen Morgen stand sie im Schwarm wild-erregter Männer.

„Der Santo ist entflohen!"

Sie wußte nichts. Sie hatte sich auf sein Geheiß niedergelegt. Als der Tag erwachte, war sie allein.

„Er ist entflohen! Er hat uns verraten!"

Lola rief es. Aber Deodoro Muniz hob das Gewehr, daß sie gerade in die Mündung sehen mußte.

„Noch einmal dieses Wort, Lola, und es ist dein letztes gewesen!"

Da wich sie furchtsam und hielt sich zu Rafaela. Sie fürchtete die anderen. —

Das Lager der Fanatiker war nun wie ein Bienenstock, dessen Volk schwärmen will.

Wo war der Santo?

Man suchte das Lager ab. Niemand stieß auf den verborgenen Schacht.

„Er ist vom Geist entrückt worden," erklärte Deodoro Muniz strenge. „Er wird wiederkommen, wenn es rechte Zeit ist. Bis dahin gehorcht meiner Stimme!"

„Viva Deodoro Muniz!" schrie alles, und die Schüsse krachten.

* * *

Der Tod erhob sich von seinem Sitz auf dem Gemäuer von S. Nicolau und hob den Knochenfinger. —

Der erste Schuß der Batterie zuckte aus dem Rohr. Falkenaugen auf dem Gemäuer sahen die kurze Stichflamme und das weiße Wölkchen. Die Granate heulte über den Kamp, schlug ein, zerkrachte — der Rancho des Chico Bobo wurde zerrissen wie ein Termitenbau. Rauch wallte in grauschwarzen Schwaden um die zerfetzten Balken und Sparren. Die knackenden Lehmwände stürzten brennend auf zerrissene Pferdekadaver und stöhnende Männer in gräßlichen Blutlachen.

Von den bösen Geistern des Entsetzens gepeitscht, rasen die Fanatiker von ihrem letzten Außenposten dem bergenden Wall der Trümmer zu.

Maschinengewehre hämmern ihr grausames, hartes Tak! Tak! Der bleierne Hagel fegt den Schwarm der Reiter zusammen zu greulichem Knäuel von stürzenden Männern und schlagenden Pferdehufen. Die spärlichen Reiter, die sich westwärts auf den Kamp retten wollen, fallen unter den sicheren Büchsenschüssen der Deutschen, die den Weg nach Tres Vendas verlegt haben.

Von den Ranchos an der Orangenwildnis vor den Trümmern braust es heran wie pfeifender Minuano, der den Kamp fegt. Die wilde Jagd des Eisenbeißers Deodoro. Die Garde der Fanatiker. Weiße Tücher um braune Nacken. Wilde Schreie aus wütenden Kehlen. Tollkühn werfen sie sich auf die feuernde Batterie. Das gräßliche Heulen der Granaten, das Donnern der Rohre soll gestopft werden!

„Viva José Maria! Viva Deodoro Muniz!"

Salvenfeuer der Infanterie faßt die Wilden in der Flanke. Die Mantelgeschosse der Comblaingewehre fegen in dichten Schwaden, prasseln wie Regenschauer, die der Sturm schleudert.

Sie gehen meist zu hoch. Die Infanterie schießt schlecht.

„Viva José Maria!"

Deodoro stößt den Schlachtruf aus. Er jagt auf das erste Geschütz zu.

Da kommt das schmetternde Kommando: „Fogo!"

Heulend fegt die Schrapnelladung in den Reiterschwarm. Feuergarben reißen schreckliche Blutbreschen. Mit der Regelmäßigkeit eines grausamen Uhrwerkes kommen die Donnerschläge, die Feuergarben, die Todesschloßen. Immer wieder das schreckliche „Fogo!" Immer wieder der unheimliche Schlag, das Knirschen, Krachen, Stürzen, das gellende Wutgeschrei, das entsetzliche Röcheln. —

Blutige Fetzen von Pferden und Menschen. Der sonnenheiße Kampboden trinkt das rinnende Blut, an dürren Grasbüscheln klebt verspritztes Gehirn.

Deodoro Muniz stürzt, schlägt mit dem Kopf gegen einen Termitenhügel, die Faust um den Kolbenhals geklammert. In der Lunge sticht und brennt es.

Er reißt sich mit Riesenwillen hoch. Wild treten die Augen aus den Höhlen. Die Lippen öffnen sich.

„Viva —"

Schreckliches Gurgeln erstickt den Schrei. Das Blut springt in dickem Strahl aus den Lippen. Tot schlägt Deodoro gegen den bröckelnden, harten Lehmbau. —

Blutend, rot von wirbelndem Kampstaub, ohne Hut, ohne Waffen reißt das Häuflein sich heraus aus dem Wirrsal von blutigen Fleischfetzen und Eingeweiden, aus der Hölle von Flüchen, Stöhnen und Heulen.

Die Pferde brauchen den Sporenstoß nicht mehr. Sie schnellen in wahnsinniger Flucht zurück. Pfeifend räumt die sichere Büchsenkugel der Deutschen manchen Sattel.

„Der Kamp ist sauber!" stellt Georg Rodewald fest.

Er steht mit dem Krimstecher an den Augen neben Garmatz. Das scharfe Glas sucht die Trümmer der Mission ab. Wollen die wilden Schwärmer sich unter stürzenden Blöcken,

in Blut, Brand und Rauch ersticken lassen wie Hornissen, denen die Dynamitpatrone in das Erdloch geworfen wird?

Die Artillerie rückt näher heran und geht wieder in Stellung.

Die nächste Granate saust schon in die Ranchos vor den Steinquadern der Kathedrale. Der Rauch wirbelt. Flammen fressen gierig die dürren Grasdächer und sengen die grüne Baumwildnis. Menschengewimmel drängt sich auf die hohen Mauern, an die Reste des Turmes. Weiber. Schrill kommen ihre verzweifelten Schreie durch das Donnern der Gewehre unten.

Hinter dem Steinwall blitzt es unaufhörlich. Die Schwärmer feuern, ohne scharf zu zielen. Die Verzweiflung schießt. Der Knall der Läufe soll die innere Not betäuben.

Warum ist der Santo geflohen?

Eine Granate schlägt in den Hof. Die Splitter sausen in die Kreuzgänge. Schreckliches Weibergeschrei gellt auf. Über die Stufen des Kreuzganges schlägt eine blonde Dirne rücklings auf die blutbespritzten Fliesen. Der Granatsplitter riß die Fliehende, ehe sie die Pforte zum Lustgemach des Santo erreichen konnte. Sickerndes Blut färbt das goldene Haar aus schrecklicher Wunde.

Warum floh der Santo?

Im Kerker des Gehängten drängen sich todgeängstete Mädchen. Die „Jungfrauen" wimmern und kriechen in die dunklen Ecken des feuchten Loches. Schwere Quadern lösen sich oben auf der Wand und am Turm der Kathedrale. Sie schlagen, wie von Cyklopenfäusten geschleudert, donnernd durch die Dächer des Kreuzganges, zerschmettern die Pfeiler mit sausendem Krach; auf den Steinfliesen des Hofes blitzen, schlagen, krachen, splittern Granaten und wühlen schreckliche Gruben. Schrill kommt das Geschrei der Mädchen aus ihrem Loch.

Wühlt der Tod ihnen das Grab?

Warum floh der Santo?

Das blonde Weib ist nicht mehr zu sehen. Blutige Fetzen des weißen Leibes, verklebte Strähnen des goldenen Haares schleudern die Granatstücke gegen die bebenden Wände.

Der Brand knistert und loht. Eine ungeheure Rauchsäule wallt zum Himmel und folgt den aufgeschreckten Geiern, die vor den heulenden Granaten hochauf in den blauen Äther stoben, über dem wilden Ringen und schrecklichen Morden der Menschen schweigend ihre Kreise zogen und mit scharfen Lichtern die Toten zählten, die röchelnden, blutenden Menschen, die zerrissenen, schlagenden Pferde. Die Geier werden gute Tage haben.

Brand und Qualm jagen die Schwärmer aus den Schlupfwinkeln. Die gelbe Cyrina stürzt fluchend und kreischend aus dem festen Gemach des Santo. Sie stößt schrille Schreie der Verzweiflung aus, als sie den blutigen Greuel des Hofes vor Augen hat. Sie rast den Gang zur Kathedrale entlang, durch das Hirn des Weibes zucken phantastische Bilder, die toten Padres werden das Heiligtum schützen, sie ruft laut die heilige Jungfrau an, sie wirft sich vor ein altes Heiligenbild, dessen steinerne Augen unbewegt in die Wildnis der Dornen und des Struppwerks, in die Not und die Verzweiflung der Menschen glotzen.

Ein Donnerschlag zerreißt das Gemäuer. Quadern, Gebüsch, Wurzeln, Erde prasseln herab. Ein schwerer Stein schlägt die Alte tot.

Ein braunes Mädchen liegt besinnungslos auf dem abgestürzten Wust. Rafaela.

* * *

Die Artillerie hat ihr Werk getan. Das Lager der Fanatiker ist sturmreif gemacht. Hornsignale schmettern: die Infanterie pflanzt das Seitengewehr auf. Voran die Offiziere mit geschwungener Klinge. Die Rothosen stürmen über die Asche der Ranchos, zwischen rauchenden Trümmern, durch versengte Wildnis vor. Vereinzelte Schüsse blitzten ihnen entgegen. Mit wilder Wut werden die Schützen aus den Quadern, den Bäumen, dem Rankenwerk gestöbert, mit Bajonett und Messer erledigt.

Die „Jungfrauen" schreien aus ihrem Versteck in schrecklicher Not. Fanatikerweiber fallen in die Hände der verwilderten Miliz. Gellende Schreie und wütendes Raufen, Gewalttat und gelöschte Begierde. Vergebens ist das

Fluchen der Offiziere. Die erbitterten Sieger vergelten den Fanatikern und ihrer Brut nach dem Gesetz der Rache, des Kamps. —

Am Verhau ein letztes, verzweifeltes Ringen. Die Fanatiker, eingekreist wie eine Koppel wilder Pferde, die sich gegen lechzende Wölfe wehren, kämpfen um das Letzte. Sie jagen Schuß um Schuß aus den Kleinkalibern, die sie dem Militär auf früheren Zügen geraubt haben. Die braunen Laufmäntel werden glühend heiß. Mancher Stürmer im Lederkäppi stürzt noch zwischen dem Gestrüpp der Wildnis.

Noch einmal: „Viva José Maria!" — Deodoro Muniz ist tot.

Die letzten Fanatiker stürzen aus den brennenden Trümmern, dem stickenden Qualm, den Kugeln des Militärs heraus auf den Kamp. Auf Tres Vendas halten sie zu. Auf sattellosen Pferden, zu Fuß in rasendem Lauf, die Gewehre in der Faust, stürmen sie im Knäuel dem Kreuzweg zu, wo das schwarze Mordmal für Hilario Menezes ragt.

Georg Rodewald liegt dort mit seinen Schützen. Er soll den Durchbruch verhüten.

„Ergebt euch!" schreit er den Rennenden entgegen.

Die Fanatiker stutzen. Ein wildes Geheul ist ihre Antwort. Ihre Schüsse krachen gegen den Unerschrockenen.

„Feuer!" kommt sein Befehl. Kurz und scharf. Kurz und scharf knallt die Salve und fegt der Hagel in den Haufen der Wahnsinnigen.

Sie stolpern, stürzen, überschlagen sich, rasen irrsinnig zurück, in die Bajonette des Militärs. Hinter ihnen brechen die Deutschen aus der Deckung.

„Hurra!"

Die letzten Kugeln der Fanatiker pfeifen. Eine von ihnen ist für Georg Rodewald bestimmt. Er wankt. Er läßt den geschwungenen Säbel fallen und stürzt ins Knie. Keiner achtet auf ihn. Nur einer, Fritz Wächter, sieht zurück. Aber die Stürmenden reißen ihn mit sich. Vorwärts!

Lanzenreiter folgen. Rotweiß flaggen die Fähnlein an den Stahlröhren mit der todbringenden Spitze. Ein Signal schmettert. „Zur Attacke die Lanzen gefällt!" Mit

eingelegter Lanze jagen die Reiter in den fliehenden Rest der Fanatiker. —

Der Tod setzte die Sense ab und hüllte sich wieder in seinen schwarzen Mantel.

Den Menschen erschien dieser wie dunkler Rauch, der die brennenden Trümmer hüllte.

Die Schwärmerei von S. Nicolau war erstickt. Die Sieger rückten ins Lager.

Den Santo hatte niemand gefunden.

Eine halbirre, junge Cabocla brachten die Deutschen mit sich nach Estrella. Sie hatten das Mädchen der rohen Gewalt schwarzer Infanteristen entrissen.

Das braune Geschöpf erkannte den schwarzen Luciano. Sie eilte auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Der Santo sucht das Geld Hilarios, Luciano."

Sie kicherte und freute sich hämisch.

„Laß ihn suchen, Luciano. Aus meinem Munde soll niemand erfahren, wo es versteckt ist. Auch Lola nicht, die schamlose Dirne."

Der Neger sah sie mitleidig an. Dann führte er die Besudelte, Zerrissene, Hirnverwirrte in seine Hütte.

Die Enkelin des toten Pepe Caraya sollte nicht obdachlos auf dem Kamp Hilarios sein.

* * *

Die Nachricht vom Sturm auf das Lager der Fanatiker loderte wie ein Freudenfeuer durchs Land. General Belisario sandte lange Siegestelegramme nach Porto Seguro. Vor S. Nicolau wurde eine feierliche Heerschau der Truppen gehalten. Ein großes Siegesfest folgte.

Serraner erzählten am Hirschbach, was sie gesehen hatten. Der Brand war erstickt, der Santo verschwunden, ohne Zweifel in den Trümmern umgekommen.

„Eines Tages wird er wieder auftauchen," meinte Karl Böttcher, denn er war ein Zweifler. —

Ferdinand Kath hielt Wort. Er ritt mit seinen Bläsern den heimkehrenden deutschen Schützen entgegen.

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand vor der Tür — —

Jakob Scherer und Lise Dorn standen am Tor des Rodewaldhofes. Hanna blieb ein wenig zurück. Sie wartete an der Tür des Hauses auf dem breiten Treppenstein.

Sie hörte die ersehnten Klänge des Liedes und konnte doch nicht froh werden.

Sie kamen zurück, die Tapferen, und Rodewald führte sie. Dort, am Tor, wo der Großvater den Hut schwenkte, mußte er aus dem Sattel steigen. Und sie hatte einen Strauß zum Willkommen bereitgestellt. Einen großen, bunten Strauß aus dem Garten des Rodewaldhofes.

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit — —"

Wie ernst die alte Marschweise klang! Hatte Rodewald nicht erzählt, daß sie das alte Lied sangen, wenn sie einen Kameraden zu Grabe trugen?

Die Musik kam näher. Am Tor hielten die Reiter ernst und still. Wachtmeister Garmatz sprach zum Großvater. Dann ritt der Zug vom Tor ab, talwärts. Die Kunkelschneiz wartete. Vom Hirschbach kamen Böllerschüsse und Raketengeknatter.

„— — Ihn hat es fortgerissen.
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir."

Fritz Wächter, brauner und sonnenverbrannter als je, führte seinen Falben am Zügel auf den Hof.

„Ich bin wieder da, Hanna!" rief er.

„Willkommen, Fritz Wächter!"

„Aber Herr Rodewald kommt nicht wieder," sagte Jakob Scherer traurig und trat zu Hanna.

„Er ist gefallen," setzte Fritz Wächter hinzu.

Hanna erbleichte bis in die Lippen. Der Alte wollte ihr ein gutes Wort sagen. Aber sie schritt wie eine Schlafwandelnde ins Haus.

Vor dem Tisch, auf dem der schöne, duftende Strauß stand, brach sie auf einem Stuhl zusammen. Sie legte die Stirn auf die gefalteten Hände und schluchzte herzbrechend.

„Georg! — O Georg!"

Jakob Scherer trat leise hinter sie. Er hörte den Namen des Toten. Er sah die Herzensnot der Enkelin. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

„Armes Kind! Arme Hanna!“ tröstete er.

Die alte Lise Dorn sah ihm neugierig über die Schulter. Da wurde der Schererjakob zornig.

„Hier ist nichts zu gaffen, Lise! Schere dich in deine Küche und sieh zu, daß die Bohnen nicht anbrennen!“

Sie schob sich mißmutig hinaus, und er schloß grob die Tür hinter ihr zu.

Aber Lise Dorn rieb sich heimlich die Hände. Das war etwas für einige Wörtlein an der Kirchentür am Sonntag!

* * *

„Da hätte ich Sie freilich lange suchen können, Rodewald,“ sagte Schmitz und umarmte den Freund, der in dem Rancho des Carreteiro Bonifacio weit hinter Tres Vendas seit zwei Wochen lag.

Artilleristen hatten den Verwundeten aufgelesen und bei der Batterie behalten, bis sie abrückte nach Cachorro Morto zu,

Der braune Bonifacio und seine Lucia hatten die Vorschriften des Militärarztes nach Kräften befolgt, den Fiebernden gepflegt und seine Wunde sauber verbunden. Und Lucia hatte noch Mittel gewußt, die in keinem Lehrbuch der Medizin standen, und sie hatten sichtlich geholfen. Den Heiligen sei Dank!

So war der fremde Cavalheiro außer Gefahr, hatte nach seinen Freunden nach Estrella gefragt, und Bonifacio hatte sich sogleich dahin auf den Weg gemacht.

„Ihre Freunde aus der Kunkelschneiz sind nun längst daheim und werden für Sie wohl in der Kirche einen Kranz mit einem Flor aufgehängt haben. Jeder glaubte Sie tot, und alles Suchen war vergeblich. Fritz Wächter hatte Sie stürzen sehen. Nun, Gott sei Dank, daß wir die Freudenbotschaft nachsenden dürfen.“

Julius Schmitz ließ es sich nicht nehmen, den Freund nach Estrella zu holen und sofort einen zuverlässigen Mann über S. Nicolau und durch die Serra auf den Rodewaldhof zu schicken.

„Sobald ich reiten kann, folge ich nach,“ fügte Rodewald den Aufträgen Schmitz' an den Boten zu. —

Wie einen Bruder pflegte Schmitz den Freund. Rafaela bediente ihn schweigend, und der schwarze Luciano sah zu ihm auf wie zu einem Heiligen. Hatte dieser Fremde nicht auch den schrecklichen Santo und die Fanatiker geschlagen? Und wie sie alle um ihn getrauert hatten, die Deutschen!

In den Tagen auf Estrella wurden die beiden deutschen Freunde wirkliche Brüder, und einer erschloß dem anderen sein Herz. Wie zwei Wanderer, die am Ziel des Weges oder am Kreuzweg auf die lange Strecke zurückblicken und zum Abschied Wahrheit sprechen. Als Brüder nahmen sie Abschied voneinander mit ernstem, deutschem Manneswort.

Schmitz sah mit humorverklärter Entsagung in die Zukunft.

„Ich bin nun einmal ein Pechvogel, Georg. Habe ich irgendwo ein warmes Nest gefunden, so rüttelt der Sturm es aus den Zweigen oder ein dummer Junge stößt es aus. Vielleicht ist wirklich der urgermanische Wandertrieb ein bißchen dabei im Spiel. Doktor Felsch wußte dazu einige Anmerkungen zu machen."

Mit Freude und Wehmut gedachten sie der fröhlichen Tage an Bord der „Tijuca". Frederico und Regina standen vor ihrer Seele. Auf die beiden Gräber legte treues Gedenken grüne Kränze nieder.

„Weißt du noch, Georg, wie sie alle auf mich losfuhren, als ich vom Lasso seltsame Worte unkte? Nun, der weise Mann gleicht stets dem Raben unter Nachtigallen und Finken. Keiner will den Lasso sehen, der hinter ihm geschwungen wird. Hinter dir jagte der Tod, der dürre Knochenmann. Sei froh, daß du ihm entronnen bist, wie du einem anderen Lasso entgingst, der dir mit der Schlinge die Kehle zuschnüren wollte! Es gibt bösere Reiter als den Tod, die mit der Wurfschlinge hinter dem Menschen jagen. Der schlimmste Feind des Menschen ist das eigene heiße Blut, ihm kann niemand entrinnen. Denke an Frederico! Und doch redet die uralte Stimme des Blutes oft genug untrügliche Wahrheit. Aber nicht jeder will sie hören.

Das Blut zwingt den Menschen auf den Weg, den ihm das Schicksal bestimmt hat. Durch die Friedhofspforte zu Porto Seguro mußten Frederico und Regina auf diesem

Wege gehen, weil sie beide die wahre Stimme des Blutes überhörten, als sie warnte. Und doch gehört Blut zu Blut. Du verstehst mich, Georg. Und ich ahne, daß Jolita Dahlmann die Witwenkleider nicht immer tragen wird.

Das Blut hat sie und Frederico belogen, als sie einander fanden. Blut gehört zu Blut. Ich will nicht erstaunt sein, wenn eines Tages Pedro Cabral die Witwe Fredericos an den Altar führt und seinen Stuhl im Hause Menezes & Dahlmann einnimmt. Hierzulande ist alles möglich. Lola ist tot, das Opfer ihres zügellosen Blutes, Candoca, ist tot, Olympio ist tot, wer will noch zeugen gegen Pedro Cabral? Er wird wiederkommen nach Porto Seguro, und Iria Dahlmann wird vergessen, daß sie deutschen Blutes sein sollte, sie wird willig zuhören, wenn Jolita und Pedro als liebende Eltern sie lehren, daß sie eine Tochter des Landes und nicht des toten Gringo sein muß.

Um mich kümmere dich nicht! Ich bin der Ahasverus Brasiliensis, eine neue Spezies des ewigen Juden. Ich werde hier und in Porto Seguro noch das Inventar des Erbes aufstellen und dann dem Hause Menezes & Dahlmann Valet sagen. Es möchte mir darin zuviel spuken. Mag Pedro Cabral meinen Stuhl einnehmen. Er ist gegen jeden Spuk gefeit.

Aber den Lasso nehme ich mit, in dem der Schurke Candoca gebaumelt hat. Luciano hat ihn mir geschenkt. Diese Schlinge der Gerechtigkeit werde ich an die Wand hängen, wo immer ich ein neues Dach über dem Kopfe haben werde. Zur Warnung und zum Troste. Diesen Lasso hier."

Er langte den gerollten Lasso von der Wand der Halle. Es war gute, feste Gauchoarbeit. Ohne Schaudern ließ er den Riemen durch die Hände gleiten.

„Man sollte nicht meinen, Georg, daß ein so rohes Ding soviel gute Gedanken auslösen könnte! Aber ich will nicht wieder vom Lasso unken. Für jeden ist er gedreht. Wer ihn nicht sehen will, wird die Schlinge fühlen, wenn es zu spät zur Flucht ist."

Der Neger Luciano rollte den Lasso wieder auf und hängte ihn an die Wand.

„Und ich will dir noch eins zum Abschied sagen, Georg. Blut will zu Blut. Du hast mir dein Herz geöffnet. Hanna ist klug und verständig. Ihr Kopf war stärker als ihr Blut, das heiße, verlangende Blut. Sie wird nun um dich viel gelitten haben, und ihr Blut wird den klugen Kopf verklagen in bösen Stunden.

Bleibe im Lande, Georg! Es ist nun in Wahrheit dein Vaterland geworden. Hat es nicht dein Blut getrunken? Durch dein Blut ist es geweiht für dich, zur neuen, wahren Heimat für dich und dein Geschlecht. Und wenn Hanna dir begegnet, dann vergiß, was an Groll und Bitterkeit dich von ihr trieb! Wie stark muß die Liebe dieses einfachen Mädchens zu dir gewesen sein! Du wirst sie wiedersehen, Georg, du wirst eine andere finden, als du verließest. Und wenn dich dann das Blut treibt, so denke an mein Wort: Blut will zu Blut! Und ich weiß: du, der Edelmann aus altem Geschlecht, und sie, das Bauernkind, ihr seid dennoch eines Stammes, und er soll in dem Neuland, das du dir erkoresst und mit deinem Blute weihtest, zweigen, blühen und Früchte tragen bis in die fernste Zeit.

Das wollte ich dir eigentlich auf deiner Hochzeit sagen, Georg. Aber ihr werdet sie ohne mich feiern müssen auf dem Rodewaldhof. Und wenn du Hanna in der Kammer den Myrtenkranz abnimmst, dann küsse sie für mich und sage ihr: Die Kluft ist ausgefüllt, die Brücke ist darübergeschlagen, läßt einer dir sagen, Hanna, den das Leben mancherlei Wege geführt hat und noch führen wird.

Und nun lebe wohl, Georg! Keine Sentimentalitäten! Sie passen nicht für einen alten Vaqueano des Lebens. Aber auf dem Rodewaldhofe will ich noch einmal ankehren und fröhlich an eurem Tische sitzen. Glückauf, Georg, und grüße mir Hanna!“ —

* * *

Mit Serranern war Georg Rodewald von S. Nicolau gereist. Unwetter und Regen hatten den Ungeduldigen vor geschwollenen Bächen und auf grundlosen Maultierstegen länger festgehalten, als das ungestüme Herz dulden mochte.

Hanna wartete auf ihn. Sein Blut sagte es ihm. Und je näher sie den waldigen Bergen des oberen Rio da Vacca kamen, desto unaufhaltsamer drängte Rodewald den Führer der Tropa. Am liebsten wäre er die Nächte hindurchgeritten, aber die Stege waren schlecht und gefährlich, und nur die Geduld des Tropeiro war ihnen gewachsen.

Eine letzte Regennacht hatten sie unter dem Zelt gehockt, frierend und mißmutig. Die Tiere waren abgesattelt und rupften das Gras und Laub am Wege. Der Tropeiro gedachte den Tag hier zu verbringen. Aber Georg sattelte seinen Braunen trotz triefender Mähne und stieg in den Sattel.

„Wirst daheim Stall und Futter finden, Brauner," tröstete er das Pferd, das den regenfeuchten Kopf am Arm des Herrn rieb und leise wieherte, als verstehe es ihn.

Der Braune war knochig und hager geworden. Das Kampgras und der schlechte Weg behagten ihm nicht. Der Mais und das Grünfutter am Rio da Vacca waren besser.

„Auf Wiedersehen, Januario! Und reitet bei mir an! Schönen Dank fürs Geleit! Adeus!" grüßte Rodewald die Weggefährten und trabte an. Das Wasser in den Stapfen des bösen Weges spritzte, und der Sattelgurt war bald mit Lehm bedeckt.

„Schadet nichts, Brauner. Daheim werden wir hübsch warm und trocken werden. Und Hanna wird dir Zuckerrohr geben und schöne Mohrrüben, daß du glatt wirst, und Fritz Wächter soll die Maiskolben für dich nicht zählen. Fritz Wächter ist ein Esel gewesen, Brauner! Mußte er Hanna so erschrecken? Aber wir wollen sie froh machen. Hoppla! Das war ein Dreckloch, wie man in der Kunkelschneiz sagt. Aber nur durch, Brauner! Hanna wartet." —

Der Sonntagmorgen hatte die Sonne wieder gebracht. Frisch und blank vom Regen stand nun die Pflanzung. Der junge Mais mit seinen tiefgrünen Blättern wisperte leise im Morgenhauch, die Tabakpflanzen reckten sich, und der Maniok streckte die gefingerten Blätter an roten Stielen. Die Bohnen blühten, und summende Bienen erzählten ihnen von den Dingen, die auf dem Rodewaldhof zugingen.

Tag um Tag schnitt Hanna einen frischen Strauß im Garten. Sie schonte weder Rosen noch Jasmin noch den Drei-Marienstock. Die Bienen wußten es genau, und sie brummten darüber. Und das schwarze Kleid hatte Hanna abgelegt und ging wieder schmuck und blank und hatte Glanz in den Augen. Und eine Biene, die weiter als die anderen sich auf den Wegen umhertrieb, summte dazwischen, daß der Reiter nicht mehr weit vom Rodewaldhof sei. Und die Anús, die langgeschwänzten, blauschwarzen Gesellen an ihrem Nest, bestätigten es mit lautem Krächzen.

Die Papageien hatten es ihnen erzählt, die Grünröcke, die weit über die Berge zogen und stahlen, wo sie konnten.

„Und da reitet der Schererjakob mit Lise Dorn zur Kirche," gackerten die Langschwänze an ihrem Nest in den Dornen, „er weiß nicht, daß der Reiter auf dem Wege ist. Er darf nicht dabei sein, wenn Hanna dem Reiter ihren Strauß gibt." Und sie lachten schadenfroh.

„Seht, Fritz Wächter trabt auch den Weg dahin," mischte sich Meister Specht ein, ein echter Pikadenphilister im grauen Rock und schwarzen Käppchen. „Er sagt, er will zur Kirche und reitet doch nach Dona Josefa, weil Lene Fröhlich den Herd heute hütet, während die Alten zur Kirche sind. O Jugend, o Torheit!"

„Bem te vi! Bem te vi!" pfiff ein kleiner Vogel vom Tor des Rodewaldhofes, als der Braune mit seinem Reiter antrabte. „Ich habe dich längst gesehen!"

Die Sonne lachte über den Rodewaldhof, schnurrend putzte die grauweiße Katze sich auf der Schwelle.

Schmuck im dunklen Hauskleid, die weiße Schürze vorgebunden, trat Hanna heraus und lugte nach dem Weg. Eine seltsame Unruhe litt sie nicht am Herde, wo der Sonntagsbraten brotzelte.

Mit leisem Tadel hatte der Großvater sie angehört, als sie erklärte: „Reitet ohne mich zur Kirche! Der liebe Gott ist auch hier bei mir. Und sieh, wie schön die Sonne kommt!"

Kaum waren ihre Leute aus dem Tor, als sie flugs in den Garten eilte und den Strauß schnitt. Jeden Tag band sie ihn.

Mit liebenden Händen ordnete sie die Blumen im Glase. Frisch und duftend sollten sie sein. Frisch wie — — —. Hanna errötete.

Das Gattertor am Hofeingang klappte. Hanna sah aus dem Fenster.

Ein Reiter kam herein, bespritzt und lehmbeschmutzt waren Pferd und Stiefel, Gurt und Poncho.

„O da casa! Holla!“ kam die Stimme des Mannes.

Das Herz stand Hanna still. Dann eilte sie an die Haustür und trat hinaus auf die Steinfliesen.

Einen schönen Willkommengruß wollte sie dem Manne sagen, der den Poncho zurückschlug und aus dem Sattel sprang.

Aber sie kam nicht zu Worte. Er riß sie an sich und küßte sie, als sei es sein gutes Recht.

„Hanna! Hanna! Endlich! Und nun für immer, Hanna!“

Tränen des Glückes stürzten ihr über die Wangen. „Für immer, Georg!“

Lange hielt er sie, lange und innig küßte er sie. Bis der Braune ungeduldig wieherte.

Da lachte Georg Rodewald. „Gleich, Brauner!“

Und er nahm Hanna mit starken Armen von der Steinfliese und trug sie über die Schwelle seines Hauses.

Und sie führte ihn an den Tisch, und er sah, daß sie ihre Rosen für ihn bewahrt hatte, taufrisch und duftig. —

Sie gingen Arm in Arm durch den Garten, wo die Bienen aufgeregt summten. Wohlversorgt stand der Braune an der Krippe.

Der Herr und die Frau des Rodewaldhofes hatten ihm selbst den Mais geschüttet und das Futter vorgeworfen.

„Gesegnet sei uns dieser Morgen, Hanna!“

„Gesegnet sei er uns, Georg!“

Da kamen von fern die Sonntagsglocken, voll und froh und segensvoll.

— Ende. —

ROMANE VON ALFRED FUNKE

Des Königs Schatten

Halbleinenband mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung.
Preis M. 75.—

Der Geist eines Großen in der Diplomatie — Eduards VII. — überschattet als ein wetterschwangerer Hintergrund das bunte Getriebe von Menschen aus vier Nationen. Hamburger Unternehmungsgeist voran, englischer, amerikanischer und französischer Wetteifer nach Möglichkeit diese Bahn kreuzend. Dazwischen Frauen von jener verhängnisvollen Klugheit, die Triumphe über mächtige Männer und damit über Hunderttausende von Geschicken will. Treffsicher in der Charakterzeichnung, geistreich im Dialog, gehört der Roman zu des federgewandten Autors allerbesten Werken. Und so ganz nebenbei ist er eine schlagende Rechtfertigung Deutschlands in der Frage nach der Schuld am Kriege.

Unter zwei Zaren

2. Auflage. Preis gebunden M. 30.—

Das jetzt versunkene Byzanz jenes so legendenumsponnenen Petersburger Hofes mit all seinen Kräften und Gegenkräften, zaristischer Staatsmannsklugheit, religiösem Eifertum, Sinnenlust und nihilistischer Wühlarbeit, mit jener Sofia Perowskaja im Mittelpunkt, die über Rußlands Grenzen hinaus der Welt Blicke auf sich zog und mit ihrer raffinierten Liebeskunst für so manchen zum Schicksal wurde. Dazwischen zwei reine, ideal gesinnte Menschen, denen inmitten dieses Walpurgistreibens Glück und Erlösung winkt.

Der Roman der Kaiserin Eugenie

2. Auflage. Preis geheftet M. 20.—, gebunden M. 30.—

Der Roman eines Hasses, der Roman jener erst vor wenigen Jahren verstorbenen Frau, die ihr Lebenswerk in der fanatischen Verfolgung alles Deutschen gesehen hat und deren Wille mitbestimmend wurde für die Vorgänge, die zum Kriege von 1870/71 führten. „Die Kaiserin gewinnt immer. Wenn der Wind so weiter weht, werden wir in einer Woche den Sturm haben."
(Ollivier zum Herzog von Gramont.)

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage
W. VOBACH & CO., LEIPZIG

ROMANE VON HANS POSSENDORF

Der Tiger vom Mercato

Roman aus dem dunkelsten Neapel. Halbleinenband mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung. Preis M. 65.—

Possendorf schreibt hier auf Grund eigenen Schauens an Ort und Stelle. Wiederum zeigt sich des Autors stark dramatische Begabung, mit der er die Handlung straff aufbaut, spannend zu steigern versteht und folgerecht durchführt. Die Schilderungen der Oertlichkeiten und Sitten, besonders die interessanten Aufschlüsse über die Gebräuche der weltbekannten Verbrecherorganisation der Camorristen, beruhen auf eingehenden, kulturhistorischen Studien. Sie sind daher nicht nur farbenkräftig und lebenswahr, sondern auch ungemein packend und halten den Leser in atemloser Spannung bis zum Ende des blendend geschriebenen Romans.

Das verlorene Lied

Mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung. 10. Tausend. Kartoniert M. 25.—, gebunden in modernem Pappband M. 30.—, in Halbleinen M. 40.—

Ein Werk, das den Leser sofort durch das starke Tempo seiner Handlung in seinen Bann schlägt und mit fortreißt. Im Mittelpunkt steht der Kampf eines genial veranlagten Musikers um sein Werk und seine Liebe, den er nach schweren Enttäuschungen zum glücklichen Ende führt. Im Laufe der spannenden Ereignisse wird an seinem Schicksal die Märchenoper vom verlorenen Liede zur Wirklichkeit.

Kapitän von Holtens letzte Fahrt

Mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung. 10. Tausend. Kartoniert M. 25.—, gebunden in modernem Pappband M. 30.—, in Halbleinen M. 40.—

Kein Kriegsroman, wie der Titel vermuten läßt, sondern ein Roman der Hamburger Reederwelt. In packend gesteigerter Handlung, die von der Alster bis zum fernen Ganges führt, spielt sich das zur Katastrophe drängende Schicksal einer Großkaufmannsfamilie ab, deren Ruf durch das Ränkespiel eines Glücksjägers gefährdet ist. Erst in letzter Stunde gelingt es der Heldin, einer Halbblutindierin, über deren liebliche Gestalt der Zauber ihrer exotischen Heimat gebreitet ist, die Intrigen aufzudecken und den Namen des Kaufmannshauses zugleich mit der Ehre ihres eigenen Vaters zu retten.

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage

W. VOBACH & CO., LEIPZIG

Irrendes Blut

Roman aus dem Leben an der unteren Wolga
von
GEORG URBAT

Halbleinenband mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung
Preis M. 40.—

Steppenlandschaft mit ihrer Unbegrenztheit, und in ihr Menschen von melancholischer Schwere, unterbrochen von wilder Leidenschaft, ohne Zivilisation und — ohne Kultur. Nur die Kaufmannsfamilie, in deren Haus die Fäden der Handlung zusammenfließen, pflegt eine Kultur des Herzens. Katja, die Tochter, ist neben ihrem Pflegling und geheimen Lehrer — einem für das kommunistische Ideal zum Fanatiker gewordenen Studenten — die Heldin des Romans. Kaum kann sie sich dem bezwingenden Einfluß jenes begabten Willensmenschen noch entziehen, da zerbricht in letzter Stunde der Bann, und Katja findet den Weg an die Seite des Geliebten ihrer Jugend.

Die Lebenskurve

ROMAN VON LOUIS COUPERUS

Mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung

Preis kartoniert M. 25.—, in modernem Pappband M. 30.—,
in Halbleinen M. 40.—

Ein neues Buch des feinsinnigen Niederländers, der sich auch in Deutschland einen großen Leserkreis erobert hat, bedeutet jedesmal einen ganz besonders erlesenen Genuß. Der vorliegende Roman zeigt Couperus auf der alten Höhe seiner glänzenden Schilderungs- und Erzählungskunst, mit der er hier das Schicksal zweier seltener Menschen gestaltet, die, füreinander bestimmt, sich finden, um sich doch schließlich wieder zu verlieren, da jeder der ihm vom Schicksal vorgezeichneten Lebenskurve folgen muß.

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage
W. VOBACH & CO., LEIPZIG

VOBACHS SPIEL- UND BESCHÄFTIGUNGS-BÜCHER

Nütze die Zeit

Ein neues Beschäftigungsbuch für Knaben
von
WALTER ZIEGLER

Mit 280 erläuternden Abbildungen und naturgroßen Schnittzeichnungen im Text und auf zwei Tafeln. Halbleinenband M. 65.—

Kleine Wunderwerke der Schaffenslust in bunter Fülle, Rüstzeug für den Augenblick, in dem der Knabe als Jüngling ins Leben hinaus soll, um mit Gewandtheit und praktischem Blick das Herrschgebiet seiner Talente zu erobern.

Töchterchens Zeitvertreib

Ein neues Beschäftigungsbuch für Mädchen
von
WALTER ZIEGLER

Mit über 400 erläuternden Abbildungen und naturgroßen Schnittzeichnungen im Text und auf zwei Tafeln. Halbleinenband M. 65.—

Kein noch so vielseitig ausgestattetes Schaufenster eines ersten Spielwarengeschäftes kann in so erschöpfendem Maße dem Wünschen und Sehnen unserer heranwachsenden Töchter Erfüllung verheißen wie dieses Schatzkästlein kindlicher Kleinkunst.

Im Reiche der Chemie

Ein chemisches Experimentierbuch für Knaben
von
GUSTAV VOGEL

Mit 53 erläuternden Figuren im Text. Halbleinenband M. 65.—

Kurzweilig — nützlich — gefahrlos. Nur zur Darstellung solcher chemischen Stoffe leitet das Buch an, die im Hause praktische Verwendung finden können. Keine Mutter braucht daher Explosionskatastrophen zu befürchten, wenn sie dieses verdienstvolle Werk in den Händen ihres Sohnes weiß.

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage
W. VOBACH & CO., LEIPZIG

VOBACHS SPIEL- UND BESCHÄFTIGUNGS-BÜCHER

DREI BÜCHER VON HERMANN PFEIFFER:

Das Buch der Bastelkünste und Liebhaberarbeiten

Mit 250 Modellbildern und 140 erläuternden Zeichnungen. Dritte Auflage. Preis gebunden M. 65.—

Das Buch der Kunststücke, Gesellschaftsscherze und Probleme

Mit über 300 Abbildungen und Figuren im Text. Vierte Auflage. Preis gebunden M. 70.—

Arbeiten aus Zigarrenkistenholz

Spielsachen, Zier- und Gebrauchsgegenstände

Mit einem Titelbild, 348 Zeichnungen und 71 Abbildungen ausgeführter Modelle im Text und auf zwei Tafeln. Zweite Auflage. Preis gebunden M. 65.—

*

Der einzig dastehende Vorzug

an „Vobachs Spiel- und Beschäftigungs-Büchern" sind die in jedem Werk bis in die Einzelheiten abgebildeten ausgeführten Modelle. Diese Tatsache macht die Bücher konkurrenzlos; denn die gesamte übrige Spielzeugliteratur bietet diesen Vorteil nicht. Er springt ins Auge, wenn man die Kinder nach unseren und nach anderen Spielbüchern basteln sieht: nach „Vobachs Spiel- und Beschäftigungs-Büchern" können sie ohne jede Schwierigkeit arbeiten, nach allen anderen nicht. — Erfreuen Sie Ihre Kleinen mit diesen Büchern und sparen Sie selbst durch deren Anschaffung die Ausgaben für die so teuren Fertigspielsachen.

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage

W. VOBACH & CO., LEIPZIG

VOBACHS FRAUEN-ROMANE

Jeder Band mit mehrfarbiger Künstler-Titelzeichnung

Käthe van Beeker: Die Familie von Ellernbruck. Amor und die Standesvorurteile / 20. Tausend. Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Emile Erhard: Die Rose vom Haff. Hinter den Kulissen der Fürstenhöfe. / 45. Tausend . . . . . Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Emile Erhard: Gräfin Ruth. Roman der vornehmen und eleganten Welt / 40. Tausend . . . . . Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Ada von Gersdorff: Durch Kampf zur Krone. Die Macht sieghafter Liebe / 30. Tausend . . . . . Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Julia Jobst: Die wilde Jagd. Erfindergenie und Verbrechen / 12. Tausend / Preis gebunden **M. 50.—**

Julia Jobst: Ich warte. Halligkind und Weltdame. 25. Tausend / Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Julia Jobst: Laß mich allein. Kampf einer Frau um den Lebensberuf / 20. Tausend . . . . . Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Hilde von Selkow: Nun bin ich Dein. Durch verfehlte Ehe zum Seelenfrieden / 34. Tausend. Preis gebunden . . . . . **Mark 50.—**

Teo von Torn: Baroneß Übermut. Lustige Mißverständnisse, gelöst durch Heiterkeit und Liebe. 16. Tsd. Preis gebunden . . . . . **Mark 40.—**

Sämtliche neun Bände in Geschenkkassette Preis Mark 550.–

Preise freibleibend!

Bestellen Sie bei einer Buchhandlung oder, wo keine solche bekannt, gegen Einzahlung des Betrages nebst Porto auf Postscheckkonto Leipzig 51326 beim Verlage

W. VOBACH & CO., LEIPZIG